

VOM KILIMANJARO ZUM RUWENZORI



Eine abenteuerliche Reise durch das Herz Afrikas

VOM KILIMANJARO ZUM RUWENZORI

Unterwegs in Afrikas Savannen

Angefangen hat alles bereits lange vor dieser Reise. Damals unternahm ich von Mombasa an Kenias Küste des Indischen Ozeans ausgehend, meine erste größere Safari.

Langsam rollt der Bus unserer kleinen Touristengruppe über den vom Regen ausgewaschenen Naturweg durch den westlichen Teil des Tsavo-Nationalpark im Südosten von Kenia. Weit in der Ferne ist bereits der Kibo, der schneebedeckte Hauptgipfel des Kilimanjaro zu erkennen, der sich diffus aus dem Dunst der Savanne erhebt.

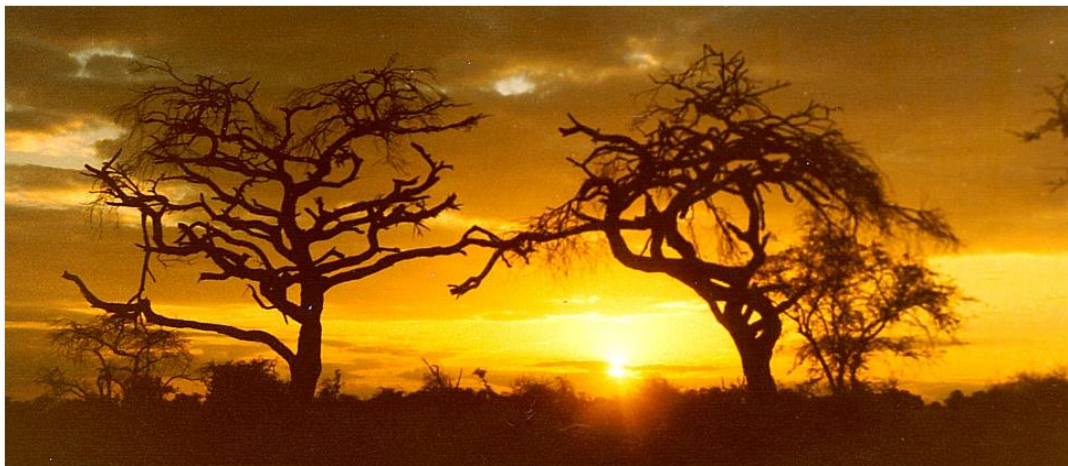


Etwa zwei Kilometer vor uns erhebt sich ein niedriger Hügel aus der roten Erde des Tsavo. Es ist so, als sei mir schwindelig, der ganze Berghang scheint sich nach oben zu bewegen, bergaufwärts. Beim Näherkommen klärt sich das Phänomen auf. Eine

riesige Elefantenherde, es sind einige tausend Tiere, zieht langsam den Berg hinauf. Die Elefanten haben vom „Einpudern“ die gleiche rotbraune Farbe, wie die Erde der Tsavo-Savanne. Deshalb heben sie sich kaum von der Umgebung ab und es erweckt auf größere Distanz den Eindruck, als ob der ganze Berg sich bewegen würde. Elefanten „pudern“ sich zum Schutz vor Parasiten häufig mit Staub ein, den sie sich mit dem Rüssel über den Körper blasen.

Etwa eine Stunde später treffen wir auf eine kleinere Gruppe von Elefanten, ungefähr zehn Tiere. Während wir nur etwa fünfzig Meter entfernt stehen, besteigt ein jüngeres männliches Tier ein Weibchen aus der Gruppe und beginnt sich mit ihm zu paaren. Unsere Gegenwart stört die Tiere überhaupt nicht.

Der Tsavo-Nationalpark ist bekannt für seinen großen Elefantenbestand. Anfang der achtziger Jahre wurde der Bestand hier auf etwa 50000 Tiere geschätzt. Doch inzwischen wurden die Elefanten auch hier durch Wilderei dezimiert.



Zwei Jahre später stehe ich auf einem Hügel des Soit Ololol Escarpment am Rand des Masai-Mara Reservates im Südwesten Kenias. Von hier aus habe ich einen prächtigen Überblick über fast das gesamte Wildschutzgebiet am Mara River. Warm bläst der Wind aus der heißen Maraebene herauf auf die Höhe der Berge und wiegt das trockene hohe Gras in seinem sanften Takt. Unten in der Ebene sieht man Büffelherden grasen, vereinzelte Giraffen ziehen graziös vorüber, die vielen Gruppen von Zebras und Gnus erscheinen wie dunkle Flecken in sie umgebenden Grün gelb der Savanne.

Zur Zeit der großen Tierwanderung im Oktober ziehen die Herden von Gnus und Zebras hier wie Rauch über die Ebene und die Raubkatzen folgen ihnen auf ihrem jährlichen Zug durch die Savanne.

Wieder unten im Tal entspanne ich mich mit Angeln im Camp direkt am Marafluss. Ein sanfter Wind weht aus der heißen Steppe durch das Camp im Schatten alter Bäume und bringt einen würzigen Duft nach trockenem, von der Sonne erhitztem Gras und Tieren mit sich. Aus einem der Bäume ertönt das monotone Lied der afrikanischen Taube, die überall in den afrikanischen Steppen zu hören ist. Unter mir rauschen die Fluten des Maraflusses über glattgewaschene und teilweise mit Moos bewachsene Flusssteine. Während ich so in Gedanken versunken in die strömenden Fluten schaue, ertönt etwa fünfzig Meter flussaufwärts ein lautes Prusten, gefolgt von einem interwallartigen Gurren. Ein Flusspferd reißt drohend sein Maul auf zum Zeichen: hier ist mein Revier, komme mir bloß nicht näher. Ich verstehe und ziehe mich vorsichtshalber noch ein Stückchen zurück, um weiter flussabwärts mein Anglerglück zu versuchen. Am Abend gibt es frisch gefangenen Wels zum Dinner.

Während der folgenden Nacht im Zelt sind die Geräusche der Wildnis dann ganz nahe. Zebras grasen nur wenige Meter vom Zelt entfernt, ich kann deutlich hören, wie sie das Gras abbeißen.

Das ferne Brüllen eines Löwen und das schaurige Kichern der Hyänen gehören zu den eindrucksvollsten Geräuschen der Nacht in Afrikas tierreiche Savannen. Dieses hautnahe Erleben der Wildnis ist es, das mich immer wieder fasziniert, was mich immer wieder zurückkehren läßt, in die endlos weiten Steppen und Savannen Afrikas, mit ihren riesigen Wildherden.



Aufbruch nach Afrika

Die endlosen Savannen Ostafrikas sehe ich in Gedanken schon vor mir, so wie ich sie auf etlichen Reisen dort hin schon erlebt habe. Mit ihren Tieren, ihren weiten sonnenüberfluteten Landschaften, über denen einige weiße Cumuluswolken dahinschweben, mit den Masai, die in ihre roten Tücher gekleidet mit dem Speer in der Hand ihre Rinder- und Ziegenherden durch das weite Grasland treiben. Ich höre schon das Lagerfeuer knistern und die Tiere durch die Nacht rufen. Ich sehe schon die fruchtbaren Kulturlandschaften vor mir, mit ihren Kaffeeplantagen und Bananenheinen. Aber ich werde auf der geplanten Tour, die vom Kilimanjaro zum Ruwenzori führt, auch viel Neuland erleben, neue Eindrücke erfahren. Was wird mich in den geheimnisvollen Urwäldern im Inneren Afrikas erwarten? Die Expedition wird in das Rückzugsgebiet der letzten Berggorillas der Erde führen. Sollten wir tatsächlich einige, dieser intelligenten Tiere zu sehen bekommen? Das wäre sicherlich ein unvergesslicher Höhepunkt der Reise. Dann wollen wir zu den

sagenumwobenen Pygmäen vordringen und einen kleinen Eindruck von deren Leben im dichten Dschungel bekommen.

Auch auf dieser Safari soll das Erleben der ursprünglichen Natur im Vordergrund stehen, das Erleben der endlosen, von Menschen fast unberührten Landschaften mit ihrem schier unerschöpflichen Tierreichtum. Die Naturvölker, die dort im Einklang mit der Natur leben, wie es seit Jahrtausenden Tradition ist, sollen auf dieser Tour aber auch ihren Platz finden, denn sie sind mit diesen Urlandschaften untrennbar verbunden.

So mache ich mich wieder mal auf, in Richtung Afrika. Neun Mal habe ich diesen Kontinent bisher schon besucht. Es ist der 12. Dezember 1987, als ich auf dem Internationalen Flughafen von Nairobi ankomme.

Meine Expeditionsgruppe, der ich mich für die Tour in Richtung Zentralafrika anschließe, werde ich erst in einer Woche treffen. Zuvor möchte ich noch den Amboseli-Nationalpark im Süden Kenias am Fuße des Kilimanjaro besuchen.

Kilimanjaro

Die Skyline von Nairobi lasse ich schnell hinter mir, die Landschaft geht bald über in offene Savanne. Mit meinem gemieteten Geländewagen fahre ich auf der gut ausgebauten Straße genau nach Süden, in Richtung Namanga an der tansanischen Grenze. Auf der rechten Seite grenzt die Straße an den Nairobi Nationalpark. Giraffen äsen gleich neben der Straße an den Schirmakazien, Gazellen weiden im trockenen Gras der Savanne.

Nachdem ich den Nationalpark hinter mir gelassen habe, sehe ich die ersten Masai, die mit ihren Rindern und Ziegen umherziehen. Es sind meist junge Burschen, denn das Hüten der Herden ist ihre Aufgabe. Einige ältere Masai sitzen unter Schirmakazien und halten Mittagsruhe. Nach etwa einer Stunde Fahrzeit passiere ich die Masaistadt Kajiado und nach einer weiteren Stunde erreiche ich Namanga. Straßenhändlerbuden säumen die Straße. Aufdringlich, teilweise aggressiv bieten die Händler ihre Waren an, bedrängen mich, etwas zu kaufen. Deshalb schaue ich, dass ich schnellst möglich weiterkomme. Später, in Tansania, so hoffe ich, werde ich noch genügend Einblick in das ursprüngliche Leben der Masai bekommen. Hier, in der Umgebung des Amboseli sind die Masai ohnehin vom Massentourismus beeinflusst und man kann kaum noch vom ursprünglichen Leben sprechen.

Hier ist der Amboseli-Nationalpark mein Ziel, um am Fuße des Kilimanjaro einige interessante Tierbeobachtungen zu machen.

Von Namanga aus geht eine Abzweigung Richtung Westen. Die Straße ist schlecht, staubig, steinig, eine dichte Staubwolke verfolgt das Fahrzeug auf der Weiterfahrt Richtung Kilimanjaro.



Schon vor Namanga habe ich den Kilimanjaro sehen können, das heißt, sein schneebedecktes Haupt, das erhaben über den Wolken thront. Jetzt komme ich dem knapp 6000 Meter hohen Berg immer näher. Doch ich kann ihn nicht mehr sehen, er ist dicht mit Wolken verhangen und außerdem versperren immer wieder kleinere Gebirgszüge den Blick zum Kilimanjaro.

Ich durchfahre eine karge Landschaft, Felsen, vulkanische Lavafelder, es ist heiß und staubig. Plötzlich, nach einer Rechtskurve, öffnet sich die Landschaft. Ich blicke über eine weite, von gelbem Steppengras bedeckte Ebene, an deren Ende sich das Land langsam hebt und in die Nordhänge des Kilimanjaros übergeht. Nur kurzzeitig gibt die Wolkendecke, die den Berg fast vollständig einhüllt, den Blick auf seine beiden Gipfel Mawenzi und Kibo frei.

Verstreute Galleriewälder unterbrechen das eintönige Gelb der Ebene mit ihrem frischen, satten Grün. Weiter westlich glänzen die Fluten des flachen Amboselisees in der Spätnachmittagssonne. In einigen Wochen, wenn im Februar die Trockenzeit ihren Höhepunkt erreicht, wird der flache See ganz verdunstet sein und Sandstürme werden die verdorrte Ebene in einen grauen Staubdunst hüllen.

Gegen abend erreiche ich mein Camp, wo ich für die nächsten Tage ein geräumiges Zelt beziehe. Eigentlich soll man von hier aus freien Blick auf den Kilimanjaro haben, doch die Wolkendecke in Richtung des Bergriesen ist dicht und lässt keinen Blick auf ihn zu.

Bei Sonnenuntergang unternehme ich noch eine Erkundungsfahrt in die nähere Umgebung. Es ist immer wieder ein tolles Erlebnis am Abend durch die wildreichen Gebiete Afrikas zu fahren und die Stimmung zu genießen, wenn sich die Tiere am Ende des Tages für ihre Nachtruhe zurückziehen.

Ich fahre an fast endlosen Zebraherden vorbei, die friedlich im flachen Licht des Abends äsen, einige Schakale huschen durch das hohe Gras, um vielleicht einen Hasen zu erbeuten oder sich an einem Stück Aas zu laben. Unzählige Gazellen ziehen grasend über die Steppe. In einem Gebiet mit höherem Buschwerk und Baumbewuchs haben sich mehrere Giraffen eingefunden, um an den hohen Zweigen die frischen Blätter abzufressen, die jetzt nach der Regenzeit noch saftig und zart sind. Ein gutes Stück weiter westwärts erkenne ich eine größere Herde Elefanten, die in der offenen Steppe am Rande eines Wäldchens grast. Ich nähere mich der Herde langsam. Die Tiere stehen weit verstreut im hohen Gras, so kann ich mitten in die Herde hineinfahren. Ich stoppe das Fahrzeug, schalte den Motor ab und genieße die abendliche Stimmung zwischen den urweltlichen Riesen. Die Herde zieht friedlich dahin, ab und zu höre ich ein zufriedenes Grollen, ansonsten ist außer dem Rauschen des Windes im Gras, dem Zirpen der Grillen und dem Abrupfen des Grases durch die Elefantenrüssel nichts zu hören. Hinter den Elefanten, zwischen den Palmen und Akazien des Galeriewaldes geht jetzt feuerrot die Sonne unter. Ich nehme noch eine Weile die friedliche Stimmung in mich auf, dann fahre ich zurück zum Camp, denn nach Einbruch der Dunkelheit darf man sich nach den Nationalparkvorschriften nicht mehr außerhalb der Campanlagen aufhalten.

Am Abend lausche ich noch lange den Stimmen der Wildnis, dem Zirpen der Grillen dem heiseren Bellen der Zebras, bis ich schließlich nach einem anstrengenden, langen Tag einschlafe.

Das Bellen aus vielen tausend Zebrakehlen treibt mich schon früh aus dem Schlafsack. Ich trete vor das Zelt, um den kühlen Morgen zu begrüßen. Welch ein Anblick! Morgentau überzieht das Steppengras mit einem in der aufgehenden Sonne silbrigrosa glitzernden Perlenkleid, leichter flacher Nebeldunst liegt träge über der ganzen Landschaft. Nur wenige hundert Meter außerhalb des Campgeländes grasen Zebras im grüngelben Gras, die Herde ist weit verstreut, die Tiere stehen in einzelnen Gruppen über das ganze Blickfeld verstreut und verschwimmen am Horizont mit dem Dunst. Zwischen den Zebras laufen auch einige Gazellen umher und in der Ferne, fast vom Dunst verschluckt, erkenne ich drei Giraffen, die friedlich dahinziehen. In einem der alten Bäume des Campes gurrts eine afrikanische Taube ihr monotones Lied, das jeder Afrikareisende kennt und das aus der Savanne genausowenig wegzudenken ist, wie die sengende Sonne und wie das im Wind wogende, trockene Steppengras.



Weit oben über dem Dunst reckt sich mächtig und erhaben ein Berggipfel in den wolkenlosen afrikanischen Morgenhimmel, sein vergletschertes Haupt glänzt zart rosa im Licht der gerade aufgehenden Sonne. Etwas weiter links, also östlich, erhebt sich ein zweiter Gipfel über die Weite der Steppe. Er ist nicht ganz so hoch, wie der andere und mehr zerklüftet. Der Kilimanjaro, in der ganzen Pracht seiner beiden Hauptgipfel Kibo und Mawenzi! 5000 Meter erhebt er sich aus der ihn umgebenden Ebene, die immerhin auch schon rund 1000 Meter hoch liegt.

Nachdem ich diesen einmaligen Anblick tief in mich aufgesogen habe, gibt es für mich kein Halten. Ich setze mich in mein Auto und fahre hinaus, in das erste Morgenlicht über der afrikanischen Steppe.

Ich fahre vorbei an unzähligen Zebras. Gazellen und Antilopen ziehen friedlich äsend durch die Weite der Landschaft, vereinzelt stehen einige Giraffen an Bäumen, den Hals hoch aufgereckt, um an die oberen jungen Triebe zu kommen. In der Ferne ziehen einige Elefanten durch die Steppe, vielleicht ist es die selbe Herde, die ich gestern abend schon beobachten konnte. Nach einiger Zeit halte ich an, schalte den Motor ab und genieße einfach nur die Stimmung mit den vielen Tieren vor der eindrucksvollen Kulisse des Kilimanjaro. Ich steige durch die geöffnete Dachluke aufs Dach des Geländewagens und setze mich hin. Der kühle Morgenwind weht mir den Duft von frischem Gras, vermischt mit dem würzigen Geruch der unzähligen Tiere um die Nase. Hier draußen in der offenen Steppe ist es morgens empfindlich kühl, doch die Sonne beginnt jetzt bereits angenehm zu wärmen.

Mit dem Aufsteigen der Sonne bilden sich auch bald die ersten Quellwolken, die sich erst vereinzelt um den Gipfel des Kilimanjaro gruppieren, später aber zu einer geschlossenen Wolkendecke verdichten und immer mehr den Blick zum Gipfel verdecken.

Nach einer Weile setze ich mich wieder ans Steuer und fahre weiter, vorbei an all den vielen grasfressenden Herdentieren der afrikanischen Savanne. Doch die großen Raubkatzen machen sich rar. So sehr ich mir auch Mühe gebe, Löwen, einen Gepard oder einen Leopard zu finden, nichts, nicht einmal eine Schwanzspitze ist zu sehen.

Langsam verlangt mein Magen nach einem Frühstück, so fahre ich zurück zum Camp und lasse dem Magen auch sein Recht zukommen.

Nach dem Frühstück richte ich mir noch ein paar Wurstbrote für Mittags und schon sitze ich wieder im Geländewagen um den Amboselipark zu durchstreifen. Gegen Mittag, zur Zeit der ärgsten Hitze stelle ich das Auto im Schatten eines Wäldchens ab und beobachte die vorbeiziehenden Tiere, die ebenfalls im Schatten der Bäume Schutz vor der sengenden Sonne suchen. Auf einem alten knorrigen Baum in der

Nähe lärmt eine Horde Paviane. In der nächsten Zeit ziehen vorsichtig ein paar Gnus in den Wald, weiter hinten haben sich zwei Giraffen unter einer hohen Schirmakazie eingefunden. Gazellen und Antilopen ziehen durch und später auch einige Zebras. Von mir mit meinem Auto nehmen sie kaum Notiz. Während der ganzen Zeit streiten die Paviane munter weiter. Ihr Gezanke ist allgegenwärtig, so dass mir kaum auffällt als irgendwann Ruhe einkehrt. Vielleicht ist es auch ihnen zu heiß geworden. Auch andere Tiere kommen keine mehr vorbei und auch in der näheren Umgebung ist nichts mehr zu sehen. Nur das allgegenwärtige Gurren der Taube und das Zirpen der Grillen sowie das Rauschen des Windes im hohen Gras ist noch zu hören. Sanft wiegen sich die reifen Fruchtstände des Grasses in den Intervallen des Windes, der aus der flirrend heißen Steppe in den Wald herein weht. Es herrscht Mittagsruhe, vielleicht stört die Tiere auch meine Anwesenheit mehr als ich denke. So entschlief auch ich mich, Mittagsruhe zu halten, lehne mich im Auto zurück und schlafe ein.

Es ist wohl eine ganze Weile vergangen, als ich plötzlich hochschrecke. Irgend ein Geräusch hat mich geweckt. Der Blick auf die Uhr bestätigt, dass ich mindestens zwei Stunden geschlafen habe. Doch was war das für ein Geräusch? Da ist es wieder. Es hört sich an wie Gezanke, aber anders, als das der Paviane. Die sind ja ohnehin längst verschwunden. Dazwischen ertönt ab und zu ein kehliges Knurren. Die Geräusche kommen aus der Richtung des Buschwerks, das etwa fünfzig Meter links von mir ist. Ich lasse den Motor an und fahre hin. Unmittelbar an dem Gestrüpp ist nichts zu sehen, also fahre ich drum herum. Was ich dann sehe, lässt mir fast den Atem stocken. Unter der großen Schirmakazie die etwa zwanzig Meter von dem Buschwerk entfernt steht, liegt ein Rudel Löwen. Es sind zwei erwachsene Männchen, fünf Weibchen und drei etwa halbjährige Junge. Die Jungen streiten sich und die Alte fährt dann und wann mit einem Knurren dazwischen. Das sind die Geräusche, die ich gehört hatte. Ein Rudel Löwen, nicht einmal hundert Meter von mir entfernt, während ich im Auto schlief, bei geöffnetem Fenster, da wird es mir schon etwas mulmig. Das Eintreffen der Löwen war also auch der Grund für das plötzliche Verschwinden der anderen Tiere.

Die Löwen lassen sich von mir kaum stören, die Jungen stellen zwar vorübergehend das Streiten ein und schauen neugierig herüber, doch nach kurzer Zeit haben sie sich satt gesehen und wenden sich wieder dem Zanken zu.

Nach und nach treffen noch weitere Touristenbusse ein, bis schließlich fast eine kleine Wagenstadt entsteht. Die Nachricht von dem Löwenrudel spricht sich unter den Safarifahrern, die im Amboseli unterwegs sind, schnell herum.

Als die Sonne langsam untergeht verschwinden sie alle wieder und auch ich mache mich vorschriftsgemäß auf den Rückweg zum Camp. Viel getan hat sich nicht mehr, bei den Löwen. Meine Hoffnung, dass sie vielleicht noch vor Sonnenuntergang auf die Jagd gehen, hat sich nicht erfüllt.

Der Abend im Camp wird wieder bestimmt von den vielen Tierstimmen.

Am Morgen bietet sich wieder der gleiche grandiose Blick über die taunasse Ebene mit ihren Wildtieren zum Kilimanjaro, wie am Morgen des Vortages.

Dieser gleiche fantastische Anblick bot sich wohl vor fast 150 Jahren auch dem deutschen Missionar Johannes Rebmann. Genau am 11. Mai 1848 war es, als Rebmann als erster Europäer den Kilimanjaro mit seinem „Sahnehäupchen“ sah. Doch als er später in Europa von seiner Entdeckung erzählte, lachte man ihn nur aus. Schnee am Äquator erschien den damaligen Wissenschaftlern geradezu absurd. Selbst als Rebmann später zusammen mit seinem Kollegen und Freund Ludwig Krapf erneut Richtung Kilimanjaro aufbrach und somit einen Zeugen für seine Entdeckung vorweisen konnte, schenkte man den beiden keinen Glauben. Man warf ihnen Sinnestäuschung vor. Die Nachricht erschien derart absurd, dass sich kein Forscher aufmachte, die Angaben zu überprüfen.

Erst 13 Jahre später blieb es wiederum einem Deutschen, dem Baron Carl Claus von Decken vorbehalten, erste Forschungsergebnisse zu präsentieren und somit Rebmanns Beobachtungen zu bestätigen. Im Juli 1861 marschierte von Decken von Mombasa aus zum Kilimanjaro und versuchte, ihn zu besteigen, scheiterte aber bereits in einer Höhe von etwa 2500 Meter. Ein Jahr später startete von Decken erneut eine Expedition zum Kilimanjaro, schaffte die Besteigung aber wieder nicht. Immerhin erreichte er dieses Mal aber fast die Schneegrenze in etwa 4500 Metern Höhe.

Doch selbst bei seinen Berichten war die europäische Fachwelt noch sehr skeptisch. Mehrere Expeditionen versuchten in der Folgezeit den Gipfel zu erreichen, doch dauerte es noch 28 Jahre, bis der Deutsche Hans Meyer als erster Europäer auf dem höchsten Punkt Afrikas stand. In seiner dritten Expedition innerhalb von drei Jahren errichtete Hans Meyer zusammen mit dem Österreicher Ludwig Purtscheller am 6. Oktober 1889 den höchsten Punkt des Kibos und taufte die bisher unbekannte, 5895 Meter hohe Spitze in „Kaiser-Wilhelm-Spitze“.

Der 5151 Meter hohe Mawenzi mit seinen zerklüfteten, fast senkrechten Felswänden, wurde erst im Jahre 1912 von Fritz Klute und Eduard Oehler erstmals bestiegen. Die Besteigung ist sehr schwierig und nur von erfahrenen Alpinisten zu bewältigen.

Umso verblüffter war man, als man dort oben auf einem schmalen Grat das Skelett eines Kaffernbüffel fand. Es gibt bis heute keine Erklärung, wie das schwerfällige Tier dort hoch kam. Einige Wissenschaftler halten es jedoch für denkbar, dass der Büffel bereits vor Jahrtausenden, als der Gipfel noch weniger erodiert war, dort hoch kam und sein Skelett in dem kalten trockenen Klima konserviert wurde.

Nach der Unabhängigkeit des Staates Tanganjika (Heute Tansania) im Jahre 1961, auf dessen Staatsgebiet sich der Kilimanjaro befindet, nannte Präsident Julius Nyerere die Kaiser Wilhelm Spitze in „Uhuru-Peak“ um (In Deutsch: „Freiheitsgipfel“).



Zu Hans Meyers Zeiten, vor gut 100 Jahren, war eine Kilimanjarobesteigung noch eine abenteuerliche Expedition, angefangen mit dem tagelangen Fußmarsch von Mombasa aus durch den Busch mit seinen wilden Tieren, durch moskitoverseuchte

Sümpfe und heiße Steppen und das Gebiet der verwegenen Masai. Auch andere Stämme erschwerten den Expeditionen das Vorwärtskommen.

Heute ist eine Safari zum Kilimanjaro kein Problem, man kann mit dem Geländewagen fast jeden, noch so entlegenen Punkt der Savanne erreichen und es sind Tausende von Abenteuer touristen, die sich jährlich am Kilimanjaro versuchen. Einer schaffte den Aufstieg von kenianischer Seite aus in etwas über 13 Stunden. So mancher afrikanische Bergführer stand schon einige hundert Mal auf dem Gipfel des Kilimanjaro. (So berichtet Harald Lange in seinem Buch „Kilimandscharo“ von seinem afrikanischen Bergführer Emanuel Petro Minja, der mit 50 Jahren schon über 850 Expeditionen auf den Gipfel begleitet hat.)

Ich bleibe lieber auf dem festen Boden der Savanne nördlich des Kilimanjaro und begnüge mich mit dem Anblick von unten, sofern die Wolkenhülle, die den Kilimanjaro häufig umgibt, es zulässt.



Die nächsten Tage sind bestimmt von ausgiebigen Tierbeobachtungen. Großes Glück ist mir am vierten Tage holt. Schon sehr früh am Morgen breche ich mit dem ersten Tageslicht auf. Bereits wenige Fahrminuten vom Camp entfernt sehe ich unmittelbar neben dem Weg einen Geparden sitzen, der gerade einen Hasen ausweidet, den er wohl erst vor Kurzem erbeutet hat. Zunächst bin ich ganz alleine mit dem Tier, ich habe mein Auto in etwa zehn Meter Entfernung zum Stehen gebracht. Doch es dauert nicht lange, bis die Touristenbusse massenweise anrollen und den armen Geparden fast einkreisen. Der Gepard ist zwar an Touristen gewöhnt, doch das wird dem Tier dann doch zuviel. Langsam und ohne Panik macht er sich davon und verschwindet geschmeidig im hohen Gras.

Im Amboselinalationalpark befinden sich das ganze Jahr über sehr viele Touristen. Er ist von Nairobi aus in wenigen Autostunden zu erreichen und normalerweise auch von gewöhnlichen Autos befahrbar, zumal man die Wege ohnehin nicht verlassen darf. Schwierigkeiten mit dem Auffinden von interessanten Tieren gibt es auch nicht, das Gelände ist eben und weit überblickbar. Man hält einfach nach den größten Autoansammlungen Ausschau, dort wird es dann bestimmt was Interessantes zu sehen geben. So mache auch ich es etwa eine Stunde nachdem ich den Geparden fand. Ich fahre in Richtung eines solchen „Wagendorfes“ und siehe da, im Inneren

der „Wagenburg“ befinden sich zwei ausgewachsene Nashörner, die seelenruhig und von den neugierigen „Glasaugen“ scheinbar unbeeindruckt im Gras äsen. Allerdings empfiehlt es sich, bei Nashörnern immer einen gehörigen Sicherheitsabstand zu halten, denn ein wütendes Nashorn kann ganz schön ungemütlich werden. So hat der Wagenkreis, der sich um diese Nashörner bildete, auch einen respektablen Radius.

Den heutigen Nachmittag bleibe ich im Camp und beobachte vor dem Zelt im Schatten alter Bäume sitzend, die draußen vorbeiziehenden Zebras, Giraffen, Gnus, Büffel und Elefanten, lasse mir den Duft nach trockenem Gras und wilden Tieren um die Nase wehen und lausche dem Lied der Taube und dem Zirpen der Grillen.

Ich entschieße mich, bereits morgen, einen Tag früher, als geplant, den Amboseli-Nationalpark zu verlassen und über Nairobi zum Mount Kenia, dem zweithöchsten Berg Afrikas zu fahren. Dort kann ich dann noch zwei Nächte in der Mountainlodge bleiben und Tiere beobachten, anstatt übermorgen in Nairobi zu übernachten. Die letzte Nacht im Amboseli ist nochmals bestimmt von den Geräuschen der Savanne, bevor ich am nächsten Tag auf die Tagesfahrt zum Mount Kenia aufbreche.

Mount Kenia

Auf der selben Strecke, die ich gekommen bin, fahre ich zurück, Richtung Nairobi. Mir graut schon vor Namanga mit seinen aufdringlichen Touristenmasai. Zu allem Überfluss muss ich dort auch noch tanken. An den Souvenirbuden fahre ich dieses Mal ohne mit dem Fuß vom Gas zu gehen vorbei. Am Ende des Ortes kommt die Tankstelle. Es bleibt mir gar keine Wahl, ich muss tanken, der Tank ist fast leer. Also fahre ich rein, in die Station und lasse volltanken. Mit schlimmer Vorahnung warte ich auf die gierige Meute. Nichts tut sich, die Händler bleiben ruhig an ihren Buden stehen, keiner der Masai erscheint hier an der Tankstelle. Vielleicht ist es ihnen verboten, hier her zu kommen, wie auch immer, jedenfalls lassen sie mich in Ruhe.

Erleichtert fahre ich weiter, Richtung Nairobi. Ich komm zügig voran und erreiche schon nach knapp zwei Stunden die Kreuzung bei Athi River. Hier stoße ich auf die Hauptstraße von Mombasa nach Nairobi. Vorbei an den Elendsvierteln am Stadtrand von Nairobi geht es weiter, Richtung Norden nach Thika, wo ich eine Pause bei den dortigen Wasserfällen einlege.

In diesem Gebiet entspringen die beiden größten Flüsse Kenias, der Tana und der Athi. Nur wenige Kilometer südlich von Thika habe ich einen Zufluss des Athi überquert. Der Athi fließt von hier aus Richtung Südosten durch die endlosen trockenen Weiten der roten Steppen des Tsavo Nationalparks Ost und mündet unter dem Namen Sabaki River bei Malindi in den Indischen Ozean. Hier in Thika bildet der Thikafluss einen wunderschönen, etwa 30 Meter hohen, üppig mit Wald umwucherten Wasserfall. Der Thika wird einige Kilometer weiter nördlich zum Tana River. Dieser macht zunächst einen weiten Bogen nach Norden, bis fast in die Wüsten Nordkenias um dann wieder Richtung Südosten zu schwenken und zwischen Malindi und Lamu in den Indischen Ozean zu münden. Die Ufer des Tana sind üppig bewaldet und bilden eine fruchtbare und wildreiche Oase in den Weiten der Somalisteppes. Im Quellgebiet dieser beiden großen Flüsse, hier in Thika, lege ich am Wasserfall meine Mittagspause ein und gönne mir den Luxus, im feudalen Hotel Blue Post zu speisen.



Nach dem Mittagessen werde ich wieder von Straßenhändlern „überfallen“, die mir ihre Schnitzereien verkaufen wollen. Fluchtartig begeben mich zu meinem Geländewagen und suche das Weite.

Über Sagana und Karatina geht es weiter Richtung Mount Kenia. Die Gegend hier ist sehr fruchtbar. Sisal-, Kaffee- und Teeplantagen erstrecken sich soweit das Auge reicht. Hier ist das Stammesgebiet der Kikuyu, dem einflussreichsten Stamm Kenias. Auch der erste Präsident Kenias, Jomo Kenyatta, war Kikuyu.

In Karatina ist Markttag. Es herrscht buntes Treiben auf dem Marktplatz. Auf selbstgezimerten, wackeligen Marktständen werden die verschiedenartigsten exotischen Früchte angeboten. Da läuft mir das Wasser im Mund zusammen. Also decke ich mich mit frischem Obst ein. Bananen, Mangos, eine Ananas, Maracujas, Andenbeeren - der Vitaminbedarf für die nächsten Tage ist gedeckt.

Immer mehr rückt bei der Weiterfahrt der Mount Kenia ins Blickfeld. Man kann ihn jedoch meist nur erahnen, denn wie der Kilimanjaro, liegt auch die Spitze des Mount Kenia hinter einer dicken Wolkendecke verborgen.

Von Karatina aus geht eine Abzweigung Richtung Mountainlodge. Der Naturweg führt zunächst durch Kleinbauernland. Immer steiler geht es die Hänge des Mount Kenia hoch, zuerst noch durch Bananenheine, dann durch saftige Viehweiden. Es sieht fast aus, wie zu Hause im Schwarzwald. Dann erreiche ich die Grenze des Nationalparks. In engen Kurven windet sich der Weg weiter nach oben, durch dichten Urwald. Riesige Bäume nehmen fast alles Licht, Lianen hängen herunter, die Luft riecht feucht und modrig. Es ist angenehm kühl.

Plötzlich erscheint ein im Blockhausstil errichtetes Gebäude im dichten Blättergewirr von Bäumen, Farnen und Lianen, die Mountainlodge. Altitude (Höhe über NN) 7200 Feet, 2195 Meter, steht über dem Eingang. Meerkatzen klettern an den Holzwänden herum. Man hat das Gefühl, gleich würde sich Tarzan an einer Liane aus den umliegenden Baumkronen schwingen.

Ich gehe hinein und bekomme mein Zimmer zugewiesen. Alles riecht nach Holz, es knarrt bei jedem Schritt. Vom Zimmer aus habe ich einen prächtigen Blick über die hinterm Haus gelegene Wildtränke, wo sich gerade zwei Buschböcke an der Salzlecke laben.



Über den Urwaldbäumen gegenüber der Wildtränke hängen dicke Gewitterwolken. Irgendwo hinter diesen bedrohlich dunklen Wolken muss der Gipfel des Mount Kenia sein.

Die Wolken werden dicker und kommen näher. Dumpfes Grollen kündigt einen baldigen Regenguß an.

Schon nach wenigen Minuten fallen die ersten schweren Tropfen, die bald mehr werden und schließlich in wahren Sturzbächen vom Himmel rauschen. Die Antilopen an der Tränke sind längst im schützenden Wald verschwunden. Laute Donnerschläge zerreißen die Luft, Sturmböen peitschen den Regen in die Lichtung. Man könnte glauben, jeden Moment geht die Welt unter.

Doch ebenso plötzlich, wie das Gewitter kam ist es auch wieder vorbei. Der Himmel reißt auf, die Abendsonne kommt heraus und scheint auf die große, mit saftig grünem

Gras bewachsene Lichtung hinter dem Haus. Feuchter Dunst hängt über dem tropfnassen Urwald und hoch oben, über den Bäumen geben die Wolken den Blick frei auf den steilen, zerklüfteten, vereisten Gipfel des Mount Kenia.

Batian, der höchste Gipfel, 5199 Meter hoch, ist benannt nach dem einflussreichsten Masai, Mbatian, der vor über hundert Jahren als „Laibon“ (Medizinmann, Seher) so etwas wie ein Häuptling aller Masai war. Offiziell gab es allerdings noch nie einen gemeinsamen Häuptling der Masai.

Als erster Europäer erblickte Ludwig Krapf 1849 den Mount Kenia und fünfzig Jahre später stand der Engländer Halford Mackinder als erster Weißer, vielleicht als erster Mensch überhaupt, auf dem 5199 Meter hohen Gipfel. Es ist zwar denkbar, jedoch sehr unwahrscheinlich, dass vor ihm bereits einheimische Afrikaner den schwer erreichbaren Gipfel erstiegen haben. Es gibt jedoch alte Erzählungen, wonach Afrikaner barfuß die Gipfelregion unterhalb der zerklüfteten Gipfelfelsen erreicht haben.

Wie der Kilimanjaro ist auch der Mount Kenia vulkanischen Ursprungs. Aber der Kenia ist bereits weit mehr verwittert und wesentlich steiler als der Kilimanjaro. Er kann nur von erfahrenen Alpinisten mit Kletterausrüstung bestiegen werden.

Beide Berge sind durch vulkanische Aktivität am Rande des Rift Valley, dem längsten Grabenbruch der Welt, entstanden. Auf der anderen Seite des Grabens, der sich vom Roten Meer bis hinunter ins Sambesital erstreckt, steht an der Grenze zu Uganda der Mount Elgon(4322 m), ebenfalls ein Vulkan, der seine Entstehung dem Aufbrechen des Tales verdankt.

Alle diese Berge erhalten eine sehr hohe Niederschlagsmenge und so konnten sich an ihren Hängen dichte, nebelverhangene Urwälder bilden, die nach den Sagen der Eingeborenen die Heimat von Geistern, Dämonen und Göttern sind. Wenn man die Berge hinter ihren düsteren Wolkenvorhängen sieht, kann man diesen Glauben der Afrikaner durchaus nachempfinden. In den dunklen Wäldern rund um diese Berge leben noch einige sehr seltene und geheimnisvolle Tierarten, wie zum Beispiel das sehr scheue und hübsche Bongo, eine Antilope die auch die Einheimischen nur sehr selten zu Gesicht bekommen.

Nachdem der Regen nun vorbei ist, setze ich mich hinaus, auf die offene Aussichtsterrasse mit Blick auf die Wildtränke und lausche den Stimmen des Dschungels. Die Luft ist erfüllt vom Zirpen tausender Zikaten, die vielen Vogelstimmen kann ich beim besten Willen nicht bestimmen. Zwischendurch ertönt der Ruf eines Affen, der in den endlosen Wäldern widerhallt.

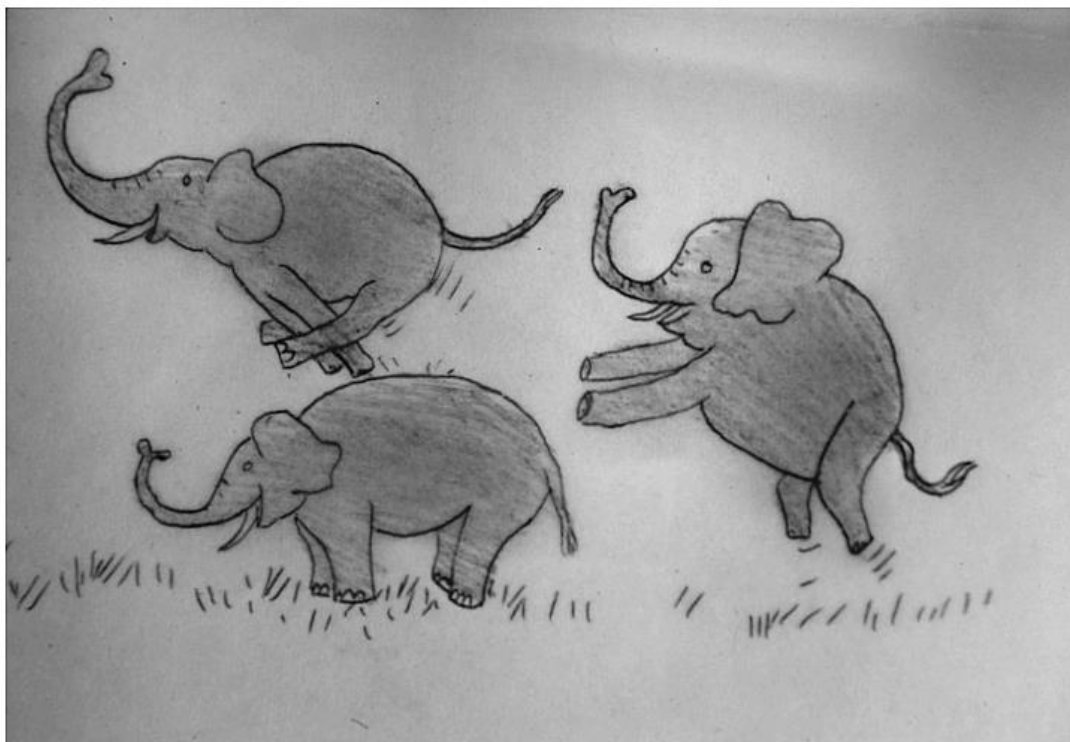
Langsam ziehen aus einer Lücke im Dickicht gegenüber einige Waldbüffel auf die Lichtung. Die Waldbüffel sind kleiner als ihre Verwandten draußen in der Savanne. Die Buschböcke, die schon gleich nach dem Regen wieder aus dem schützenden Dickicht an die Tränke zurück kamen, weichen respektvoll zur Seite, als die Büffel an die Wasserstelle treten. Später erscheinen noch einige Riesenwaldschweine. Die schwarzen Tiere haben Ähnlichkeit mit unseren Wildschweinen, sind aber deutlich größer und massiger.

Eine ganze Weile herrscht friedliches Saufen unter den Tieren an der Tränke. Dann ertönt ein lautes Knacken aus dem Wald. Ein dumpfes, langgezogenes Grollen dringt aus dem Dickicht. Zu sehen ist nichts, aber die Buschböcke und die Schweine suchen schleunigst das Weite und verziehen sich in den hinteren Teil der Lichtung, weiter links. Die Büffel bleiben noch stehen und schauen nach der rechten Seite, saufen dazwischen aber weiter. Wieder ertönt ein Knacken, wie brechende dürre Äste. Plötzlich wird das Geäst auf der rechten Lichtungsseite beiseite geschoben und ein riesiger Elefant tritt aus dem Urwald heraus. Majestätisch steht er jetzt am Rande des Waldes auf der Lichtung und wird von der Abendsonne angestrahlt. Dicht hinter ihm tritt noch ein zweiter, etwas kleinerer Elefant aus dem Unterholz. Plötzlich erhebt der Erste seinen Rüssel und setzt sich in Bewegung. Zielstrebig und grollend schreitet er auf die Büffel an der Tränke zu. Nur widerwillig weichen sie zur Seite.

Aber als auch der zweite Elefant, gefolgt von fünf weiteren Jumbos unterschiedlicher Größe Richtung Tränke schreitet, räumen die Büffel dann doch das Feld. Das Recht des Dschungels: der Stärkere hat sich durchgesetzt. Nun sind die Elefanten mit dem Saufen und Suhlen an der Reihe. Die Büffel verschwinden wie geprügelte Hunde im Wald, während die Antilopen weiterhin im hinteren Teil der Wiese grasen. Von den Riesenwaldschweinen ist nichts mehr zu sehen. Die Elefanten, die etwas kleiner sind, als ihre Artgenossen im offenen Land, suhlen nun an der Tränke, streiten, kämpfen miteinander, spritzen mit dem Wasser herum, gurgeln, krumpeln und trompeten kurz: sie fühlen sich sauwohl. Sie sorgen nicht nur bei sich selbst für Heiterkeit, sondern auch bei den Zuschauern auf der Aussichtsterrasse, fast wie im Zirkus. Nur dass es sich hier nicht um eine einstudierte Dressurnummer handelt, sondern um das natürliche Spiel wilder Elefanten, die sich einfach wohlfühlen in der frischen Abendluft nach dem nachmittäglichen Gewitter.

Bei mir meldet sich langsam der Magen und ich geh etwas essen , um gleich danach wieder dem Treiben der Dickhäuter zuzusehen. Nachdem sich die Elefanten nach Herzenslust ausgetobt haben, ziehen sie langsam wieder in den Wald. Sofort erscheinen wieder die anderen Waldbewohner auf der Lichtung zum Saufen: Buschböcke, Wasserböcke, Büffel, Schweine. Nach den Eintragungen im Beobachtungsbuch der Lodge kommt es sogar vor, dass sich ab und zu einmal ein Leopard an der Wildtränke zeigt. Heute abend ist jedoch keiner zu sehen. Später erscheinen allerdings die Elefanten wieder. Und dieses Mal haben die Büffel ihre Lektion noch in Erinnerung: ohne lange Umschweife verziehen sie sich außerhalb der Sichtweite der Elefanten. Doch die Elefanten bleiben nur kurz zum Saufen, dann brechen sie auf der gegenüberliegenden Seite durch das Unterholz davon.

Es ist schon spät geworden und ich werde mich langsam schlafen legen. An der Rezeption gibt es eine Liste in die man sich eintragen kann. Man wird dann beim Erscheinen bestimmter Tierarten geweckt. Ich trage meine Zimmernummer ein und die Tiere Leopard, Nashorn und Bongo. Bei letzterem musste der Afrikaner an der Rezeption schmunzeln. Vielleicht dachte er sich, genauso gut hätte dieser Tourist auch Eisbär reinschreiben können. Wie auch immer, ich durfte ungestört schlafen.



Morgens herrscht wieder das übliche Kommen und Gehen an der Wildtränke. Der Kleinere weicht, wenn der Größere kommt.

Ich mache heute eine Rundtour durch das zentrale Hochland Kenias. Über Nyeri fahre ich die 120 Kilometer gut ausgebaute Straße nach Nyahururu. Hier im Hochland herrscht ideales Klima für Landwirtschaft. Es ist das ganze Jahr Mai. Die Temperaturen liegen ganzjährig bei 20-26 Grad, nachts wird's jedoch frisch, nur 5-10 Grad. Niederschlag fällt reichlich und regelmäßig. Und die Äquatorsonne scheint auch fast jeden Tag. Wen wundert's da, dass die Elefanten am Mount Kenia vor Freude fast Bocksprünge vollführen, während ihre Verwandtschaft in den heißen Savannen schwermütig dahindöst?

In ca 2500 Metern Meereshöhe überquere ich den Äquator. Es ist früher Vormittag und es ist ziemlich frisch. Heute morgen in der Frühe, als ich in der Mountain Lodge aufbrach, war es nur wenige Grade über null. Bei meinem kurzen Zwischenstop an der Äquatorlinie werde ich sofort von Händlern belagert. Die sind hier also auch nicht besser, als die Masai in Namanga, denke ich mir und suche verzweifelt nach Erklärungen, die den Händlern klarmachen, dass ich ihr Zeug nicht brauche, ohne sie zu kränken. Es gelingt mir nicht. Ich kann sie erst abschütteln, als ich fluchtartig ins Auto springe und davonbrause.

Nyahururu ist ein hübsches kleines Städtchen. Es liegt etwa 2500 Meter hoch und an seinem Ortsrand gibt es einen wunderschönen, über hundert Meter hohen Wasserfall. Und das Tollste: An diesem Wasserfall gibt es keine Souvenierverkäufer. So kann ich mich in aller Ruhe oberhalb des Wasserfalls hinsetzen und in die rauschenden Fluten blicken.

An diesem herrlichen Platz mache ich dann auch gleich meine Mittagspause und entspanne mich beim Rauschen des Wasserfalles im kühlen Schatten alter Urwaldbäume.

Die Landschaft, hier in der Umgebung von Nyahururu ist herrlich schön. Es gibt saftige Wiesen mit fetten Kühen, ja es gibt sogar Tannenbäume (oder so was Ähnliches). Und dafür fliege ich nun um die halbe Welt, wo es das doch auch im Schwarzwald gibt. Nur gibt es im Schwarzwald halt keine bockspringenden Elefanten.

Durch die kühlen Bergregenwälder der Aberdares fahre ich am Nachmittag zurück zur Lodge am Mount Kenia. Auf der Straße durch die Aberdares erschrecke ich ein paar Affen, die auf die Bäume flüchten. Kurze Zeit später erschrecken mich einige Elefanten, die stur auf der Straße stehen und nun flüchte ich mich mit dem Auto fast „auf“ die Bäume.

Nach diesem Schreck am Nachmittag erreiche ich gegen Abend wieder meine Unterkunft und genieße den Abend im Urwald mit den Tieren vor dem Fenster. Etwas Außergewöhnliches gibt es heute nicht mehr zu sehen, keine bockspringenden Elefanten, keine tanzenden Bongos und auch keine fliegenden Eisbären. Aber Buschböcke, Wasserböcke, Büffel, Schweine und sogar zwei Hyänen. Und natürlich sind auch die Elefanten wieder für eine Weile da. Und heute ist es sogar möglich, dass Büffel und Elefanten gleichzeitig saufen können, wenn auch an den gegenüberliegenden Ufern des Tümpels.

Am Abend trage ich mich wieder in die Weckliste ein, für Leopard, Nashorn und Bongo und wieder kann ich ungestört durchschlafen.

Heute wird meine Tour auf eigene Faust zu Ende gehen, heute nachmittag treffe ich die anderen und dann werden wir morgen auf unsere Expedition Richtung Zentralafrika aufbrechen. Ob mit dem großen LKW auch so schöne Tierbeobachtungen möglich sein werden, wie mit dem kleinen Geländewagen bleibt abzuwarten.

Nur noch 100 Kilometer Fahrt auf der guten, geteerten Straße liegen vor mir, dann werde ich in Nairobi sein. Am späten Vormittag fahre ich los. Zuvor harre ich noch

mal auf der Terrasse aus und hoffe, dass doch noch ein Leopard auf der Lichtung erscheint. Aber er kommt nicht.

Die Expeditionsteilnehmer

Nach gut einer Stunde Fahrt erreiche ich Nairobi. Nachdem ich mein Zimmer bezogen habe schaue ich mir am Swimmingpool des Hotels die Leute an und überlege, wer wohl alles zu der Expedition gehört. Vielleicht der Typ da drüben mit dem Bart, oder der Blonde mit der Bierflasche, der aussieht wie eine deutsche Eiche im Herbststurm. Das ältere Ehepaar dort drüben sieht eher nach Luxussafari mit Übernachtung im Hiltonhotel aus. Die beiden anderen dort wirken mehr wie Geschäftsreisende. Aber vielleicht die hagere junge Frau mit dem Bürstenhaarschnitt, die sieht so aus als ob sie sowas machen würde.

In meinem Hotelzimmer habe ich das Gepäck meines Zimmer- und Zeltgenossen gesehen. Uwe heißt er und kommt aus Wolfsburg. Ihn selbst habe ich noch nicht gesehen.

Am Abend in der Hotellounge lüftet sich dann das Geheimnis. Der Bärtige ist nicht dabei und die mit der Masafirsur auch nicht. Dafür die „Geschäftsreisenden“, Werner und Angelika aus Stuttgart, dann das ältere Ehepaar von der „Luxussafari“, Willy und Gerda aus der Gegend von Bonn und „die deutsche Eiche im Sturm“ ist Uwe, also mein Zimmerkollege. Dazu kommen dann noch Hermann und Erika aus dem Südschwarzwald, Matthias aus Mönchengladbach, Anneliese aus Wiesbaden, Erich und Maria aus Berlin und Kurt mit seiner Lebensgefährtin Doris aus Bielefeld. Und dann sind da natürlich noch Ulf und Ricardo., beides erfahrene Afrikatrotter, die schon mit Professor Grzimek am gleichen Lagerfeuer saßen und die Malaria so oft wie andere den Schnupfen haben. Sie hatten die Idee für die Expedition, haben alles erforderliche organisiert und sich bei der Bundeswehr einen ausgedienten, dreiachsigen, allradgetriebenen FAUN gekauft. Mit diesem 12-Tonnen-Monstrum wollen wir die nächsten sechs Wochen über Ost- und Zentralafrikas Straßen und Pisten, und auch abseits dieser, auf Entdeckungsreise gehen. Zumindest für uns wollen wir diese Gebiete neu entdecken, denn offiziell waren sie alle schon vor 100 Jahren ausgekundschaftet und missioniert.

Nachdem wir uns nun also alle kennen, plaudern wir noch ein wenig, trinken ein paar Gläschen Tusker Premium, das Bier mit dem Elefanten auf dem Etikett und ziehen uns dann in unsere Zimmer zurück. Morgen geht es früh los und die anderen sind von der Anreise sowieso alle müde. Die deutsche Eiche gibt mir während der Nacht einen Vorgeschmack auf das, was mich die nächsten Wochen im Zelt erwartet. Der Holzvorrat, den er in einer Nacht sägt, würde ausreichen um unsere Expedition die ganzen sechs Wochen lang mit Feuerholz zu versorgen.

Irgendwann schlafe ich dann doch ein.

MASAILAND

Schon früh am Morgen wird das Gepäck aller Expeditionsteilnehmer in den Truck verstaut und wir erklimmen zum ersten Mal die Leiter zum Innenraum des hohen Fahrzeugs.

Ulf nimmt auf dem Fahrersitz platz, sein Stammplatz für die nächsten sechs Wochen. Nach kurzer Fahrt, vorbei am futuristischen Kenyatta-Kongress-Center, dem Wahrzeichen Nairobis, haben wir das Häusermeer der Innenstadt bereits hinter uns gelassen. Nachdem auch die Wellblechvororte hinter uns liegen geht es durch fruchtbares Farmland Richtung Nordwesten. Am südwestlichen Horizont erscheinen

die Ngong Hills wo Anfang des Jahrhunderts die Farm der Baronin von Blixen (Jenseits von Afrika) lag. Wir entfernen uns jedoch in Richtung Nordwesten und erreichen schon bald einen steilen Geländeabbruch. Vor uns liegt ein weites trockenes Tal, das Rift Valley, der große afrikanische Grabenbruch, der sich über tausende Kilometer von Jordanien bis hinunter ins Sambesital erstreckt. Irgendwann, in Jahrillionen, wird sich hier wahrscheinlich ein neuer Ozean öffnen.

Das Rift Valley wurde von den früheren britischen Kolonialherren den Masai überlassen, „auf ewig, so lange die Masai existieren“. So ist das Rift Valley heute Masailand und dieses Gebiet, das sich bis nach Tansania hinein erstreckt, werden wir in den nächsten beiden Wochen durchreisen.

In engen Kurven windet sich die Straße den steilen Abbruch hinunter. Unten passieren wir die Antennen einer Satelitenstation als letztes Zeichen der modernen Zivilisation und fahren auf der Straße, die nun nach Westen, in Richtung Narok abzweigt, in die trockene Weite des Masailandes.

Trockenes Buschwerk und weit ausladende Schirmakazien bestimmen das Landschaftsbild. Vereinzelt sehen wir Masaihirten mit ihren Ziegen und Rindern durch die unwegsame Landschaft ziehen, ab und zu taucht eine Manyatta, versteckt zwischen den Büschen liegend, auf. Andere Orte gibt es auf der etwa hundert Kilometer langen Strecke bis Narok keine. In der Nähe der Manyattas treffen wir dann auch häufiger auf Masaifrauen mit ihren Kindern, die Krieger und die alten Männer sitzen meist irgendwo im Schatten einer Akazie.

Wir wundern uns über die Masai, die hier barfuß und mit nackten Beinen zwischen den dornigen Büschen herumlaufen, als sei es der Stadtpark einer europäischen Großstadt. Das ist selbst für mich immer wieder verwunderlich, obwohl ich selbst auch über Stock und Stein barfuß laufe.

Uns strapazieren die Dornen schon zu genüge, wenn wir mal für einen Moment hinter einem der Büsche verschwinden müssen.

Vor einigen Jahren, auf meiner ersten Safari, traf ich in dieser Gegend auf eine Gruppe Masaikrieger, die mit Speeren eine Giraffe jagten. Es galt bei den Kriegern traditionell als Mutprobe, wehrhafte wilde Tiere zu töten, am aller Besten natürlich einen Löwen. Heute ist die Jagd auf Löwen und anderes Wild verboten. Die Krieger tun es zwar dennoch manchmal, doch im allgemeinen führen sie ein ziemlich langweiliges Leben, da es ja auch keine Stammeskriege mehr auszutragen gibt. Ebenso gehört die Zeit der Viehdiebstähle durch Masaikrieger der Vergangenheit an. Sengend heiß scheint die Sonne vom Himmel, als wir gegen Mittag eine Pause einlegen und uns im Schatten des Lasters ein paar Brote schmieren. Einige Haufenwolken spenden nur kurzzeitig Schatten.

Ich gehe für einen Augenblick hinter die Büsche, als ich plötzlich durch knackende Geräusche erschreckt werde. Als ich in die Richtung der Geräusche schaue, sehe ich gerade noch zwei kleine Gazellen zwischen dem dornigen Buschwerk davonhuschen. Nach einer weiteren Stunde Fahrzeit erreichen wir die Masaistadt Narok.

Narok ist so etwas, wie der letzten Außenposten der Zivilisation. Weiter südlich gibt es nur noch Wildnis und keinerlei feste Dörfer. Einige Manyattas der Masai sind die einzigen Behausungen, in dieser Buschlandschaft, in der die Nationalparks Masai-Mara und Serengeti liegen. Hier ist das Reich der großen Tierherden Afrikas.

Wir machen in Narok noch einige Besorgungen, der Wagen wird nochmals aufgetankt. Der Dieselvorrat muss für die nächsten beiden Wildniswochen reichen, ebenso der Trinkwasser- und Biervorrat.

Einige Masai kommen her um uns Waren anzubieten. Sie sind jedoch bei weitem nicht so aufdringlich, wie ihre Stammesgenossen in Namanga. Sie stehen nur herum und zeigen uns ihre Kunstartikel. Manche versuchen ein Gespräch anzufangen, was jedoch meist an den mangelnden Englischkenntnissen der Masai scheitert. Und von uns spricht natürlich auch niemand Masai. Ich versuche es mit ein paar Brocken Suaheli, doch auch das verstehen die Masai nicht. Ob es nun daran liegt, dass die

Masai kein Suaheli verstehen, oder ob mein Suaheli einfach nur zu schlecht ist, kann ich nicht herausfinden.

Schließlich finden wir doch einen jungen Burschen, der ganz stolz ist, uns seine Englischkenntnisse unter Beweis zu stellen. Zur Belustigung aller umstehenden Masai plaudern wir ein wenig mit ihm, wie er heißt, wie wir heißen wie alt er ist und wo er Englisch gelernt hat. Dann noch wo wir herkommen und wo wir hin möchten, bis er uns dann verlegen anlächelt zum Zeichen, dass er doch nur wenig versteht. Dennoch hat es uns genauso wie den Masai Spaß gemacht, uns mit ihnen zu unterhalten.

Zwei Glanzstare auf einer Telegrafienleitung erwecken vor allem Willys Aufmerksamkeit. Voller Begeisterung fotografiert der Hobbyornithologe die farbenprächtigen Vögel von allen Seiten.

Wir setzen unsere Fahrt fort, durch staubiges heißes Buschland, bis wir schließlich bei den Loita Hills den Westrand des Rift Valley erreichen. Hinter den Loitabergen liegt die Hochebene der Masai Mara. Auf einer Wiese in mitten eines Waldes mit hohen Akazien, nordwestlich des Nationalparks schlagen wir zum ersten Mal unsere Zelte auf, was heute, am ersten Tag noch zur allgemeinen Belustigung führt. Wir stellen uns doch reichlich ungeschickt an, bei der ungewohnten Arbeit. In den kommenden Wochen wird das Auf- und Abbauen der Zelte für uns alle zur Routine werden. In den gesamten sechs Wochen ist nur eine einzige Hotelübernachtung in Kigali vorgesehen. Ansonsten ist der Busch unsere Heimat und das Zelt unser Quartier.

Wie immer, laufe ich auch hier im Camp barfuß, was die anderen mit gutgemeinten Warnungen vor gefährlichem Kriech- und Krabbelgetier quittieren

Es wird auch für mich die erste Nacht in der freien Wildnis. Unsere Zelte stehen ja nicht in einem abgeschlossenen und bewachten Camp, wie im Amboseli und wie ich es auch auf meinen bisherigen Safaris gewohnt war, sondern irgendwo mitten in der Wildnis des Masailands. Wilde Tiere streifen überall in der Umgebung herum. Als wir hier her kamen, haben wir in der Umgebung einige Antilopen und Gazellen gesehen. Aber es gibt mit Sicherheit auch Raubtiere. Von früheren Safaris weiß ich, dass dieses Gebiet auch außerhalb des eigentlichen Nationalparks sehr wildreich ist. Meine schönsten Wildbeobachtungen konnte ich am Rande des Masai Mara Nationalparks machen. Allerdings ist die Gegend am Mara River, auf der anderen Seite des Reservates wildreicher als hier. Der Marafluss ist die Lebensader dieses Tierreservates.

Wie erwartet wird die Nacht unruhig. Vor allem das alberne Kichern der Hyänen schien doch sehr nahe zu sein.

Noch näher war freilich Uwes Gurren und Schnarchen, das seinen tiefen und ungestörten Schlaf verriet. Nachdem er sich am Abend ein paar Flaschen Bier reingekippt hatte, konnte ihm auch das schaurigste Hyänen-Geplärre nicht den Schlaf verderben. Auch meine gelegentlichen Rempeler brachten nur kurzzeitig Ruhe.

Am Morgen sehen die meisten noch etwas verschlafen aus. Die erste Nacht im Busch ließ die wenigsten ruhig schlafen.



Doch ein starker Kaffee zum Frühstück weckt uns dann doch die Lebensgeister. Als wir so beim Frühstück sitzen, bekommen wir unerwarteten Besuch. Einige jugendliche Masai kommen neugierig, aber nicht aufdringlich her. Wir bieten ihnen zu Essen an, aber sie lehnen ab. Sie stehen nur da und schauen uns zu. Sie schauen sich alles interessiert an. Dann gehen sie zu den Zelten. Etwas argwöhnisch schauen wir ihnen hinterher. Der eine Junge, er ist wohl der Älteste, zeigt auf eines der Zelte, mit fragendem Blick. Offensichtlich möchte er hineinschauen. Wir gewähren den Jugendlichen diesen Wunsch und öffnen das Zelt. Interessiert und mit Verwunderung sehen sie sich das Zelt an und befühlen es. Sie lächeln uns verlegen an. Möglicherweise haben sie so etwas zum ersten Mal in ihrem Leben gesehen. Zurück beim Frühstückstisch lehnen sie auch unser erneutes Angebot, mit zu essen, ab. Nachdem sie sich noch eine Weile umgesehen haben, verabschieden sie sich mit einer grüßenden Handgeste und gehen wieder zurück zu ihrer Manyatta, wie wir vermuten.

Sie werden bei ihren Freunden in der Manyatta bestimmt viel zu erzählen haben, über uns und unsere Sachen, von denen sie manches vielleicht zum ersten Mal gesehen haben. Campingutensilien und Expeditionsausrüstung gehören ja nicht unbedingt zum täglichen Bedarf der Masai. Vermutlich werden ihre Erzählungen über uns in ihrer Manyatta mehr Bewunderung auslösen, als wenn sie ein wildes Tier erlegt hätten. Die meisten Masai in dieser abgelegenen Gegend kennen die Touristen nur aus der Ferne, sehen sie nur regelmäßig mit ihren Safaribussen vorbeifahren, wenn sie auf dem Weg hinunter zur Keekorok Lodge oder den anderen Safaricamps in der Masai Mara sind. Aber die Wenigsten haben diese Touristen je aus der Nähe gesehen, beim Frühstück, haben ihre Ausrüstung anschauen dürfen und sogar in die Zelte der Weißen schauen dürfen. Das war bestimmt ein ganz besonderes Erlebnis und genauso viel wert, wie einen Löwen töten.

Und auch für uns war es ein erster Kontakt zu der Bevölkerung dieses Gebietes, ohne den üblichen Touristenkitsch und ohne aufdringliches Handeln um irgend welche Schnitzereien. Die jungen Masai waren höflich und zurückhaltend, ganz anders, als die Typen in Namanga.

Wir packen unser Zeug zusammen und machen uns wieder auf den Weg, Richtung Keekorok im Masai Mara Nationalpark.

Bald überqueren wir die Grenze des Nationalparks. Immer öfters erblicken wir Wildtiere, die über die weite Steppe ziehen. Doch meist flüchten sie vor dem großen Fahrzeug, so dass genauere Beobachtungen kaum möglich sind.

Die Landschaft wird nun offener. Die Savanne mit ihrem dornigen Buschwerk weicht allmählich offener Steppe mit einigen Galleriewäldern an Flussläufen.

Für ausgiebige Tierbeobachtungen und Fototouren sind die Kleinbusse und Geländewagen, mit denen die vielen Safariveransalter hier herumfahren eigentlich besser geeignet, als unser riesiger Militärtruck. Doch für unser Vorhaben, dem Vordringen bis in den Kongodschungel, bietet dieses massige, hochbeinige Fahrzeug eindeutige Vorteile gegenüber kleineren Geländewagen. Idealerweise sollte man nun die Gelegenheit haben, für Tierbeobachtungen auf kleinere Fahrzeuge umzusteigen.

In der Keekorok Lodge legen wir eine Pause ein, um uns einen Erfrischungsdrink zu gönnen.

Hier, in der Masai Mara habe ich in den vergangenen Jahren bei mehreren Safaris die allerschönsten Tierbeobachtungen machen können. Für Tier- und Naturfreunde, die auf Fotosafari gehen möchten, ist dieser Nationalpark sehr zu empfehlen. Am besten schließt man sich einer Reisegruppe an. Mit einem erfahrenen afrikanischen Fahrer hat man dann die Garantie für unvergessliche Naturerlebnisse und optimale fotografische Möglichkeiten. Aber auch auf eigene Faust kann man hier tolle Naturerlebnisse haben, wenn man vielleicht auch wegen der mangelnden Erfahrung und Ortskenntnis etwas länger nach interessanten Tieren suchen muss. Dafür muss man sich nicht dem üblichen „Abhaktourismus“ anschließen und kann ungestört genau die Tiere ausgiebig beobachten, die einem persönlich am meisten interessieren, ohne dass gleich ein Mitreisender ruft „Flusspferde haben wir schon fotografiert, jetzt möchte ich Löwen sehen!“

Unterkunftsmöglichkeiten gibt es genug, entlang des Maraflusses, Keekorok, Mara Serena, Governors, Kichwa Tembo, Mara Buffalo, um nur einige der vielen Hütten- und Campanlagen zu nennen. Wem dies nicht naturnahe genug ist, dem stehen einige Campingsites zur Verfügung. Das sind Plätze, auf denen das Campen in der freien Natur erlaubt ist. Sie sind meist an einem Flusslauf gelegen. Hier ist man dann mit sich und den Wildtieren alleine in der weiten Natur, kann ungestört den Stimmen der afrikanischen Nächte lauschen und die Natur genießen.

Ein Naturschauspiel ganz besonderer Art, durfte ich miterleben, als ich im Oktober 1984 hier in der Masai Mara weilte. Es war die Zeit, in der die großen Tierherden von der Masai Mara aus in Richtung Süden, in die Serengeti wandern. Mehrere Millionen Zebras, Gnus und andere Herdentiere zogen in endlosen Schlangen durch die weite Landschaft und weideten dabei das Gras ab. Von einer Anhöhe des Soit Ololol Escarpment hatte ich einen grandiosen Überblick über weite Teile der Masai Mara. Wie Rauch zogen die Tierherden unten durch die Ebene. Weiter südlich konnte ich ein Stelle erkennen an der der Zug am Fluss ins stocken geraten war. Ich fuhr dort hin, um den Grund des Stockens herauszufinden. Was ich dort erleben durfte, war unglaublich. Die Tiere waren gezwungen, den Fluss zu durchqueren. Immer wieder zogen Tiergruppen heran. Die vordersten Tiere stockten, sie zögerten, in die Fluten zu springen, denn dort lauerten Krokodile. Sie warteten nur darauf, eines der im Wasser völlig wehrlosen Zebras und Gnus unter Wasser zerren zu können. Doch die nachfolgenden Tiere schoben unerbittlich, so blieb den vorderen keine Chance, sie mussten ins Wasser springen und den Fluss durchqueren. Hoch spritzte das Wasser bei jedem Tierleib, der in die schäumenden Fluten sprang. Bis zum Hals im strömenden Wasser sprangen die Tiere durch den Fluss. Da passierte es. Verzweifelt wehrte sich ein Gnu in den reißenden Fluten unter Wasser gezogen zu werden. Doch es hatte keine Chance gegen das Krokodil. Unerbittlich haben die kräftigen Kiefer der Riesenechse das Gnu gepackt und zerrten es unter Wasser. Es war ein kurzer Kampf.



Die anderen Gnus und Zebras dieser Gruppe kommen unbeschadet über den Fluss. Doch schon bei der nächsten Herdengruppe, die den Fluss überqueren muss, kann wieder ein Tier den Krokodilen zum Opfer fallen.



Gnu



Vier Monate später wurde ich hier, in der Masai Mara Zeuge, wie ein Gnukalb geboren wurde. Die Mutter hatte sich für die Niederkunft von der Herde abgesondert. Doch schon zwanzig Minuten nach der Geburt war das neugeborene Kalb in der Lage, sich mit seiner Mutter der Herde anzuschließen und weiter zu ziehen. Es ist auch überlebensnotwendig, dass die jungen Kälber schon nach kurzer Zeit mit der Herde weiterziehen können, um nicht gleich den Raubtieren zum Opfer zu fallen. Viele Tierbabys werden sofort nach der Geburt von Hyänen, Schakalen, Geparden oder Leoparden gefressen. Auch dieses Mal hatten sich schon mehrere Schakale eingefunden, die sich gierig über die Nachgeburt hermachten.



Solche Beobachtungen können wir dieses Mal nicht machen. Wir setzten unsere Fahrt fort, Richtung Süden, nach Tansania. Auf unserer Fahrt können wir noch einige Zebras und Giraffen, ein paar Gnus und einen einzelnen Elefanten beobachten, die friedlich in der Steppe grasen. Bald erreichen wir die Grenzstation, die auch gleichzeitig Parkeingang der Serengeti ist.

Wir stellen uns auf längere Zollformalitäten ein. Ulf geht in die Zollstation hinein und nimmt alle Pässe mit. Schon nach kurzer Zeit kommt er wieder heraus. „Alles in Ordnung“, meint er, „Ihr könnt kommen und Euere Pässe abholen. Geht nach einander hinein, er möchte nur noch die Passfotos vergleichen!“ Etwas verwundert über die überraschend zügige Abfertigung folgen wir der Aufforderung. Lange Zeit war die Grenze zwischen Kenia und Tansania absolut dicht, eine Einreise nach Tansania war absolut unmöglich. Seit zwei Jahren ist ein Grenzübertritt nun wieder möglich und das soll nun ganz ohne Schwierigkeiten ablaufen! Wir sind gespannt, wo der Haken ist. In der Zollstation sitzt ein freundlicher afrikanischer Beamter in sauberer Uniform, barfußig in den Sandalen. Mit freundlichem Lächeln überreicht er

jedem einzelnen seinen abgestempelten Pass, sagte: „Wellcome to Tansania“ und wünschte jedem „Happy christmas!“ In zwei Tagen ist Weihnachten.

Wir können es kaum glauben, aber wir haben tatsächlich ohne Probleme die Grenzformalitäten hinter uns gebracht. Wir wünschen dem Grenzer auch eine „Happy Christmas“ und gehen zurück zum Wagen. Da kommt uns Ulf entgegen und geht mit einer gefüllten Plastiktüte nochmals in die Zollstation. Fragende Gesichter!

Als er zurück kommt grinst er über das ganze Gesicht. „Habe ihm ein paar T-Shirts geschenkt, für seine Kinder. Übermorgen ist doch Heilig Abend. Über solche kleinen Aufmerksamkeiten sind die Leute immer ganz dankbar. Ihr Gehalt ist schlecht genug!“ Aha, das war also der Grund für den reibungslosen Verlauf. „Gewusst wie!“ lacht Ulf und gibt Gas, bevor sich's der Grenzer anders überlegt.

Von nun an bedeutet der Safariverlauf auch für mich Neuland, denn auf meinen bisherigen Afrikareisen besuchte ich ausschließlich Kenias Wildreservate sowie einige Gebiete im südlichen Afrika.

Unsere Fahrt geht durch die weite offene Serengetisteppe in Richtung Süden. Sanft gewellte Hügel bestimmen das Landschaftsbild. Das Gras ist jetzt, kurz nach der Regenzeit noch saftig grün. Vereinzelt Bäume und Büsche bieten zusammen mit herumliegenden Felsbrocken Abwechslung im eintönigen Grün des Grases. Am tiefblauen Himmel ziehen einzelne weiße Haufenwolken friedlich dahin. Tiere sind nicht viele zu sehen, ein paar Gazellen, vereinzelt Zebras und Gnus. Die großen Herden sind um diese Jahreszeit viel weiter nach Süden gezogen. Stunde um Stunde fahren wir so durch die weite Landschaft. Plötzlich deutet Erich nach rechts. Ein gutes Stück westlich des Weges sind am Himmel mehrere große Vögel zu erkennen. Ulf verlässt den Fahrweg und steuert den Truck querfeldein in Richtung der Vögel. Beim Näherkommen erkennen wir, dass es Geier sind, die nun geradeaus vor uns am Himmel kreisen. Zielstrebig steuert Ulf auf die Stelle zu, über der die Geier ihre Kreise ziehen, muss dabei aber immer wieder Felsbrocken, Löchern und Buschwerk ausweichen. Die Spannung steigt. Die Tatsache, dass die Geier noch hoch am Himmel kreisen, ohne herunter zu stoßen, deutet darauf hin, dass sich dort wohl noch Löwen befinden, die gerade ein Beutetier verspeisen. Die Entfernung ist größer, als wir zunächst annahmen, die klare Luft lässt vieles näher erscheinen, als es tatsächlich ist. Endlich kommen wir näher und erkennen zwischen einigen Felsen und Büschen einige Löwen. Wir können nur bis etwa hundert Meter an die Katzen heranfahren. Sie haben ein schon sehr zerrissenes Tier vor sich liegen, an dem sie sich ihren Hunger stillen. Einige Löwen haben sich mit einem Stück Fleisch etwas abseits zurückgezogen, um es in Ruhe zu fressen. Wir können sechs Löwen zählen, es kann jedoch sein, dass sich noch weitere Tiere im Gebüsch oder hinter den Felsen befinden. Was für ein Tier sie gerissen haben, ist auf die Entfernung nicht zu erkennen. Ulf versucht, noch etwas näher heran zu kommen, aber das Gelände ist sehr unwegsam. Durch unsere Bemühungen werden die Löwen unruhig und ziehen sich schließlich ins dichte Gebüsch zurück. Wir ziehen uns ebenfalls zurück und setzen unsere Fahrt fort. Schon nach kurzer Zeit stoßen die ersten Geier auf die Erde herab, um sich einen Happen blutiges Fleisch zu ergattern. Als wir den Weg wieder erreicht haben, kreisen die Geier wieder hoch am Himmel. Die Löwen sind also zurück gekommen und setzen ihr Mahl fort. Es ist ein malerisches Bild, die kreisenden Geier am Himmel zwischen den still dahinziehenden Wolken, die mit ihren weissen „Wattebäuschen“ und den flachen hellgrauen Unterseiten wie gemalt aussehen, über der weiten grünen Landschaft. Später entdecken wir dann noch ein kleines Rudel Löwen, die allerdings beim Annähern unseres großen Fahrzeuges flüchten. Etwas mutiger sind da schon zwei Hyänen, die sich von uns nicht ins Boxhorn jagen lassen und ein dankbares Fotomotiv abgeben.

Am späten Nachmittag erreichen wir die Lobo Wildlife Lodge, wo wir uns eine Erfrischung gönnen. Die Auswahl an Getränken erreicht hier, in den staatlich

geführten Lodges Tansanias bei weitem nicht den Standard der privatwirtschaftlichen Unterkünfte in Kenia.

Die Lobo Lodge ist wunderschön gelegen, harmonisch eingefügt zwischen Felsen mit einem einzigartigen Blick über eine Wildtränke. Außer einigen Gazellen ist aber kein Wild zu sehen.

Nach unserer Pause fahren wir wieder ein kurzes Stück zurück, Richtung Norden, ehe Ulf den Truck auf einen kaum erkennbaren Fahrweg nach Osten, in Richtung Lake Natron lenkt. Nach wenigen Kilometern erreichen wir die Grenze des Nationalparks. Kurze Zeit später finden wir unweit des nahezu ausgetrockneten Flussbettes des Grumeti einen geeigneten Platz, um unser zweites Nachtlager aufzuschlagen, auf einer Wiese im Schutz von Felsen. Nachdem die Zelte aufgebaut sind klettere ich auf die Anhöhe der Felsen und werde mit einem herrlichen Blick über das Buschland der Umgebung belohnt. In etwa zweihundert Meter Entfernung kann ich eine kleine Gruppe Büffel sehen, die friedlich zwischen den verstreuten Büschen grasen.

Nach dem wir uns am Lagerfeuer das Abendessen bereitet haben sitzen wir noch eine Weile zusammen, trinken noch ein Tusker Premium, plaudern noch etwas und lauschen den vielen unbekanntem Geräuschen, die den Abend über der Savanne erfüllen. Über uns spannt sich der tiefschwarze Nachthimmel, von dem die Sterne klar und hell, als wären sie greifbar nahe, herunterfunkeln. Dann ziehen wir uns nach und nach ins Zelt zurück. Nach den beiden letzten unruhigen Nächten kann mich auch Uwes nächtlicher Sägeakkord nicht vom Schlaf abhalten. Und auch die Geräusche der Wildnis, die ich anfangs noch höre, entschweben bald in weite Ferne.

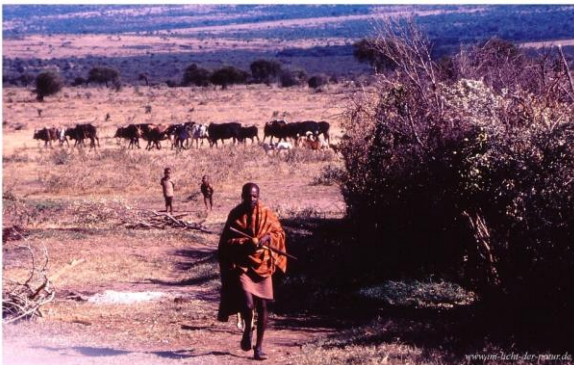
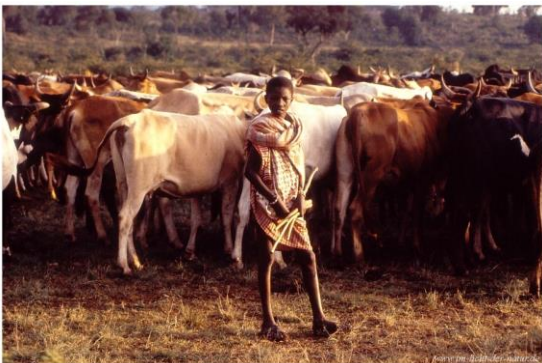
Schon früh sind wir am Morgen wieder auf den Beinen. Wir haben eine anstrengende Strecke zum Lake Natron vor uns. Morgen abend wollen wir dort ankommen. Auf dem schlechten Naturweg kann sich unser allradgetriebener Truck zum ersten Mal bewähren. Wir kommen nur langsam voran.

Seit wir gestern den Nationalpark verlassen haben, befinden wir uns wieder im Siedlungsgebiet der Masai. Es dauert auch nicht lange, bis wir die ersten jungen, in rotbraune Decken gehüllte Hirten treffen, die gerade ihre Rinder und Ziegen auf die Weidegründe treiben. Die Hirtenaufgabe kommt bei den Masai den jungen Burschen zu, bevor sie dann so etwa mit 14 Jahren, bei der rituellen Beschneidungsaktion die Bewährungsprobe zum Jungkrieger bestehen.

Bald erscheinen auch die ersten Manyattas, die kreisförmig angeordneten Hüttenansammlungen der Masai, die jeweils einem Familienverband Wohnraum bieten. Meist winken uns die Masai freundlich zu, zeigen jedoch unmissverständlich an, dass sie nicht fotografiert werden wollen.

Später bekommen wir dann doch in einer Manyatta Fotografiererlaubnis. Die Masai sind sogar bereit, uns einen kleinen Einblick in ihr tägliches Leben zu gewähren, gegen Bezahlung natürlich. Den Wert des Geldes haben die Masai, bei aller konservativen Lebenseinstellung, auch zu schätzen gelernt.

Wie ich später erfuhr, ist es den Masai nach tansanischem Gesetz verboten, sich fotografieren zu lassen, weder mit noch ohne Bezahlung. Doch wer will es ihnen verdenken, wenn sie diese Einnahmequelle trotzdem nutzen wollen, andere Verdienstmöglichkeiten gibt es hier draußen in der Wildnis ja nicht. Außerdem ist die nächste Polizeistation meilenweit entfernt und die tansanischen Polizisten machen sich auch nicht die Mühe jeden Winkel im Busch auf die Einhaltung des Fotografierverbotes zu kontrollieren. Es kommt ohnehin nur alle paar Wochen mal vor, dass sich Touristen in diese abgelegene Gegend verirren und Masai fotografieren wollen.



Wir sind jedenfalls ganz dankbar für diese willkommene Gelegenheit und lassen uns etwas aus dem Leben der Masai vorführen. Das ist für uns genauso interessant, wie es gestern morgen für die jungen Masai war, unsere Ausrüstung, die für sie unheimlich luxuriös erscheinen musste, anzuschauen. Auch wir sehen und erleben vieles, was wir hier gezeigt bekommen, zum ersten Mal.

Wir haben Glück, die Hirten dieser Manyatta wollten die Herde gerade hinaustreiben, als wir ankamen. Nun warten sie noch und zeigen uns, wie sie eine Kuh zur Ader lassen.

Dazu stauen die Masai einer eingefangenen Kuh die Halsschlagader bis diese deutlich hervortritt. Mit einem abgestumpften Pfeil und einem kleinen Bogen zielt nun ein junger Mann aus kurzer Entfernung auf die Schlagader und schießt den Pfeil ab. Nach dem die Stauung gelöst ist quillt das Blut in einem dicken Strom aus der Wunde und wird mit einer Kalebasse aufgefangen. Die Wunde wird anschließend mit Rinderdung und einer bestimmten Pflanze verschlossen. Die Blutung kommt sofort zum Stillstand und das Rind wird wieder freigelassen. Die Masai trinken das frische Blut direkt aus der Kalebasse, oder sie vermischen es mit Milch zu einem

nährhaften Getränk. Milch und Blut gehören zu den Hauptnahrungsmitteln der Masai.

Inzwischen ist die zur Ader gelassene Kuh wieder bei der Herde und ein etwa zehnjähriger Knabe treibt die Tiere hinaus, in den Busch. Er ist für die Herde verantwortlich und muss sie draußen auf sich selbst gestellt vor Raubtieren und anderen Gefahren verteidigen.



In trockenen Zeiten müssen die Hirten ihre Rinder und Ziegen oft über weite Strecken treiben, auf der Suche nach frischem Gras und Wasser. Tausende Gefahren lauern in dieser Wildnis auf die Masaikinder und sie haben öfters die Gelegenheit, bereits jetzt ihren Mut unter Beweis zu stellen. Das bestehen von Mutproben ist sehr wichtig für das Ansehen innerhalb der gleichen Altersklasse.

In der Manyatta zeigen uns die Masai nun, wie sie Felle bearbeiten und aus Rinderleder Sandalen herstellen. Auch das Werkzeug und den Nähfaden dafür, haben die Masai selbst gefertigt. Wir dürfen auch einen Blick in das Innere der Hütten werfen. Beißender dicker Rauch vermischt mit penetrantem Geruch nach Schweiß, Tieren und Mist kommt uns beim Betreten der Hütte entgegen. Im Inneren befinden sich sowohl die Schlafplätze der Menschen als auch Lager für die Tiere. In der Mitte gibt es eine Kochstelle. Leider ist es in der Hütte sehr dunkel, so dass wir kaum Einzelheiten erkennen können.

Die Hütte selbst ist aus einem Gerüst aus Baumstämmen und Ästen errichtet. Die Zwischenräume werden mit Lehm und Kuhdung abgedichtet.

Innerhalb der Manyatta sind die Hütten streng nach Personenkreis getrennt. Frauen haben ihre eigene Hütte, ebenso wie die Männer und die Jugendlichen. Die Kleinkinder leben in der Hütte der Mutter. Die Jungkrieger leben für einige Wochen außerhalb der Manyatta und errichten sich dort eine eigene Wohnstätte.

Um die ganze Manyatta haben die Masai eine Barrikade aus dornigem Gestrüpp errichtet, zum Schutz vor Raubtieren.

Draußen führen uns zwei Jungkrieger jetzt den Umgang mit Pfeil und Bogen vor. Die Jungkrieger sind die Generation, die gerade das Beschneidungsritual hinter sich hat.

Die Beschneidungssaison wird vom „Laibon“, dem Medizinmann und Seher ausgerufen. Ob ein Jugendlicher zur Beschneidung zugelassen wird, entscheiden seine Eltern und der Ältestenrat. Hauptkriterium ist vor allem, ob die jüngeren Hirtenjungen in der Lage sind, die Verantwortung für die Viehherden zu übernehmen. In der Regel sind junge Masai etwa zwischen 13 und 17 Jahre alt, wenn sie beschnitten werden. Bei diesem schmerzhaften Ritual, das bei vollem Bewusstsein und ohne Betäubung durchgeführt wird, dürfen die jungen Krieger keine Miene verziehen oder gar Schmerzäußerungen von sich geben. Nach der Beschneidung, die ein erfahrener „Chirurg“ durchführt, der auch von einem anderen Stamm sein kann (meist sind es Dorobos), geben die Väter der Jungkrieger eine große Partie, zu deren Anlass auch ein Ochse geschlachtet wird.

Nun ziehen sich die Jungkrieger aus der Dorfgemeinschaft in eine eigene Manyatta zurück. Nur ihre Mütter dürfen sie in dieser Zeit sehen. Nach etwa zwei Wochen dürfen sie wieder zurück in die Gemeinschaft.

Für die nächsten zwei bis drei Jahre sind sie nun Jungkrieger müssen sich als Krieger bewähren und dürfen in der Regel völlig frei leben. Nur in Notzeiten müssen sie auch Hüteaufgaben und andere Arbeiten übernehmen.

Während ihres Kriegerdaseins sind die Masai eine verschworene Einheit. Sie müssen alles gemeinsam machen. Keinem ist erlaubt, sich von der Gruppe abzusondern, nicht einmal zum Essen, Schlafen oder zum Entspannen. Später, wenn sie heiraten dürfen, teilen sie auch ihre Frauen mit ihren Beschneidungsgenossen. Eigentlich heiratet eine Frau nicht einen Mann, sondern gleich die ganze Generation. Jeder, der Beschneidungsbrüder darf mit ihr Sex machen, wenn sie es will. Für die Jungkrieger ist Sex Tabu.

Die Zeit als Jungkrieger ist die Zeit der Mutproben, wie zum Beispiel einen Löwen erlegen oder bei einem anderen Stamm die Rinder stehlen, was bei den Masai nicht als Diebstahl gilt, weil nach dem Glauben der Masai Gott alle Rinder den Masai geschenkt hat. So betrachten die Masai den Viehdiebstahl nur als ein Nachhauseholen der Rinder.

Von Gesetzeswegen wird es natürlich als Diebstahl behandelt und auch das Löwentöten steht als Wilderei unter Strafe. Deshalb führen die Krieger heute ein ziemlich langweiliges Leben und vertreiben sich die Zeit damit, Touristen vor der Kamera Modell zu stehen, was ja, wie gesagt auch verboten ist. Am liebsten würde man das Kriegertum ganz abschaffen und die Masai zu einem den heutigen Zivilisationsnormen entsprechenden Leben zwingen.

Die Jungkrieger beweisen ihre Männlichkeit heute hauptsächlich an den Mädchen, was aber nur spielerisch angedeutet werden darf, denn die Krieger haben sexuelle Enthaltsamkeit gelobt, für die Zeit, in der sie Jungkrieger sind. Heiraten dürfen sie erst, wenn sie die „Eunoto“-Zeremonie hinter sich haben. Dies wird nach etwa drei Jahren Rekrutenleben als Jungkrieger sein.

In letzter Zeit hat bei den Masai der Viehandel die Raubzüge abgelöst. Sie verbringen viel Zeit mit dem Umherwandern, oft über die Grenzen ihrer Stammessektion hinaus.

Die Zeit als Moran, als Krieger, ist die wichtigste Zeit im Leben eines Masai. Er steht im Mittelpunkt der Gesellschaft und regelt alle Angelegenheiten, die Verteidigung, Sicherheit, sowie Vieh und Weidegründe betreffen.

Mit etwa 30 Jahren kann er dann nach eigenem Ermessen Mitglied im Ältestenrat werden, als Junior-Ältester und muss dann von der Manyatta in den Familienkral „enkang“ umziehen. Nach einer unbestimmten Zeit wird er dann Senior-Ältester, was wieder mit einer Zeremonie, dem „ol-ng esher“ gefeiert wird. Den letzten Lebensabschnitt bildet dann die Zeit im Kreis der „ehrwürdigen Ältesten“.

Doch zunächst einmal kommt für den Jung-moran das „eunoto“, das bedeutendste Fest der Masai.

Das eunoto ist das „Mündigwerden“ des Kriegers. Er wird mit dem eunoto Junior - Ältester, kann aber auch noch ein paar Jahre Alt-Krieger sein. Ausgerufen wird das eunoto wiederum vom laibon. Kuriere bringen die Kunde in das gesamte Hoheitsgebiet. Daraufhin kommen die Kriegertrupps nach einigen Tagen zum Ort der Feierlichkeiten und mit ihnen die Familien. Sie gehen oft mehrere hundert Kilometer weit. Das eunoto wird etwa 10 Tage lang gefeiert, mit rituellem Fleischessen, wozu im Verlauf der Feierlichkeiten drei schwarze Ochsen geschlachtet werden. Während des eunotos werden die Krieger einzeln vom Laibon beurteilt. Von dieser Beurteilung hängt nicht nur ihre eigene Zukunft, sondern auch die soziale Stellung des Vaters ab.

Nachdem der offizielle Teil abgeschlossen ist und die Krieger nun ihren neuen Lebensabschnitt als Junior-Ältester beginnen, wird noch tagelang getanzt und gefeiert.

Die jungen Männer sind von nun an auch berechtigt, zu heiraten. Die Masai haben Vielweiberei und Vielmännerei. Innerhalb der gleichen Altersklasse darf eigentlich jeder mit jedem. Eine absolute Schande für einen Mann ist es aber, ein unbeschnittenes Mädchen zu schwängern.

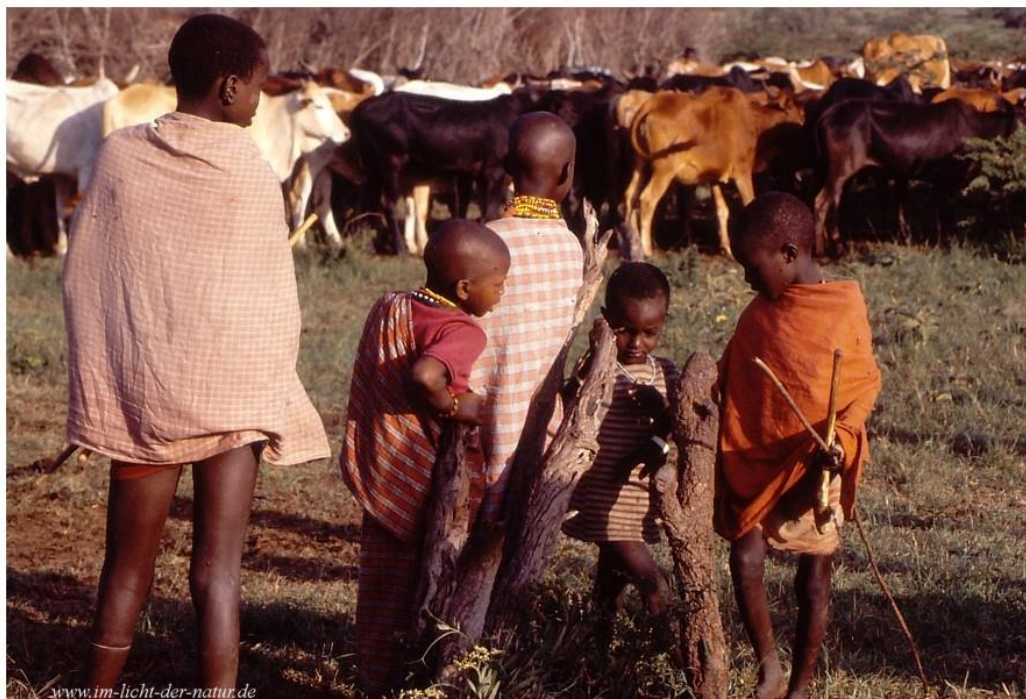
Im Gegensatz zu den Männern führen die Masaifrauen ein weniger spektakuläres Leben. Die Mädchen haben im Dorf die Aufgabe, Kälber, Schafe und Ziegen zu hüten und zu melken. Mit etwa 13 Jahren werden sie beschnitten und sind nun berechtigt, zu heiraten. Wen sie heiratet, wird normalerweise von den Eltern und den Clanmitgliedern vertraglich geregelt. Als Ehemann ausgeschlossen sind natürlich alle Blutsverwandte, also auch die Altersklasse ihres Vaters, weil ja theoretisch jeder ihr Vater sein könnte. Meist willigt das Mädchen der arrangierten Heirat ein, doch in Ausnahmefällen, wenn ihr ein Mann überhaupt nicht gefällt, kann sie es auch ablehnen.

Die Heirat wird gewöhnlich in einer mehrtägigen Zeremonie abgehalten. Der künftige Ehemann muss dem Brautvater eine Kuh schenken und der Mutter ein Mutterschaf. Ferner werden noch ein Bulle und eine Kuh fällig, als Garantie, dass aus der Ehe Kinder hervorgehen.

Die wichtigste ehelichen Pflichten der Frauen sind das Gebären möglichst vieler Söhne, sowie das Versorgen der Kinder und des Haushaltes. Von welchem Mann aus der Altersklasse des Ehemanns sie die Kinder bekommt ist nicht wichtig.

Diese Ausführungen über das Leben der Masai habe ich größten Teils dem Buch „Masai, die letzten ihres Volkes“ von Mohamed Amin, Duncan Wilets und John Eames, das sehr anschaulich das Leben der Masai schildert, entnommen.

Wie bereits weiter oben angedeutet, möchten die Regierungen von Kenia und Tansania am liebsten die Riten und Bräuche der Masai abschaffen und die Masai in gängige Zivilisationsnormen zwingen. Man schämt sich wohl auch etwas vor der übrigen „zivilisierten“ Welt über diese „Wilden“ im Busch. Es ist schade das dadurch in absehbarer Zeit eine der letzten ursprünglichen Kulturen dieser Welt zu Grunde gehen wird. So werden auf Dauer auch die letzten „Wilden“ aus ihrem kleinen Paradies vertrieben und begeben sich in das für sie völlig neue Abenteuer „moderne Zivilisation“.



Der Wandel vollzieht sich bereits und wird sich in der Zukunft allmählich weiter fortsetzen. Bereits heute trifft man viele Masai, die als Safarifahrer den Touristen aus aller Welt fach- und ortskundig ihre Heimat zeigen, die als Hotelpersonal an der Küste arbeiten, in Werkstätten und Büros beschäftigt sind, und sogar bei der kenianischen Regierung in Nairobi gibt es bereits Abgeordnete der Masai.

Vielleicht ist aber die Kultur der Masai noch nicht ganz verloren. Für die Masai ist das Leben in der freien Natur und das Umherziehen mit ihren Rinderherden ein wichtiger Bestandteil ihres Lebens. Das Nomadenleben als Rinderzüchter ist untrennbar mit der Kultur der Masai verbunden.

Inzwischen gibt es bereits Ansätze, dieses Züchterleben kommerziell anzuwenden, anstatt raubend bei den Nachbarstämmen einzufallen. Die Masai können ihren Besitztum, ihre Rinder also, vermarkten, ohne ihr Nomadenleben in den Savannen aufgeben zu müssen. Vielleicht können die Masai in fernerer Zukunft ihr Leben so umgestalten, wie es z.B. früher schon die Lappen in Skandinavien getan haben. Auch für die Lappen ist das Nomadenleben in Verbindung mit der Rentierzucht untrennbar mit ihrer Kultur verbunden. Sie haben einen Weg gefunden, ihre Rentiererzeugnisse kommerziell zu vermarkten ohne dabei ihre alte Kultur als Rentierzüchter und Nomaden ganz aufgeben zu müssen, wenn sie auch nach und nach immer mehr vom Nomadentum abkommen. Dennoch müssen die Tiere auch heute noch von den Sommerweiden zu den Winterweiden getrieben werden und umgekehrt. Und in diesen wenigen Wochen des Jahres kommt die alte Nomadentradition der Lappen wieder zum Vorschein. Das Volk der Lappen ist heute eine selbstbewusste Nation und in der skandinavischen Gesellschaft voll integriert.

Warum sollte dies nicht auch den Masai gelingen. Ich denke, es wäre doch eine hoffnungsvolle Zukunftsperspektive für die Masai, ihre Rinderprodukte zu vermarkten und dabei ihre Nomadentraditionen beizubehalten. Zusätzlich ließe sich sicherlich mit dem Tourismus auch noch einiges verdienen.

Die Masai selbst erträumen sich eine Zukunft mit einem unabhängigen Masailand innerhalb der Staaten Kenia und Tansania.

Wir setzen unsere Fahrt fort, durch das Masailand, in Richtung Lake Natron. Immer wieder begegnen wir Masai, die hier, in dieser abgelegenen dürren Buschlandschaft noch nach den alten Gewohnheiten leben.

Es ist unerträglich heiß, überall dringt Staub in unser Fahrzeug, der Staub bildet zusammen mit dem Schweiß eine schmierige Dreckschicht auf unserer Haut. Am strahlend blauen Himmel ziehen nur vereinzelt weiße Haufenwolken dahin und spenden nur spärlichen Schatten. Am Nachmittag wird die Landschaft noch karger, wüstenähnlich. Der Staub wird mehr und die schattenspendende Vegetation immer weniger.

Masai leben in dieser heißen Einöde keine und Viehzeug ist auch keines zu sehen. Nicht ganz! Willy, unser Vogelexperte, findet auch hier immer wieder einige Flattermänner und lässt den Wagen jedesmal anhalten, um zu fotografieren. „Weiter, mir ist heiß!“, tönt es von hinten und Ulf gönnt uns wieder etwas Fahrtwind, bis Willy den nächsten Piepmatz erspäht.



Später geht die Landschaft in eine trostlose heiße Felswüste über. Langsam schiebt sich unser Truck über Geröll und Gesteinsbrocken vorwärts. Verwundert reiben sich die anderen wieder mal die Augen, als ich bei einer kurzen Rast auch hier barfuß zwischen den heißen Felsen herumlaufe.

Dann besteigen wir wieder den Truck, der sich langsam in Bewegung setzt. Unbarmherzig brennt die Sonne aufs Wagendach. Meist geht die Fahrt so langsam, dass auch der Fahrtwind keine Abhilfe gegen die Hitze schafft. Staub dringt durch alle Ritzen, Schweiß rinnt am Körper herunter, die Kleidung klebt am Körper. Ich fühle mich müde und schlapp, es gibt kein Entrinnen aus der Gluthitze. Auch die anderen hängen teilnahmslos und schlapp in ihren Sitzen. „Da, halt, ein Webervogel!“ Willy springt auf und steht schon wieder im Ausguck. Wo nimmt der Alte nur die Energie her? Alle anderen bringen keinen Ton mehr heraus und sehnen sich nur nach Fahrtwind und der rennt herum wie ein junger Hirsch!

Am Abend erscheint wieder Vegetation, zunächst spärliche Trockenvegetation, aber nach und nach wird es grüner. Dann stehen wir vor einem steilen Abhang. Wir haben wieder den Rand des Rift Valley erreicht. Weit unten, in der Ferne schimmert weiß wie Schnee die salzige Oberfläche des Lake Natron.

An diesem herrlichen Aussichtspunkt bauen wir unser Nachtlager auf. Morgen müssen wir unseren schweren Truck den Steilhang hinunter quälen, bis zum Natronsee wird es noch eine ganze Tagesreise sein.

Doch für heute ist Schluß. Genug Staub und Hitze. Wir sehnen uns nach einem frischen Bad in einem klaren See. Doch Wasser gibt es hier keines. Und unseren Trinkwasservorrat dürfen wir nicht zum Waschen verschwenden. Möglicherweise werden wir erst in gut einer Woche, am Viktoriasee, wieder Trinkwasser bekommen. So muss der verkrustete Schmutz auf dem Körper bleiben.

Das Lagerleben wird langsam Routine, die einen bauen das Lager auf, andere suchen Feuerholz und wieder andere kümmern sich um die Küche und helfen „Chefkoch“ Ricardo beim Essenzubereiten.

Der ein oder andere schnappt sich stillschweigend einen Spaten und eine handvoll Papier und verschwindet für ein schwieriges Geschäft hinter den Büschen, in der Hoffnung, nicht von den „Holzsuchern“ überrascht zu werden.

So bricht die Dunkelheit langsam herein, das Lagerfeuer flackert hell und das Essen wird hungrig verschlungen. Müde sind wir alle, so verschwinden wir nach und nach in den Zelten. Mancher gönnt sich noch ein Tusker, man hört, dass es erfrischt, dann kehrt Ruhe ein. Nur Uwes Nachtkonzert vermischt sich noch mit den Geräuschen des Busches, die immer ferner klingen.



Wie an den beiden letzten Tagen, sind wir auch heute morgen wieder früh auf, räumen unsere Ausrüstung ein und starten in einen neuen Fahrtag.. Langsam winden wir uns in engen Kurven die steile Abfahrt ins Tal hinunter. Manche Kurven sind so eng, dass Ulf mehrfach zurückrangieren muss, um den Truck durch zu bringen.

Unten im Tal wird es wieder trockener, fast wüstenähnlich und unerträglich heiß. An den Hängen des Rift Valley war die Vegetation durch gelegentlichen Steigungsregen etwas üppiger und grüner. Aber hier im Tal wird es mehr und mehr trostlos.

Nach anstrengender Fahrt durch die sengende Sonne stehen wir am Nachmittag an den Ufern des Salzsees Lake Natron. Wir machen eine Rast und gehen auf der Salzkuste spazieren, ich natürlich barfuß. Mit hämischem Grinsen erwarten die anderen, dass ich jetzt gleich „den schnellen Gang bekomme“. Diesen Gefallen tue ich ihnen jedoch nicht, was fast so etwas wie Enttäuschung in die verschwitzten Gesichter zaubert.

Willy entdeckt wieder Vögel und ist sofort wieder in seinem Element. Doch Ulf drängt zur Weiterfahrt. „Wir haben noch einiges vor uns“, sagt er und wir fahren weiter.

„Stop, halt, Webervögel!“ schreit Willy. „Was ist los?“ fragt Uwe, der gerade eingeschlafen war. „Ach, Willy hat wieder einen Piepmatz entdeckt“, antworte ich ihm. Doch Willy ignoriert das nur und rennt mit dem Fotoapparat von hinten nach vorne und von vorne nach hinten, um die beste Fotoperspektive zu finden.

„Fahrtwind!“ ruft Matthias. Ulf tut uns den Gefallen und fährt los. In der Ferne ist der Ol doinio Lengai, der Berg Gottes der Masai zu sehen, unser heutiges Tagesziel. Er ragt als markante Erhebung aus der trockenen Landschaft. Nach kurzer Fahrzeit lenkt Ulf den Wagen von der Piste weg, querfeldein in Richtung eines Einschnittes in der Steilwand am Rande des Tals. Wir schauen uns fragend und erschöpft an und träumen eigentlich nur von einem kühlen Ort zum campieren und von klarem Wasser, das noch so weit entfernt ist. Was hat er nun mit uns vor. Er stoppt den Truck und ermuntert uns, auszusteigen. „Kommt, gehen wir ein Stück zwischen die Felsen“, fordert er auf. In der Hoffnung auf etwas Schatten folgen wir. Ich glaube ich träume, als ich plötzlich meine, in der Ferne Wasser rauschen zu hören. Wahrscheinlich phantasie ich schon. Doch das Rauschen wird deutlicher und plötzlich stehen wir vor einem rauschenden Wasserfall, der sich spritzend in einen See ergießt. Ziegen sind hier zum Saufen, einige Masaikinder spielen im Wasser, ein Paradies.

Voller Freude ziehen wir die Klamotten aus und baden ausgelassen unter dem Wasserfall. Solch eine Überraschung haben wir nicht erwartet und planschen herum nach Herzenslust.

Das tut gut, nach der langen Hitzestrecke. Endlich kommt der schweißverkrustete Staub vom Körper herunter, eine Wohltat.

Es fällt uns sehr schwer, Ulfs Aufforderung zu folgen und zurück zum Wagen zu gehen. Nachdem wir noch unsere Wasservorräte aufgefüllt haben, machen wir uns wieder auf den Weg, vorbei an etlichen Masaidörfern. Die Gegend wird wieder grüner und ist dicht besiedelt. In einem Masaidorf am Fuße des heiligen Berges schlagen wir unser Lager auf. Die Siedlung ist weitläufig, es gibt schattenspendende Akazien und grüne saftige Wiesen. Plätschernde Bächlein durchfließen sie, ein idealer Platz zum Lagern. Wir kommen uns vor, wie in einem Garten Eden, hier an diesem friedlichen Patz bei den Masai.

Wir bauen unsere Zelte auf, entfachen unser Lagerfeuer und genießen den Abend in diesem kleinen Paradies zu Füßen des Berges Gottes. Ich gehe noch etwas spazieren, auf herrlich grünen Wiesen, setze mich an einen kleinen Bach und tauche meine Füße ins frische, sanft dahinplätschernde Wasser. Über mir breiten sich die schattenspendenden Kronen der Akazien aus. Die Masai gehen ihrer Beschäftigung nach und kümmern sich nicht weiter um uns. Wir dürfen ganz normal an ihrem Alltag teilnehmen, ihr gewöhnliches tägliches Leben miterleben, ohne Show, ohne Theaterspiel.

Während ich vor meinem Zelt auf der Isomatte sitze und meine Fotoausrüstung reinige geht eine junge Frau durch unser Lager spazieren. Sie trägt einen wenige Tage alten Säugling, den sie in ihr erdbraunes Tuch gewickelt hat. Rinder, Schafe und Ziegen grasen auf der saftigen Wiese zwischen unseren Zelten. Im Schatten einer alten Akazie sitzen drei jugendliche Hirten und plaudern miteinander. Es ist inzwischen dunkel geworden und über uns funkeln hell und klar die Sterne am Himmel.

Heute ist Heilig Abend!

Während der anstrengenden Fahrt durch die sengend heiße Einöde habe ich das fast vergessen. Aber die Stimmung, die sich hier bietet, könnte nicht passender sein zum Gedenken an das Geschehen vor knapp 2000 Jahren. So ähnlich könnte es nach den Überlieferungen auch bei der Geburt Christi ausgesehen haben.

Die Masai haben durchaus Ähnlichkeit mit den Menschen von damals, ihre Kleidung erinnert stark an die der alten Römer.

Wir sitzen heute noch lange zusammen und erzählen. Vor allem Willy hat das Tusker die Zunge gelockert, sonst ist er eher ein ruhiger Genosse. Doch so richtige Weihnachtsstimmung will nicht aufkommen. Einige der Mitreisenden sind bewusst um diese Zeit in Urlaub gefahren, um den Trubel zur Jahreswende zu Hause zu

entkommen. Schade eigentlich, denn die Umgebung könnte doch so stimmungsvoll sein.

Irgendwann verkriechen wir uns dann doch in die Zelte. Bei den Masai war schon lange vorher Ruhe eingekehrt.



Am frühen Morgen werden wir von einem krähenden Hahn geweckt. Nachdem wir gut gefrühstückt haben und unser Gepäck wieder verstaut ist, machen wir uns wieder auf den Weg. Eigentlich wäre ich gerne noch länger an diesem paradiesischen Ort geblieben.

Wir fahren vorbei am Ol doinio Lengai Richtung Norden. Unser heutiges Ziel ist der berühmte Lake Manyara. Die Landschaft wird immer trockener. Nach etwa einer Stunde kommt uns das erste Auto entgegen, seit wir vor drei Tagen die tanzanische Grenze überschritten haben. Später machen wir eine kleine Pause am Embagai Crater. Plötzlich kreist ein kleines Flugzeug über unseren Köpfen und landet in der trockenen Steppe. Drei Leute steigen aus, besichtigen kurz den Krater, grüßen freundlich, dann entfliegen sie wieder. Später beobachten wir einen Masai-Krieger, der einsam und alleine im Laufschrift durch die Steppe zieht. Er winkt uns kurz zu, dann läuft er weiter. In dieser Gegend scheinen es alle eilig zu haben.



Auch wir machen uns wieder auf den Weg, durch trostloses heißes Land. Später durchqueren wir ein richtige Sandwüste. Sandteufel, Windhosen, die den Sand und Staub oft weit nach oben saugen, wirbeln hoch in die Luft und blasen uns den feinen Staub in sämtliche Ritzen. Auch in dieser Einöde finden wir noch einige Masaidörfer. Die Hitze ist hier wieder unerbittlich. Ich klebe am Sitz fest, die Klamotten hängen feucht und schmutzig am Körper. Die Augen brennen, sie sind gereizt durch die flimmernde Hitze und den allgegenwärtigen Staub.



Am Abend erreichen wir die Ortschaft Mto wa Mbu, ein Marktflecken der Masai am Lake Manyara. Die Ortschaft ist berühmt für ihren farbenfrohen Markt, doch der findet nicht immer statt. Heute ist kein Markttag.

Doch was für ein Kontrast zu der hinter uns liegenden Etappe: Grüne Bäume, leuchtende Blüten und zur Freude Willys unzählige Vögel. Nach wenigen Minuten Fahrt auf der viel befahrenen Hauptstraße erreichen wir den Campingplatz im Manyara Nationalpark. Im Schatten hoher Bäume schlagen wir unser Lager auf und haben auch gleich bettelnde Affen zu Gast.

Müde von den Strapazen der letzten Tage ziehen sich heute alle bald in ihr Zelt zurück.



Heute bleiben wir hier an den Ufern des Manyarasees und lassen den Tag gemütlicher angehen. Nach einem ausgiebigen Frühstück starten wir zu einer Pirschfahrt entlang der wildreichen und teilweise dicht bewaldeten Ufer des Manyarasees. Natürlich hoffen wir alle insgeheim, einige der berühmten „Baumlöwen“ vom Lake Manyara zu sehen. Es wurden hier schon öfters Löwen

beobachtet, die zum Ausruhen auf einen Baum klettern, möglicherweise, weil dort oben ein frischer Wind weht oder auch weil es weniger Fliegen gibt, als direkt am Boden. Allerdings ist es sehr unwahrscheinlich, solche „Kletterlöwen“ zu sehen. Löwen bleiben normalerweise lieber auf dem Boden. Sie sind schlechte Kletterer und können, wenn überhaupt, nur schräge oder stark verästelte Bäume besteigen. In dem relativ kleinen Nationalpark am See, der rund herum von Kulturland umgeben ist, gibt es ohnehin nur sehr wenige Löwen. Es ist im Übrigen schon längere Zeit her, als zum letzten Mal Löwen auf einem Baum gesichtet wurden. Wahrscheinlich rührt die Legende von den „Baumlöwen“ daher, dass irgendwann mal eine Löwenfamilie die Vorteile des Kletterns zu Schätzen gelernt hatte und diese Verhaltensweise dann auch an Nachkommen weitervermittelt hat. Inzwischen sind die Manyaralöwen dann aber doch wieder zur normalen Löwenverhaltensweise zurückgekehrt. Allerdings ist es durchaus denkbar, dass in dem Urwald am See ein Löwe auch mal einen umgestürzten Baum besteigt um dort Siesta zu halten.

Zunächst geht es durch üppig grüne Feuchtgebiete mit dichtem Urwald und leuchtenden Blüten. Affen klettern in den Bäumen herum und schauen uns interessiert nach. Und natürlich gibt es Vögel. Die verschiedensten Arten, in den herrlichsten Farben. Große und kleine, graue und bunte, Prachtexemplare jeder Gattung. Willy ist in seinem Element. Jauchzend vor Begeisterung flitzt er mit dem Fotoapparat in der Hand durch den Lkw, seine Frau Gerda mit den Wechselobjektiven hinterher. Willys Begeisterung kennt keine Grenzen, an jedem zweiten Baum muss Ulf anhalten, um Vögel zu beobachten. Gott sei Dank ist es hier im Wald an den Ufern des Sees schön schattig und angenehm kühl, so dass auch die anderen den Fahrtwind nicht unbedingt vermissen. Außerdem haben wir ja Zeit und müssen keine bestimmte Tagesetappe bewältigen. So begeistern auch wir uns an Willys Hobby und beobachten die schönen Vögel, die sich hier in den tropischen Wäldern aufhalten.





Später lichtet sich der Wald etwas, geht über in Savanne, mit hohen Akazien und gigantischen Baobabs, die aussehen, als würden sie mit der Wurzel nach oben im Boden stecken. Am Ufer des Sees finden wir ein Prachtexemplar. Sein Stamm hat etwa sechs Meter Durchmesser, die Krone ist weit ausladend. Er stand wohl schon vor über tausend Jahren hier in dieser herrlichen Aussichtslage mit Blick über die Weite des Sees, in seinem Schatten haben sicher schon etliche Löwengenerationen Siesta gehalten. Heute sind jedoch keine Löwen da, so dass wir ungefährdet aussteigen können und selbst im Schatten des Baumriesen Mittagspause halten können.

Unten, am Wasser sehen wir später, auf unserer Weiterfahrt einige Flusspferde, die sich genüsslich im Wasser und Schlamm wälzen. Im Uferbereich stelzen einige Flamingos, mit ihrem leuchtend rosa Gefieder durch das seichte Wasser, auf der Suche nach kleinen Fischen und Krebsen. Dazwischen schwimmen einige Wildgänse, die hier ihr Winterquartier haben, bevor sie im Frühjahr wieder in die Weiten Sibiriens und Nordeuropas ziehen.

Hier treffen wir ein junges amerikanisches Paar, das alleine unterwegs ist. Er hat seine Kamera mit einem riesigen Objektiv auf sein Stativ gebaut, um die Tiere im Wasser zu fotografieren. Als Fotograf spreche ich ihn natürlich an und frage ihn: „How many millimeters has Your lens?“ (Wie viele Millimeter hat Ihr Objektiv) Er schaut mich entgeistert an und fragt ungläubig: „How many millions...?“ wobei er wohl den Preis meint. Ich mache im klar, dass ich die Brennweite wissen wollte. Er erklärt mir, dass es „nur“ ein 400ter ist, aber eine hohe Lichtstärke, nämlich 2,8 hat. Ich pfeife anerkennend, das ist schon eine tolle Sache, ein 400ter mit Lichtstärke 2,8, alle Achtung. Dafür hat es halt auch einen Durchmesser wie ein Putzeimer und ein stattliches Gewicht. Er erklärt, dass man es nicht ohne Stativ benutzen kann. Nun würde mich allerdings doch der Preis interessieren. Ich frage danach, worauf die Frau etwas knapp antwortete: „We bought it instead of a car!“ (Wir kauften es anstatt einem Auto)

Oben, im Schatten eines Akazienwaldes, treffen wir auf eine Elefantenherde. Wir können die Elefanten längere Zeit beobachten. Es sind Tiere verschiedener Altersklassen, vom etwa einjährigen Jungtier bis zum ausgewachsenen Riesen. Sehenswert ist noch eine schwefelhaltige Quelle in der Nähe, jedoch nicht „riechenswert“. Wir machen uns nach einer kurzen Rast wieder auf den Rückweg zum Camp.

Den Nachmittag verbringen wir im Camp. Ulf nutzt die Zeit, um mit Werner, der Motorenfachmann ist, einige notwendige Reparaturen am Lkw durchzuführen.

Heute abend sitzen wir noch zusammen am Lagerfeuer und plaudern, es wird ein lustiger Abend.

IM REICH DER WILDEN TIERE

Hier im Camp am Lake Manyara haben wir Gelegenheit, unsere Trinkwasservorräte aufzufüllen.

Von hier aus geht es in Sachen Wildbeobachtungen einem ersten Höhepunkt entgegen. Ziel unserer heutigen Tagesetappe ist der berühmte Ngorongoro Crater, wo wir die nächsten beiden Tage bleiben wollen. Von dort werden wir dann weiter in die wildreichen Steppen der Serengeti fahren.

Doch zunächst steht der Ngorongoro Crater auf dem Programm. Steil und in vielen Kurven windet sich die Straße wieder an der Abbruchkante des Rift Valley empor, zum letzten Mal auf dieser Reise. Von nun an werden wir den Bereich dieses Tales verlassen und damit auch das Masailand hinter uns lassen.

Schon kurz nach dem Lake Manyara geht der üppige Wald des Seeufers wieder in trockene Steppe über. Doch je mehr wir nun an Höhe gewinnen, wird die Vegetation wieder reichhaltiger. Wir fahren durch riesige Kaffeeplantagen, bis wir schließlich in etwa 3000 Meter Höhe dichten Bergregenwald erreichen.

Wir sind vom Lake Manyara nur gut eine Stunde gefahren, als wir plötzlich erneut vor einem tiefen Abgrund stehen, nachdem wir das Riftvalley ja gerade erst verlassen haben. Vor uns liegt der riesige Ngorongoro Crater, dessen Talsohle etwa 600 Meter tiefer liegt. 20 Kilometer Durchmesser hat dieser erloschene vulkanische Krater. In seinem Inneren hat sich ein einzigartiges Tierparadies entwickelt.

An unserem Aussichtspunkt steht ein Gedenkstein, zu Ehren von Professor Bernhard Grzimek und seinem Sohn Michael, der hier beim Absturz seines Flugzeuges ums Leben kam.

Auf der oberen Inschrift ist zu lesen:

MICHAEL GRZIMEK
12.4.1934-10.1.1959
HE GAVE ALL HE POSSESSED
INCLUDING HIS LIVE
FOR THE WILD ANIMALS OF AFRICA

(„Er gab alles, was er besaß, selbst sein Leben, für die wilden Tiere Afrikas.“)

Die untere Inschrift lautet:

PROFESSOR BERNHARD GRZIMEK
1909-1987
A LIFETIME OF CARING
FOR WILD ANIMALS
AND THEIR PLACE ON OUR PLANET
IT IS BETTER TO LIGHT A CANDLE
THAN TO COURSE THE DARKNESS

(„Eine Lebenszeit des Schutzes für die wilden Tiere und ihrem Platz auf unserem Planet. Es ist besser, eine Kerze anzuzünden, als in der Dunkelheit zu tapen“)

Ohne die unermüdliche Arbeit von Professor Grzimek und seiner beiden Söhne gäbe es die großen Wildschutzgebiete Serengeti und Ngorongoro in ihren heutigen Grenzen nicht. Durch seine jahrelangen Forschungsarbeiten wies Grzimek die Zuwege der großen Tierherden nach und trug maßgeblich dazu bei, das diese Zugwege unter Schutz gestellt wurden und nicht, wie ursprünglich geplant, durch Menschen besiedelt und damit zerstört wurden. Bei dieser Arbeit in Afrika verlor er beide Söhne, trotzdem kämpfte er bis an sein Lebensende für die Erhaltung dieser einzigartigen Tierreservate.

Wir machen Rast in der Loge oberhalb des Kraterrandes. Hier bekommen wir einen afrikanischen Wildhüter an Bord. Ohne Begleitung darf man nicht in den Krater fahren. Über einen steilen, ausgewaschenen und steinigen Weg geht es durch dichte Regenwald hinunter in den Krater. Weiter unten geht die Landschaft dann in grüne Savanne über. Die Zufahrtswege sind nur mit geländegängigen Fahrzeugen befahrbar.

Schon auf der Fahrt hinunter in den Krater erhalten wir einen ersten Eindruck von dem überwältigenden Tierreichtum dieses Kraters und unten auf dem Kraterboden eröffnet sich dann ein einzigartiger Anblick vor unseren Augen. Gnus und Zebras, Büffel und Giraffen, Antilopen und Gazellen ziehen ruhig und ohne jegliche Scheu an uns vorbei. An einem kleinen See liegen vier ausgewachsene Löwenmännchen mit prächtiger brauner Mähne im Gras und überblicken majestätisch die Umgebung. Eine Löwin schiebt sich geduckt auf den Teich zu und versucht, sich an ein einzelnes Zebra anzuschleichen. Doch das Zebra hat die Gefahr längst erkannt und als die Löwin zum Schlußspurt ansetzen will, springt das Zebra mit kraftvollen Sprüngen davon. Die Löwin versucht ihr Jagdglück nun an einer Wildgans, doch als diese sich scheinbar hämisch lachend in die Lüfte erhebt, zieht sich die Löwin frustriert ins Gebüsch zurück.

Wir setzen unsere Fahrt fort, vorbei an unzähligen Herdentieren und erreichen gegen Mittag eine Gruppe alter Bäume, wo wir in mitten von Zebra-, Gnu- und Büffelherden unsere Zelte aufschlagen wollen. Dieser Platz wurde uns von der Parkverwaltung zugewiesen. Kurz nachdem wir angekommen sind, kommt ein weiteres Fahrzeug auf uns zu. Ein großer schwerer Mann steigt aus und kommt gemessenen Schrittes auf uns zu. Er stellt sich als Mister Brown aus Amerika vor. Wir grüßen ihn artig, schauen uns verwundert an und fragen uns was er wohl will. Dann lässt er die Katze aus dem Sack. Er sei mit seiner Familie extra von Amerika hier her gekommen und habe bei der Parkverwaltung eine Menge Geld bezahlt, dass er genau an diesem Platz campen darf. Ach, der Ärmste, denken wir uns. Unser Ranger bestätigt ihm, dass wir auch hier übernachten sollen, laut Parkverwaltung. Das lehnt der Amerikaner nun aber entschieden ab, er habe ja ausdrücklich verlangt und auch bestätigt bekommen, das er diese Campside ALLEINE belegen darf. Daraufhin diskutieren die beiden Ranger (der von Familie Brown und unserer) eine Weile miteinander, offensichtlich ohne zu einer brauchbaren Lösung zu gelangen. Uns wäre es zwar egal, wenn noch jemand hier campieren würde, aber Brown mag sich damit überhaupt nicht anfreunden. Außerdem würde es auf der zugelassenen Fläche ziemlich eng, wenn der seine „Zirkusarena“ auch noch neben unsere acht Zelte stellen würde. Wir fragen unseren Ranger um Rat. Er meint, dass die Verwaltung wohl einen Fehler gemacht hat. Wir sollen unsere Zelte doch auf der anderen Seite der Bäume aufschlagen, dort sei zwar keine offizielle Campside, aber er erteilt uns hiermit die amtliche Erlaubnis, außerhalb der ausgewiesenen Campside zu zelten, wobei er schelmisch grinst. Er hatte wohl ebenso wenig wie wir Lust, noch länger mit dem Amerikaner zu diskutieren.

Als wir unser Lager dann errichtet haben, packen Browns zu unserer Verblüffung ihren Plunder wieder zusammen und ziehen weiter. Offensichtlich waren wir ihnen immernoch zu nahe. Was solls, so haben wir eben „unseren“ Platz alleine und können ungestört unter wilden Tieren campieren, wenn auch ein paar Meter außerhalb der offiziellen Campside.

Am Nachmittag unternehmen wir noch eine Pirschfahrt in die nähere Umgebung. Außer den üblichen Herdentieren gibt es hier im Krater auch noch einige Nashörner. In vielen anderen Gebieten sind die Nashörner schon so gut wie ausgestorben, doch hier im Ngorongoro Crater können sie gut geschützt werden und so konnte sich hier eine gesunde Population erhalten. Da der Ngorongoro Crater gut überschaubar ist und alle Besucher genau registriert werden, können Wilderer leicht aufgespürt werden und so ist ein optimaler Schutz der Wildtiere gewährleistet.



Auf der weiten ebenen Grasfläche des Kraterbodens sind überall kleine und größere Gruppen von Wildtieren zu sehen. Zebras, Gnus, Büffel, Elefanten, Antilopen erscheinen wie versprengte dunkle Flecken in der weiten hellgrünen Landschaft, die begrenzt ist durch die dunkelgrün bewaldeten Kraterwände. Steil und hoch wachsen sie zu allen Seiten aus der Ebene. Ein paar kleinere blaue Seen und einige verstreute Galleriewälder sorgen für Farbtupfer in dieser weiten Ebene des Kraterbodens. In den flachen Seen fischen Flamingos, die, wenn sie auffliegen, aus der Ferne aussehen wie rosa Nebelwolken, die über der Ebene schweben. Und über allem spannt sich ein tiefblauer Himmel, an dem kein Wölkchen zu sehen ist.

Wir machen etliche Fotostops, lassen uns Zeit, die unzähligen Tiere zu beobachten. Eine Gruppe von fünf Elefanten ist schon aus größerer Entfernung zu erkennen. Es

handelt sich um drei erwachsene Kühe und zwei Jungtiere, die sich in einem Gebiet mit relativ hohem Gras aufhalten. Ulf fährt bis auf eine Entfernung von etwa 50 Metern heran und schaltet den Motor ab. Wir stehen auf der Aussichtsplattform des Wagens und beobachten die grauen Riesen. Sanft weht der heiße Wind um unsere Köpfe und säuselt im Gras. Von den Elefanten ist von Zeit zu Zeit ein Krumpeln und Schnauben zu hören. Nach einer Weile fahren wir weiter und lassen die Elefanten in Ruhe. Vorbei an den riesigen Herden fahren wir langsam zurück in Richtung unserem Lager. Nashörner finden wir heute jedoch keine. Obwohl der Kraterboden weithin überschaubar ist, kann man die Nashörner nur schwer finden, da sie auf größere Entfernung nicht von den vielen anderen Tieren zu unterscheiden sind.

Am Abend sind wir wieder zurück im Lager. Von hier aus sehen wir im letzte Abendlicht die Tiere in einiger Entfernung vorbeiziehen, Gnus Büffel, Zebras begleiten uns in den Abend. Über dem gemütlichen Lagerfeuer bereiten wir uns unser Abendessen, die Geräusche der Wildnis im Ohr und den klaren afrikanischen Sternenhimmel über uns. Gemütlich sitzen wir noch lange ums Feuer, genießen die Stimmung und nehmen den Geruch der nahen Tiere in uns auf.



Später beim Einschlafen höre ich noch das weit entfernte Brüllen von Löwen. Vielleicht sind es die Löwen, die wir heute Vormittag am See gesehen haben, denke ich, dann schlafe ich ein.

Später vernehme ich im Unterbewusstsein, in einem Zustand zwischen Traum und Wirklichkeit ein durchdringendes Knurren, ganz nahe. Ich schrecke hoch, bin aber doch noch im Schlaf. Wieder höre ich einen markerschütternden Knurrer. Ich schlage um mich, nach dem Löwen, der offensichtlich genau neben mir liegt. Da trifft mich seine schwere Pranke an Arm und Brust, zweimal, dreimal schlägt er zu. In Todesangst schlage ich aus Leibeskräften um mich und schreie was ich kann. Doch der Löwe zeigt sich unbeeindruckt. Mit beiden Pranken hält er mich nun fest und schüttelt mich - bis ich wach bin. „Oh Mann“, denke ich, der „Löwe“ war Uwe und das „Knurren“ war wieder mal sein Schnarchen.

Naja, ich bin aber doch froh, dass es kein Löwe war. Und ein paar blaue Flecken hat der „Ersatzlöwe“ auch abbekommen, wie sich am nächsten Morgen herausstellt.

Die anderen erkundigten sich am Morgen besorgt, was das in der Nacht für ein „Todeskampf“ gewesen sei. Etwas peinlich war ihnen die ganze Sache, denn alle haben sie mein Geschrei gehört, doch keiner kam aus dem Zelt, um nachzuschauen, was los ist. Sie grübelten nur darüber, ob nun jemand träumt, oder ob wirklich was passiert ist.

Erleichtert nehmen nun am Morgen alle zur Kenntnis, dass es nur ein Traum war und als Uwe nun davon erzählt, wie ich ihn als Löwe verprügelt habe ist es mir wahnsinnig peinlich. Lachen müssen wir alle, als wir darüber philosophieren, wie wohl ein richtiger Löwe reagiert hätte, wenn ihm der kleine Bernd den Pelz verschlagen wollte.



Nachdem wir uns alle von dem Schrecken der Nacht erholt haben, bereiten wir uns das Frühstück und dann machen wir uns auf, um auf einem ganztägigen Ausflug den Krater zu erkunden und uns viel Zeit für Tierbeobachtungen zu nehmen.

Vorbei an den allgegenwärtigen Gnus und Zebras steuern wir zunächst die Seenplatte in der Mitte des Kraters an. Schon von weitem sind die rosa Wolken der auffliegenden Flamingos zu erkennen. An den Seen konzentriert sich der Wildbestand noch mehr, als im übrigen Krater. Zebras, Gnus, Büffel und Antilopen äsen in dem saftigen Gras um die Seen. In dem seichten Wasser stehen die langbeinigen Flamingos zu Tausenden und filtern das Wasser mit ihren gebogenen Schnäbeln nach Fressbarem. Andere stehen einfach nur im Wasser und haben den Kopf zum Schlafen unter die Flügel gesteckt. Die Luft ist erfüllt von den heißeren Rufen der großen rosa Vögel.

Auf unserem Streifzug durch den Krater kommen wir nun an einem der Galleriewälder, die überwiegend aus Schirmakazien bestehen, vorbei. In ihrem Schatten haben sich einige Elefanten untergestellt. Giraffen ziehen graziös am Waldrand entlang, um an den Bäumen zu äsen. Wie der Bug eines Schiffes das Wasser zerschneidet, treibt unser Truck auf unserer langsamen Fahrt durch die Kraterebene die Herden von Gnus und Zebra auseinander. Hinter uns entsteht ein „Fahrwasser“, das aber bald wieder zu einer homogenen Masse von Tieren verschwimmt.

Bei unserem Mittagspicknick im Schatten alter Bäume an einem kleinen Kratersee können wir einige Flusspferde beobachten. Die Wellen, die die massigen Leiber der Flusspferde bei ihren Bewegungen erzeugen, versetzen das Schilf am Ufer in rhythmische Schwingungen wie die Laolawellen in einem Fußballstadion.

Während wir so dasitzen und die Tiere beobachten, setzen sich zwei Glanzstare auf einen Zweig, nur etwa einen Meter neben mir, was mich dieses Mal genauso begeisterte wie Willy.

Nach einer ausgiebigen Mittagspause setzen wir unsere Beobachtungsfahrt durch den Krater fort. Langsam ziehen wir mit den Tieren weiter. Oftmals hält Ulf das Fahrzeug irgendwo in der weiten Ebene an, stellt den Motor ab und wir lassen einfach die verschiedensten Tiere an uns vorbeiziehen und genießen die friedliche Stimmung unter den äsenden Tieren.

Am späten Nachmittag deutet unser Ranger plötzlich mit der Hand nach rechts in eine Zone mit hohem Gras. „Rhino, Rhino!“ ruft er. Tatsächlich, da steht ein Nashorn im hohen Gras. Beim Näherkommen erkennen wir auch noch ein zweites, junges Nashorn weiter hinten. Wir beobachten die massigen Tiere mit dem wertvollen Horn auf der Nase eine ganze Zeit lang.

In Fernost würde man für das Horn der Tiere ein Vermögen bezahlen. Skrupellose Geschäftsleute haben diese Tierart deswegen an den Rand der Ausrottung gebracht. Gemahlen wird dem Horn des Rhinoceroses sexuelle Wunderwirkung zugeschrieben. Dabei könnte man genauso gut an den Fingernägeln kauen, die bestehen nämlich aus der gleichen Substanz, wie das Rhino-Horn.

Als Ulf versucht, noch näher an die Tiere heranzufahren, startet das größere Nashorn einen Scheinangriff, dreht jedoch vor unserem 12 Tonnen schweren Truck wieder ab und zieht sich mit dem Jungtier wieder ins hohe Gras zurück.

Da es langsam Abend wird, begeben auch wir uns auf die Rückfahrt zu unserem Lager. Friedlich stehen die Herden im flachen Abendlicht und werfen lange Schatten auf das kurze grüne Gras der Kraterebene. Wir ziehen mitten hindurch, wie ein Schiff, das im Schein der untergehenden Sonne in den heimatlichen Hafen einläuft.

Zurück im Camp entfachen wir unser Lagerfeuer, bereiten unser Abendessen und setzen uns anschließend ums Feuer. Wie gestern genießen wir auch heute den Abend am Lagerfeuer in Sicht- und Hörweite der Wildtiere der Savanne und lassen die Geräusche und den klaren afrikanischen Nachthimmel auf uns einwirken. Das Knistern des Feuers untermalt das Ganze mit der Musik des Lagelebens. Heute verläuft die Nacht ruhig, keine schlechten Träume von Löwen.

Der neue Tag beginnt wie alle Tage zuvor auch schon mit wolkenlosem Himmel. Langsam steigt die Sonne hoch und wird von Stunde zu Stunde heißer. Wir verlassen den Krater, setzen unseren Ranger wieder in der Lodge ab und fahren weiter Richtung Westen, zunächst noch durch dichte Bergregenwälder und Kaffeeplantagen. Später wird die Landschaft wieder trockener und heißer.

Gegen Mittag erreichen wir die Olduvai Schlucht, eine Landschaft, die etwas an das Monument Valley in Amerika erinnert, allerdings im Miniaturformat. Doch hier sind nicht wind- und wettergeformte Berge die Attraktion, sondern die bisher ältesten Funde menschlicher Skelette, Schädel, Werkzeuge und Lagerplätze. Bis zu 1,9 Millionen Jahre alt werden die Funde datiert, die man hier gemacht hatte. Entdeckt wurde diese Fundstelle von dem berühmten Paläontologen Professor Leakey .



Die Schlucht ist durch Wassererosion ausgewaschen. Dadurch wurden die verschiedenen Ablagerungsschichten der letzte zwei Millionen Jahre freigelegt. In fast allen dieser Ablagerungsschichten, vor allem in den ältesten, wurden menschliche

Überreste entdeckt. Sie geben wichtige Hinweise zur Erforschung der Entwicklungsetappen unserer Art. Die Funde, die man hier gemacht hat, sind etwa 30000 bis 1,9 Millionen Jahre alt. Vor allem durch die Forschungstätigkeit von Professor Leakey, die inzwischen von seinem Sohn fortgeführt wird, wurde Olduvai zur wichtigsten Fundstätte von Vor- und Frühmenschen.

Wir besichtigen das kleine Museum, in dem verschiedene Funde ausgestellt sind und die Ablagerungsschichten mit ihren Fundstellen grafisch dargestellt sind. Von einer Aussichtsterrasse haben wir einen Überblick über die Schlucht, in der noch immer gegraben wird.

War vielleicht das Paradies wirklich in dieser Weltgegend?

Heute ist die Umgebung von Olduvai alles andere als paradiesisch. Heiß und wüstenhaft präsentiert sich die Landschaft hier. Wir fahren durch trockene ebene Savannenlandschaft weiter Richtung Ndutu Safari Lodge, die an einem kleinen See am Rande des Serengeti Nationalparks liegt. In der Nähe von Ndutu schlagen wir unser heutiges Nachtlager auf, in den Weiten der Serengetisteppe.



Heute geht die Fahrt weiter durch die weiten Ebenen der Serengeti. Erbarmungslos brennt auch heute wieder die Sonne vom wolkenlosen Himmel. Hier gibt es keine Bäume, allenfalls niedriges Buschwerk. Bis zum Horizont erstreckt sich die weite ausgedörrte Grasebene. Einige verstreute Hügel erheben sich diffus aus der endlosen Weite. Tiere gibt es kaum zu sehen. Einige vereinzelte Gazellen ziehen einsam über die hitzeflimmernde Ebene. Mitten in der weiten Ebene erscheint plötzlich ein

flacher großer See, in dessen Vordergrund ein paar Gazellen dahinziehen. Doch beim Näherkommen löst sich der See so plötzlich wie er erschienen war, wieder in Luft auf. Es war eine Fata Morgana. Nur die einsamen Gazellen ziehen traurig durch die trockene endlose Steppe.



Nach dem wir eine ganze Weile durch die von Tieren leergefegte Steppe gefahren sind, tauchen nach und nach immer mehr Tiere auf. Erst sind es nur einzelne Gruppen von Gnus und Zebras, die wie dunkle Flecken in der ebenen Weite stehen. Doch bald werden es mehr, endlose Tierketten, vor allem Gnus, ziehen langsam, wie eine gigantische Karawane durch das Land, während sie friedlich äsen. Wir sind auf den großen Tierzug getroffen, der auf seiner jährlichen Wanderung nun, Ende Dezember, diesen Teil der Serengeti erreicht hat. Jedes Jahr um die gleiche Zeit erreichen die Riesenherden, die aus mehreren hunderttausend Tieren bestehen, die gleichen Gebiete. Professor Grzimek hat diese Zugwege erforscht und die Tiere gezählt und damit die Wichtigkeit der Schutzgebiete in den heutigen Grenzen bewiesen. Oftmals sind ganze Landstriche, wie das Gebiet das wir gestern und heute durchfahren haben, von Tieren verlassen und leergefegt. Doch zu einer anderen Jahreszeit wimmelt es an gleicher Stelle nur so von Großwild. Dann ziehen die großen Gnu- und Zebraherden durch, gefolgt von Antilopen; Büffeln und natürlich von Raubtieren, die, wie die Grasfresser auch, ihrer Nahrung hinterherziehen. Es ist ein einzigartiges Naturschauspiel, wenn die Herden in langen Ketten wie endlose Karawanen friedlich äsend über die weite Ebene ziehen und plötzlich aus einem Landstrich wieder ganz verschwunden sind. Sie hinterlassen eine kahle abgefressene Landschaft, in der nichts außer der flimmernden Hitze zu sehen ist.

Wir fahren Richtung Seronera. In der ebenen Steppe tauchen nun einzelne Felseninseln auf, die für diese Gegend typisch sind. Diese Hügel aus übereinandergetürmten Granitbrocken sollen über 2 Milliarden Jahre alt sein. In den schattigen Spalten zwischen den Felsen hält sich die Feuchtigkeit länger, als in der ebenen Umgebung. Deshalb wachsen auf den Felseninseln Bäume und Sträucher. Die Hügel bieten ideale Aufenthaltsorte für Löwen und Leoparden, die von den Felsbrocken aus einen idealen Überblick über die Ebene mit ihren Tieren haben. Aber auch Schlangen, Echsen, Klippschliefer und Vögel halten sich hier gerne auf.

In einer dieser Felseninseln ist die Seronera Wildlife Lodge gebaut. Obwohl sie mitten in der offenen Steppe liegt, kann man sie von der Ferne kaum sehen, so gut ist sie in die Umgebung eingepasst. Wir legen eine nachmittägliche Pause ein.

Danach fahren wir weiter Richtung Westen. Langsam erscheinen nun wieder Bäume und Buschwerk, die Gegend liegt nun bereits im Einflußbereich des Viktoriasees mit seinem feuchteren Klima. Am Nachmittag sind am Himmel seit längerem wieder einige Quellwolken erschienen. Doch sie sind bald wieder in sich zusammengefallen und haben keinen Regen geliefert.

In der Nähe des so gut wie ausgetrockneten Flusses Orangi finden wir einen schönen Platz zum Übernachten, im Schatten hoher Akazien, geschützt von einigen Felsen und Buschwerk. Wir schlagen unser Lager auf und gehen der routinemäßigen Abendbeschäftigung nach. Zelte ausladen und aufstellen, Tisch und Bänke aufstellen, Holz sammeln und ein Lagerfeuer entzünden, Essen bereiten.

Plötzlich setzt sich Matthias mit schmerzverzerrtem Gesicht auf die Bank. Er hat hier im Lager versucht, wie ich barfuß zu gehen. Nun zieht er sich einen etwa fünf Zentimeter langen Akaziendorn aus der Fußsohle. „Wie machst Du das nur?“, fragt er mich, „Du läufst jeden Tag barfuß, ohne irgend einen Stachel zu bekommen und ich versuche es ein einziges Mal und trete mir gleich solch ein Monstrum rein!“ „Da hast Du einfach Pech gehabt, ich habe zwar mehr Hornhaut, da geht nicht jeder Stachel gleich durch, aber diese Dinger durchdringen selbst die lederharten Sohlen der Masai“, erkläre ich ihm. Wir verpfastern Matthias blutende Wunde, dann geht es wieder.

Kurt und Doris haben damit keine Probleme. Sie laufen auch bei der größten Hitze in dicken Wanderstiefeln herum, was ich mir für mich beim besten Willen nicht vorstellen kann. Da würden mir die Füße kochen.

Nachdem alles fertig ist, sitzen wir alle bei Tisch und lassen uns Ricardos Serengetimenuen schmecken. Danach lassen wir den Abend gemütlich ausklingen. Bevor wir uns nach und nach in die Zelte zurückziehen, gibt es noch eine flüchtige Katzenwäsche, viel Wasser steht uns ja nicht zur Verfügung. Aber zum Zähneputzen und den Staub gleichmäßig im Gesicht zu verschmieren reicht es aus. Dann verschwinden alle der Reihe nach im Busch, weit vom Lager entfernen dürfen wir uns jedoch nicht, hinter jedem Busch könnte ein gefährliches Tier lauern. Wie in den letzten Tagen, kehrt auch heute schon gegen acht Uhr Ruhe im Lager ein. Es hat sich inzwischen so eingebürgert, dass wir schon früh schlafen gehen, nach den anstrengenden Tagen. Dafür sind wir meist schon spätestens um halbsechs morgens wieder munter.

Am heutigen Morgen ist erst mal für Aufregung gesorgt. Wir öffnen einen der letzten Wasserkanister, kochen Kaffee und fangen an zu frühstücken. Doch der erste Schluck Kaffee ist schnell wieder ausgespuckt. Er schmeckt penetrant nach Diesel. Beim genaueren Untersuchen des Kanisters stellen wir fest, dass zwar Wasser drin ist, dieses aber mit Diesel verunreinigt ist. Auch ein zweiter Kanister ist mit unbrauchbarem, nach Diesel schmeckendem Wasser gefüllt. Es bleibt nur noch ein Kanister Trinkwasser, bis wir wieder neues Wasser auffüllen können. Das kann noch Tage dauern. Es kommt der Vorschlag, das verschmutzte Wasser fürs Waschen zu benutzen, die meisten ziehen es bei dem Gedanken daran aber vor, schmutzig zu bleiben.

Offensichtlich sind beim letzte Auffüllen irgendwie die Kanister durcheinander geraten. In den Wasserkanistern ist nun Diesel und die ehemaligen Dieselkanister sind nun mit Wasser gefüllt. Wir brauchen also neue Kanister, denn die, welche mal mit Diesel gefüllt waren sind fürs Wasser unbrauchbar geworden. Mal sehen ob hier in Tansania Kanister aufzutreiben sind.

Die Stimmung ist für heute erstmal gedrückt. Wir trösten uns damit, dass wir in den nächsten Wochen wahrscheinlich öfters Trinkwasser finden werden, aber sicher ist

das auch nicht. Selbst in Gebieten mit viel Niederschlag ist es in Afrika nicht immer sicher, dass das Wasser auch trinkbar ist.

Nachdem wir unsere Zelte abgebaut und den ganzen Krempel wieder im Truck verstaut haben, geht es weiter entlang des Orangiflusses in Richtung Westen. Schon nach wenigen Kilometern mündet der Orangi in den Grumeti, an dessen Oberlauf wir bereits am zweiten Abend vor knapp zwei Wochen unsere Zelte aufgebaut haben. Beide Flüsse führen nur während der Regenzeit Wasser und sind jetzt nahezu ausgetrocknet. Dennoch sind ihre Ufer feucht genug, dass sich am Flusslauf entlang dichter Wald bilden konnte, in dessen Schutz sich einige Tiere aufhalten. Gegen Mittag treffen wir auf eine Giraffengruppe, die aus drei Muttertieren und sieben jungen besteht. Ansonsten können wir hier Wasserböcke, Zebras Gnus und Gazellen beobachten. Und natürlich gibt es auch Vögel. Wir sind gut im Zeitplan und können uns deshalb ausgiebig für Beobachtungen Zeit lassen. Zur Mittagszeit legen wir an den Ufern oberhalb des Grumeti eine längere Pause ein. Ich gehe mit Hermann, Kurt und Anneliese ans Ufer. Als wir so ins Wasser, ein paar Meter unter uns blicken, sehen wir, dass sich dort unten etwas bewegt. Ein Krokodil! Wir rufen die anderen, doch beim Auflauf der vielen Menschen taucht die Echse ab und verschwindet in der trüben Brühe.

Dafür zeigt uns Willy einige sehr hübsche Vögel. Leider habe ich die Namen der meisten, dieser hübschen Piepmatze wieder vergessen.

Nach einer ausgiebigen Pause fahren wir noch ein Stück weiter am Grumeti entlang, dann lassen wir es für heute gut sein. Es wird die letzte Nacht in der freien Wildnis. Ab morgen werden wir durch besiedeltes Gebiet reisen und müssen uns dann unsere Lagerplätze auf Kulturland suchen.

So suchen wir uns für heute einen besonders hübschen Platz aus, eine herrliche Grasfläche in mitten alter Bäume. Heute suchen wir besonders viel Feuerholz zusammen, unser Lagerfeuer soll noch mal so richtig groß werden. Immerhin werden wir in den nächsten Wochen nicht immer ein Lagerfeuer haben. Außerdem ist heute schließlich Sylvester und das muss ja gebührend gefeiert werden.

Feuchtfrohlich lassen es Uwe und Matthias angehen, sie wollen heute abend den ganzen Biervorrat vernichten, morgen werden wir wieder welches kaufen können. Ich mache mich mit dem Fotoapparat auf, um noch einige Aufnahmen zu machen, doch Ulf mahnt, nicht zu weit weg zu gehen, immerhin befinden wir uns noch in einem Gebiet, in dem es gefährliche Tiere gibt. Ulf und Werner verkriechen sich für den Rest des Nachmittags im Motor des Trucks.

Später beraten wir, wie wir den Jahreswechsel gebührend feiern können. Feuerwerkskörper haben wir ja keine, aber ein paar alte Batterien, die wir ins Feuer werfen könnten. Doch Ulf meint, es sei besser, wir würden keinen Lärm machen, die Ranger hätten dafür bestimmt kein Verständnis.

Erich und Maria erklären, sie hätten ohnehin kein Interesse an einer großen Feier, sie würden wie gewöhnlich um acht in die Schlafsäcke kriechen. Auch Kurt und Doris wollen es den beiden gleichtun. Anneliese zieht ebenfalls den Rückzug ins Zelt vor. Willy und Gerda wollen auch lieber ihre Ruhe. Sie sind ja extra um diese Jahreszeit von zu Hause weggefahren, um dem Trubel zu entgehen. Die anderen wollen zumindest besinnlich am Lagerfeuer bleiben und zum Jahreswechsel anzustoßen.

Zum Abendessen sind alle noch zusammen, dann ziehen sich die meisten ins Zelt zurück. Auch Werner und Angelika folgen bald, um den Jahreswechsel alleine zu feiern. Wir wünschen viel Spaß. Zu siebt sitzen wir nun am Feuer, Uwe und Michael, Ulf, Ricardo, Hermann, Erika und ich. Wir werden das Bier schon entsorgt bekommen, auch ohne die anderen.

Uwe, der mit Matthias schon seit wir hier sind Bier entsorgt, steht nach einer Weile auf. Da steht er nun, den Blick auf das Zelt gerichtet. Kerzengerade steht er da. Dann neigt er sich langsam nach vorne. Es gibt einen Ruck und er schwankt los, als ob ihn jemand angeschubst hätte. Mit letzter Mühe kratzt er die Kurve ins Zelt. Es dauert

nicht lange, dann torkelt auch Matthias in sein Schlafgemach. Der Glückliche hat ein Einzelzelt. Ich merke, dass ich langsam auch die richtige Bettschwere habe und krieche ebenfalls ins Zelt, in dem Uwe schon längst am Sägen ist. So bleibt nur noch ein kümmerlicher Rest, um den Jahreswechsel am Lagerfeuer zu feiern.



Lake Viktoria

Prost Neujahr! Langsam erwacht der erste Tag des Jahres 1988. Verschlafen kriechen die Safariteilnehmer aus den Zelten. Einige haben einen gehörigen Kater. Diejenigen, die schon früh schlafen gingen, gestern Abend, sind allerdings putzmunter, wie gewöhnlich. Sie kümmern sich um das Frühstück und das Kaffeekochen, sowie das Aufräumen und verstauen der Ausrüstung. Die anderen hängen am Tisch und schlürfen lustlos am Kaffee. Das Zeltabbauen ist heute eine höchst schwierige Angelegenheit, bei der einige Biervernichter aufpassen müssen, dass sie sich nicht gleich selbst mit in den Zeltsack einwickeln.

Nachdem letztendlich alles wieder irgendwie im Truck Platz gefunden hat, lassen wir uns auf die Sitze sinken. Überraschend fit ist Ulf, obwohl er heute nacht bis zum Schluss durchgehalten hat. Allerdings hat er sich mit dem Alkohol zurück gehalten, so setzt er sich wie gewohnt hinter sein Lenkrad und steuert den Truck in Richtung Westgrenze der Serengeti. Ein paar Zebras, Gnus, Büffel, Giraffen und Gazellen ziehen noch am Fenster vorbei, während die Landschaft langsam vegetationsreicher wird. In einem parkartigen Akazienwald erreichen wir gegen mittag den westlichen Parkausgang und damit auch die geteerte Hauptstraße, die am Ostufer des Viktoriasees entlang führt. Der staubigste Teil der Safari liegt nun hinter uns. Und auch der heißeste Teil. An den Ufern des riesigen Sees ist das Klima gemäßigter und feuchter. Und auf der anderen Seite des Sees kommen wir dann in das zentralafrikanische Hochland mit seinem angenehmen Klima.

Zunächst fahren wir etwa 20 Kilometer Richtung Norden, in das kleine Städtchen Bunda. Hier gibt es einen Markt, in dem wir uns mit frischen Früchten versorgen können. Da läuft einem das Wasser im Munde zusammen, was es da alles gibt. Ananas, Mangos, Maracujas, Bananen, diese kleinen aromatischen Fingerbananen und vieles Leckeres mehr. Der Vitaminbedarf für die nächsten Tage ist gedeckt. Und

für diejenigen, die flüssige Nahrung bevorzugen, gibt es auch Primusbier-Nachschub. Nur Trinkwasser ist keines zu bekommen.

Frisch versorgt und mit aufgetanktem Wagen geht es nun in südliche Richtung, entlang den Weiten des Viktoriasees. Fruchtbare Ackerland mit Bananenstauden und kleine Siedlungen ziehen an uns vorbei. Afrikanische Frauen in ihrer farbenfrohen Kleidung arbeiten auf den Feldern und Kinder spielen vor strohgedeckten Hütten. Den See kann man von der Straße aus nicht sehen.



Für unser Nachtlager finden wir heute einen wunderschönen Platz direkt am Ufer des Sees, am Rande eines kleinen Fischerdorfes. Als wir ankommen sind die Leute gerade damit beschäftigt, ihre Fischnetze einzuholen und den Fang zu verarbeiten. Wie beim Tauziehen stehen zehn bis fünfzehn Männer hinter einander und ziehen die schweren Fischnetze an Land. Einige Fischer sitzen am Ufer und flicken ihre Netze. In östlicher Richtung braut sich ein Unwetter zusammen. Die dunklen Wolken bilden einen dramatischen Hintergrund für die farbenfrohen Menschen, die am Ufer des Sees arbeiten. Frauen und Kinder kommen mit ihren Gefäßen, füllen sie am See und

tragen sie auf dem Kopf zu ihren einfachen strohgedeckten Hütten. Wir beeilen uns mit dem Aufbauen der Zelte, bevor das Unwetter über uns hereinbricht. Schon fegen die ersten heftigen Windböen über den See und gestalten den Zeltbau schwieriger als gewöhnlich. Die Zelte stehen noch nicht, als bereits die ersten schweren Tropfen vom Himmel fallen. Doch viel mehr wird es dann auch nicht. Bis die Zelte richtig stehen, hat der Regen schon wieder aufgehört. Das sah am Anfang viel schlimmer und dramatischer aus, als es war. Die heiße afrikanische Spätnachmittagssonne verdunstet den Regen, bevor er richtig die dürstende Erde erreicht und nach einer Weile schweben nur noch einige graue Wolkenfetzen am Himmel dahin, wo sich vorhin noch schwere schwarze Gewitterwolken drohend auftürmten.

Nachdem sich das Gewitter nun verzogen hat bereiten wir uns das Abendessen, sitzen gemütlich am See und lauschen dem Plätschern der Wellen und dem Säuseln des Windes im Schilf. Ulf sieht hier am See gute Chancen für einen brauchbaren Empfang mit seinem Weltempfänger. Nach einigem Suchen hat er die Deutsche Welle. Doch außer den üblichen politischen Schreckensnachrichten aus aller Welt gibt's nichts Neues. Der Wetterbericht aus Deutschland sorgt jedoch für Heiterkeit: „Weiterhin ungewöhnlich mild mit frühlingshaften Temperaturen um 15 Grad“. Und das Anfang Januar.

Ich sitze noch eine Weile ans Ufer, genieße den lauen Wind der vom See hinaus in die heiße Steppe der Serengeti weht und lausche dem sanften Plätschern der Wellen. Wie ein Meer liegt die Weite des riesigen Sees vor mir. Der graue Abendhimmel geht am Horizont fast nahtlos in das Grau des Sees über. Zu gerne würde ich in die Fluten springen und ein Bad nehmen. Doch leider sind die Uferbereiche des Viktoriasees mit Bilharziose verseucht und baden ist deshalb nicht ratsam. Die Afrikaner gehen in das Wasser rein, wenn sie ihre Fischernetze auswerfen oder einholen, sie benutzen das Wasser des Sees sogar zum Kochen, viele sind deshalb von Hakenwürmern befallen.

Nach einiger Zeit des Träumens am Wasser ziehe auch ich mich, wie die anderen ins Zelt zurück. Die frische Seeluft lässt mich gut schlafen.



Heute geht es weiter in Richtung Süden, am Viktoriasee entlang. Der Viktoriasee ist mit knapp 70000 Quadratkilometern Fläche der größte See Afrikas und der drittgrößte See der Welt. Nur das Kaspische Meer und der Lake Superior in Nordamerika sind noch größer. Er liegt 1134 Meter über dem Meeresspiegel und ist 81 Meter tief. Er hat einige Zuflüsse, unter anderem auch der Mara River und wird entwässert durch den Viktorianil der zum Albertsee fließt und von dort aus als

Albertnil weiterfließt und weiter nördlich zusammen mit einigen anderen Zuflüssen den Weißen Nil bildet.

Auf unserer Fahrt entlang des Sees kommen wir durch fruchtbares Ackerland. Kleine Siedlungen mit einfachen Hütten ziehen vorüber, lastentragende Menschen gehen entlang der Straße. Und immer wieder erscheinen die farbenfrohen Kleider der Frauen und Kinder die auf den Feldern arbeiten. War es in den letzten Wochen der Duft nach Wildtieren und Natur, der uns begleitete, so ist es nun der Geruch nach Rauch von den Kochfeuern bei den Hütten, sowie der Duft von Früchten, der uns immer wieder in die Nase steigt. Nach einer Weile entdecken wir am Straßenrand einen Brunnen, an dem sich Einheimische gerade ihre Gefäße füllen. Wir halten an und füllen unsere sauberen Kanister ebenfalls auf. Ulf und Ricardo konnten überraschender Weise bereits am Parkausgang der Serengeti neue organisieren, nachdem die alten Wasserkanister ja mit Diesel verunreinigt waren. Es ist eine längere Pumperei, bis wir alle Kanister voll haben. Vorerst ist unser Trinkwasservorrat gedeckt. Für die weitere Reise dürfte es keine größeren Probleme mit dem Wasser geben.



Langsam aber ständig schwenkt die Straße nach Osten, am Südufer des Viktoriasees entlang. Die Landschaft, die sich uns hier bietet, steht im totalen Kontrast zu den trockenen heißen Steppen der Serengeti. Hier ist fruchtbares, üppig grünes Ackerland, mit Bananenheinen, Gemüsefeldern und Obstplantagen. Überall stehen die typischen afrikanischen Hütten aus Schilf und Stroh, vor denen Kochfeuer rauchen und bunt gekleidete Menschen arbeiten.

Wir erreichen am späten Vormittag die Hafenstadt Mwanza am Südufer des Viktoriasees. Die Straßen sind schmutzig, die Häuser grau, die Stadt sieht nicht gerade einladend aus. Dennoch finden wir ein einigermaßen ansprechendes Restaurant, in dem wir uns mal eine Abwechslung von der einfachen Expeditionsverpflegung gönnen wollen. Die Speisekarte ist nicht gerade üppig, es gibt zwei Menüs zur Auswahl: Rindersteak mit Kartoffeln oder Hähnchen mit Reis. Dazu gibt es einheimischen Salat. Die Hälfte unserer Gruppe entscheidet sich für das Steak, die andere Hälfte, zu der auch ich gehöre, bevorzugen das Hähnchen. Wir bestellen und dann dauert es. Wir fragen uns schon ob die vielleicht das Rind erst bei den Masai kaufen müssen und das Hähnchen wohl erst noch aus dem Ei schlüpfen muss, da wird das Mal dann doch noch serviert. Es sieht ganz lecker aus und so schmeckt es auch. Es sind eigentlich alle ganz zufrieden und wir werden alle satt. Teuer ist es auch nicht. Wir machen noch einen Verdauungsspaziergang durch die Straßen der Stadt. Neben den Bantus ist ein Großteil der Bevölkerung Mwanzas

arabischer und indischer Abstammung. Einige Moscheen geben der Stadt einen orientalischen Charakter.

Abgesehen von diesen prachtvollen Bauwerken ist Mwanza eine scheußliche Stadt. Viel Verkehr, schmutzige schlammige Straßen, offene Kanalisation in die eine stinkende Kloake abläuft, und der Markt kann mich auch nicht zum Kaufen ermuntern. Da sind mir die farbenfrohen Märkte draußen in den Dörfern viel lieber und sie sehen auch appetitlicher aus. Den anderen geht es auch nicht viel besser und so fahren wir bald weiter, durch abstoßende Hafenviertel, in denen ich nicht im Dunkeln unterwegs sein möchte. Endlich erreichen wir den Stadtrand, fahren aber noch durch etliche schmutzige Vororte, bis wir schließlich das Dorf Kigongo am Mwanza Gulf erreichen.

Der Mwanza Gulf ist eine fjordähnliche Bucht am Südende des Viktoriasees über den wir mit einer Fähre übersetzen müssen.



Doch von der Fähre ist nichts zusehen, als wir am Anleger ankommen. Also reihen wir uns in die Schlange wartender Lkw ein und schauen über den Mwanza Gulf, ob die Fähre zu sehen ist. Nichts! So vergeht einige Zeit, die ich mit Fotomotivsuche verbringe. An der Fähranlegestelle waschen einige Frauen ihre Kleidung im schmutzigen braunen Wasser des Viktorasses, Kinder spielen auf der Hauptstraße,

die an der Anlegestelle endet. Im gesamten Ort herrscht geschäftiges Treiben. Barfüßige Menschen in kurzen Hosen und schmutzigen T-Shirts oder mit bunten Wickeltüchern laufen zwischen den flachen, wellblechgedeckten Stein- und Holzhäusern umher. Angelegte Wege und Straßen gibt es nicht. Alles ist im einheitlichen Braun des Schwemmsandes aus dem See. Am Ufer liegen einige kleine Boote. Uwe, Matthias und Kurt sind in die Bar des „Hotels“ gleich neben dem Fähranleger gegangen und schlürfen ein Primus. Das so bezeichnete „Hotel“ ist eine schäbige Wellblechbude im Gartenhausformat, gleich neben dem Fähranleger. Ich kann es kaum glauben, aber es ist tatsächlich ein Schild mit der Aufschrift „Hotel“ an der Wand unter der winzigen Veranda angebracht.

Endlich, mit fast einer Stunde Verspätung, erscheint draußen über dem Golf die Fähre. Es dauert immer noch fast eine halbe Stunde, bis sie hier ist, angelegt hat und entladen ist. Wir machen uns bereit, an Bord zu gehen, doch der Afrikaner, der für die Be- und Entladung der Fähre zuständig ist, zeigt uns an, dass es noch eine Weile dauert.

Der Fährmann verlässt das Schiff und geht in das „Hotel“, wo er in aller Ruhe seine „teetime“ abhält. Es wird eine sehr ausgedehnte teetime und so üben wir uns weiter in Geduld. Wir werden diese Tugend in den nächsten Wochen noch öfters brauchen. Nach eineinhalb Stunden geht der „Captain“ wieder an Bord und verschwindet gleich im Maschinenraum. Es vergeht eine weitere halbe Stunde, bis er mit öligen Händen wieder herauskommt und zum Händewaschen erneut rüber ins Hotel geht. Nach kurzer Zeit kommt er wieder, hält aber noch einen Plausch mit einem Hotelbediensteten. Der Mann hat die Ruhe weg, eigentlich hätte er schon vor über drei Stunden mit seiner Fähre auslaufen müssen. Aber was bedeuten in Afrika schon Fahrpläne.

Jetzt gibt er das Zeichen zum Beladen und wir gehen an Bord.

Leuchtend rot geht die Sonne vor uns unter, als die Fähre über den Mwanza Gulf übersetzte. Eine halbe Stunde dauert die Überfahrt und bis wir drüben ankommen, dämmt es schon und die Sonne ist hinter dem Horizont versunken.

Ulf will noch aus dem dicht besiedelten Gebiet um den Golf herausfahren, ehe wir nach einem Lagerplatz suchen. Das Gebiet hier am Golf sei zu unsicher, meint er. Also fahren wir noch ein Stück, ehe wir uns nach einem geeigneten Platz zum Zelten umschauen.



Im letzten Licht des Tages finden wir einen Platz im Schutze eines Felsenhügels, der von der Straße aus nicht eingesehen werden kann. Zum ersten Mal auf unserer Tour muss Ulf den Allradantrieb zuschalten, um den Platz hinter den Felsen zu erreichen. Wir steigen aus und inspizieren den Platz nochmals genau mit unseren Taschenlampen und den Scheinwerfern des Trucks. Es sind einige ebene Flächen zu finden, wo wir die Zelte aufbauen könnten. Also laden wir ab und bauen die Zelte auf. Einen besseren Platz würden wir jetzt in der Dunkelheit ohnehin nicht mehr finden. Wir schmieren uns noch ein paar Brote zum Abendessen, dann ziehen wir uns bald zurück in die Zelte. Ich schlafe bald ein, doch gegen drei Uhr werde ich von einem dringenden Bedürfnis aufgeweckt. Ich versuche weiterzuschlafen, aber es ist wirklich sehr dringend. Also tapse ich nach meiner Taschenlampe und gehe vor das Zelt. Im Schein der Lampe suche ich nach einem geschützten Plätzchen, das nicht allzu nahe an einem anderen Zelt ist. Als ich an den Zelten der anderen vorbei gehe, höre ich, dass einige der anderen wach sind und leise reden. Ich leuchte auf den Boden und sehe, dass schon einige frische „Tretmienen“ daliegen. Endlich finde ich ein Plätzchen hinter einem Felsen, wo ich mich erleichtern kann, was doch recht „flott“ von statten geht.

Zurück im Zelt rolle ich mich wieder zum Schlafen zusammen. Doch lange habe ich keine Ruhe, da treibt mich das gleiche Gefühl, wie vorhin wieder hinaus. Ich habe alle Mühe, mein Plätzchen hinter dem Felsen noch rechtzeitig zu erreichen.

Es dämmt bereits der Morgen und als ich zum Zelt zurück gehe, kommt Willy aus seinem Zelt heraus, mit einer Rolle Papier in der Hand rennt er hinter die Felsen, während er unterwegs schon die Hosen runter lässt. Ich bleibe gleich draußen. Nach und nach kommen noch ein paar mitgenommene Gesichter aus ihren Zelten. Zum Frühstück gibt es heute für einige nur Kamillentee und Kohletabletten. Wir stellen fest, dass alle diejenigen von Montezumas Rache heimgesucht sind, die gestern in Mwanza Hähnchen gegessen haben

Mit den Kohletabletten beruhigt sich die Lage jedoch etwas und wir können uns wieder den landschaftlichen Reizen zuwenden.

„Dschungel-Highway“

Die Umgebung ähnelt der Landschaft rund um Seronera in der Serengeti. Hier gibt es die gleichen Felseninseln, wie sie für Seronera typisch sind. Wir packen unsere Zelte zusammen und fahren weiter. Doch lange halte ich nicht durch, da muss ich Ulf wieder zum Halten bitten. Ich blase eine schwarze Kohlestaubwolke in den Busch, gefolgt von dem, was da sonst noch so kommt. Während die anderen Hähnchenesser Ruhe haben, bleiben mir die Probleme den ganzen Tag treu. Erst als ich am Abend mit stärkeren Kalibern, als Kohle anrücke, bekomme auch ich Ruhe.

Zwischen den einzelnen „Vulkanausbrüchen“ habe aber auch ich Gelegenheit, die landschaftliche Schönheit unserer heutigen Etappe zu genießen.

Durch eine leicht hügelige, üppig grün bewaldete Landschaft schlängelt sich die braune Naturstraße westwärts, südlich der Ufer des Viktoriasees. Auf den saftigen Viehweiden stehen die langhornigen Watussirinder, eine Rinderart, die hier sehr häufig gezüchtet wird. Die Masai züchten eine andere Rasse mit kürzeren Hörnern, doch konnten wir auch dort vereinzelte Watussirinder antreffen.

Später fängt es an zu regnen. Es regnet sich richtig ein, der Regen wird im Laufe des Tages sogar noch stärker. Immer mehr weicht die Straße auf und verwandelt sich in einen schmierigen Morast, was für unseren Truck aber kein Problem ist. Neben der Straße und oft auch mitten darauf stehen Rinder im grauen Regendunst. Ab und zu sehen wir einzelne Impalaantilopen, eine etwa damhirschgroße Antilopenart oder ein paar Gazellen. Ansonsten gibt es hier im Bauernland kein Wild. Menschen sind im strömenden Regen nur wenige unterwegs. Und auch vor den verstreut im Busch

liegenden Hütten spielt sich heute nicht das gewohnte bunte Leben ab. Nur vereinzelt kommen Kinder heraus, um nach dem Fahrzeug zu sehen, das hier vorbeifährt. Im einheitlichen grauen Einerlei des Regens registrieren wir kaum, als wir die Provinzstadt Geita passieren. Nebelverhangene bewaldete Hügel ziehen vorüber, dichte Wälder wechseln sich mit offenen Viehweiden ab. Immer wieder gerät unser Truck auf der schmierigen Piste ins Schlingern, wir kommen nur langsam vorwärts.

Gegen Nachmittag erreichen wir die Hauptstraße, die entlang des Westufers des Viktoriasees von Uganda hinunter zum Malawisee und weiter nach Sambia führt. Man darf sich unter der Bezeichnung „Hauptstraße“ aber keine breit ausgebaute Asphaltstraße vorstellen, es ist eine vom Regen aufgeweichte Naturpiste, auf der zwei sich entgegenkommende Lkw nur mit Mühe einander passieren können. Wie die Straße von Mwanza hierher, wird auch diese Piste hauptsächlich von Lkws befahren, die sich aus Sicherheitsgründen in langen Konvois über die schlechten Straßen vorwärtsarbeiten. Personenwagen trifft man so gut wie keine, allenfalls den ein oder anderen Geländewagen.

Gegen Abend hört der Dauerregen auf. Etwas abseits der Straße errichten wir unser Lager. Ich suche mir gleich wieder einen Busch. Inzwischen machen sich die Mitreisenden schon Sorgen, wegen meines Dauerproblems. Als ich dann aber aus meinem Rucksack eine Packung Imodium hervorkrame, gibt es gutgemeinte Warnungen der Freunde. „Bist Du Dir sicher, dass Du das nehmen willst?“, fragt Hermann besorgt. „Kohle hilft ja nichts“, antworte ich ihm. „Aber willst Du nicht noch etwas warten, damit“, meint Erika. „Ich weiß nicht, ich kann doch nicht die ganze Zeit rennen, das geht ja jetzt schon den ganzen Tag, selbst die Kohletabletten kommen gleich wieder raus. Ich glaube, ich nehm's jetzt lieber“. „Weißt Du überhaupt, was für eine chemische Keule das ist, das ist ein echter Hammer“, gibt Angelika zu bedenken. . „Ja schon, aber irgendwann muss ja Schluss sein, mit der Rennerei“. Da niemand ein besseres Mittel empfehlen kann, nehme ich dann den „Hammer“. Und der wirkt Wunder. Die nächsten drei Tage brauche ich keinen Busch mehr. Und um den Chemieschock gleich vollständig zu machen, nehme ich auch gleich noch die obligatorische Malariatablette.

Als wir hier angekommen sind haben wir in der Umgebung keine Siedlung gesehen, auch keine einzelnen Häuser. Nur Wald. Doch kaum hatten wir die Zelte aufgeschlagen, was inzwischen nur noch wenige Minuten dauert, und unsere Bänke aufgestellt, da waren wir schon von einer Kinderschar umringt. Alle Altersstufen sind vertreten, vom kaum dreijährigen Hosenmatz bis zum etwa 15-jährigen Teeny. Neugierig haben sie einen Kreis um uns gebildet. Als wir anfangen, das Essen zuzubereiten, rücken sie uns noch näher auf den Pelz. Mit großen Augen starren sie uns an, reden nur wenige Worte mit einander. Eine der ältesten Mädchen starrt wie gebannt auf die Schachtel mit Malariatabletten, die ich noch auf dem Tisch liegen habe. Und schon schnellt ihre Hand nach vorne, um nach der Schachtel zu greifen. Doch ich habe damit gerechnet und bin schneller. Ich schreie sie an und sofort weichen die Kinder ein Stück zurück. Doch nur kurzzeitig, dann kommen sie wieder näher. Wortlos stehen sie wieder da und beobachten jede unserer Bewegungen genau, als ob wir von einem fremden Stern kämen. Vielleicht wirken wir auf die Kinder wirklich so. Ein solcher Luxus ist für die Kinder hier im abgelegenen Busch unvorstellbar. Wir haben das ja bei der ersten Übernachtung schon erlebt, als die Masaikinder neugierig alles genau anschauten und voller Verwunderung waren. Die Kinder hier sind allerdings wesentlich aufdringlicher, als es die Masai waren. Wir müssen alles in Sicherheit bringen, sonst wird es stibitzt. In den letzten Wochen, in den menschenleeren Steppen, konnten wir alles sorglos rumliegen lassen und auch bei den letzten beiden Übernachtungen am Viktoriasee ließen uns die Einheimischen in Ruhe. Doch das ist jetzt anders, es wird in den nächsten Tagen sehr schwer werden, einen einigermaßen ruhigen Platz zum Übernachten zu finden. Mit dem Einbruch der Dunkelheit verschwinden unsere heutigen kleinen Zuschauer genauso

plötzlich, wie sie gekommen waren. Die Nacht wird ruhig, keine Tiere, kein Unwetter, keine Verdauungsstörungen, nur Uwe gibt sein allnächtliches Konzert. Diese Gegend hier in Tansania ist heute genauso, wie die Gegend um Goma in Zaire von den Flüchtlingsströmen aus den ruandischen Bürgerkriegsgebieten betroffen. Hunderttausende sind hierher geflohen, leben in Zeltstädten unter katastrophalen hygienischen Verhältnissen. Säuchen wie Cholera und Ruhr breiten sich aus. Nachdem der Bürgerkrieg nun zu Ende ist, kehren viele der Flüchtlinge zurück in ihre Heimat in Ruanda, in der Hoffnung auf Frieden. Doch zu diesem Thema werde ich später noch genauer eingehen.

Am Morgen scheint die Sonne diffus durch schweren Dunst, der aus den feuchten Wäldern aufsteigt. Es ist am frühen Morgen schon drückend schwül. Bald sind wir wieder „on the Road“ und folgen dem braunen Band, das sich in langgezogenen Kurven über bewaldete Hügel windet. Sanft schwingt sich die Piste über die unzähligen flachen Hügel, um dahinter wieder in den Senken zu verschwinden und sich schließlich am Horizont ganz zu verlieren. Plötzlich sehen wir ein gutes Stück vor uns auf der Straße eine weiß glänzende Schlange, die umgeben von einer schwarzen Dunstglocke über einen der Hügel kriecht. Beim Näherkommen entpuppt sich die seltsame Schlange als Lkw-Konvoi, von mindestens zwanzig Fahrzeugen, die südwärts unterwegs sind. Bald haben wir die Trucks eingeholt, die sich langsam über die enge Straße vorwärtsbewegen. An ein Überholen ist kaum zu denken. Also hängen wir uns an den Konvoi hinten dran und schleichen hinter her. Eine schwarze Rußwolke hüllt uns ein, die Luft ist von Dieselgestank erfüllt. Schwer knurren die Motoren einen Hügel hinauf, die Rußwolke verdichtet sich noch. Langsam, fast im Schrittempo kriechen die Trucks den Hügel hinauf. Vor uns sind drei Tankzüge, die Treibstoff geladen haben. Dann haben wir die Kuppe erreicht, schwere Rußwolken steigen erneut auf, als die Fahrer einen größeren Gang einschalten und Gas geben, um Schwung zu holen für den nächsten Anstieg, der weiter vorne schon wieder zu erkennen ist. In beängstigendem Tempo schlingern die Hängerzüge vor uns nun das Gefälle hinunter. Mit einem „Affenzahn“ preschen die Trucker mit ihren tonnenschweren Stahlkolossen durch die Talsenke, um dann wieder rapide langsamer zu werden, als die Steigung beginnt. Dumpf dröhnen nun wieder die Motoren, die eben noch befreit aufgeheult habe, als es bergab ging. Immer langsamer kriechen sie bergauf, bis sie fast ganz zum Stillstand kommen. Einer der vorderen Laster hat Mühe seine tonnenschwere Last den steilen Aufstieg hoch zu bekommen. Verbissen kitzelt der Fahrer die letzten PS-Reserven aus seinem Motor heraus. Dunkel und schwer treibt die Rußwolke über die Bäume, die die Piste säumen, davon. Plötzlich schert der Hängerzug vor uns aus. Was macht er? Kaum zu glauben, aber er versucht zu überholen. Die Trucker davor lenken ihre Züge ganz an den linken Fahrbahnrand, langsam schiebt sich der schwere Tankzug rechts vorbei. Wir nutzen die Gunst der Stunde und ziehen hinterher. Heiß flimmert die Luft über den erhitzten Motoren, die in der schwülen stickigen Luft kaum Kühlung erfahren. Erbarmungslos brennt die Sonne auf das Blech der rostigen Tankwagen, an denen wir uns nun langsam vorbeischieben. Manchmal streifen wir sie fast, dabei haben wir auf der anderen Seite keinen Zentimeter mehr Platz zum Ausweichen zwischen unserem Fahrzeug und dem Pistenrand. Ich habe kein gutes Gefühl, als wir so langsam und schwerfällig an den erhitzten Kesselwagen vorbeikriechen. Wer weiß wie lange diese Rostlauben noch durchhalten, bis sie in die Luft fliegen. Ein anderer unangenehmer Gedanke schießt mir in den Kopf: Was machen wir, wenn uns nun ein anderer Laster entgegen kommt. Tröstlich, dass der dann erst mal den Vierzigtonner vor uns aus dem Weg räumen muss. Es kommt Gott sei Dank nichts entgegen. Man stelle sich solch ein Überholmanöver bei uns vor.

Endlich, nach einer endlos erscheinenden Schweißtour, haben wir 27 Lastzüge überholt und die Konvoispitze erreicht. Ein alter dreiachsiger Fiat schnauft vor einem

vierachsigen Anhänger wie eine Dampflock an der steilen Steigung. Im Schneckentempo kriecht er unter lautem Getröse und in eine stinkende tiefschwarze Diesel-Rußwolke gehüllt den Hang hinauf. Dann haben wir's geschafft, wir sind vorbei. Kurze Zeit später schaffen wir auch noch den Tankzug, der vor uns überholt hat. Was müssen diese Trucker für Nerven haben, die Tag für Tag ihre altersschwachen Kolosse unter solchen Bedingungen durch den heißen afrikanischen Busch lenken müssen. Bewundernswert!

Ein paar Kilometer weiter erreichen wir bei der Ortschaft Nkoronto die Abzweigung Richtung Ruanda. Die Ortschaft Nkoronto besteht nur aus ein paar einfachen Hütten, die Straße aber erscheint uns fast wie eine Fata Morgana. Tief schwarz und schön breit zieht sich ihr ebenes Asphaltband westwärts in die Ferne. Ein Wohlgefühl nach der letzten Schlaglochetape durch den Dschungel. Endlich wieder Geschwindigkeit, endlich wieder Fahrtwind! Wir genießen es, so glatt dahinzugleiten, fast wie im 500ter Benz auf der Überholspur der A5.

Ruanda, Land der tausend Hügel

Auf der gut ausgebauten Straße kommen wir nun schnell vorwärts. Bald verlassen wir das Waldgebiet und die Landschaft öffnet sich zu fruchtbarem Farmland mit Bananenheinen, Viehweiden und Gemüsefeldern. Dazwischen tauchen immer wieder kleine Ansiedlungen und verstreute Hütten auf, die wie Strohhügel in den grünen Feldern liegen oder sich zwischen den Bananenstauden verstecken. Kinder kommen an die Straße gelaufen und winken uns zu, bunt gekleidete Frauen arbeiten auf den Feldern. Am Straßenrand stehen Büsche mit den herrlichsten Blüten. Öfters halten wir an um diese paradiesische Landschaft zu fotografieren. Es herrscht eine schwüle Luft, die drückend und schwer über der Landschaft lastet und sich überall zu schweren Gewitterwolken zusammenbraut. Am Nachmittag erreichen wir die Grenze nach Ruanda, die durch den Fluss Kagera gebildet wird. Über einen tosenden Wasserfall, die Rushumu Falls, rauschen die braunen Fluten des Flusses unter der Straße hindurch. Urwaldbäume und Bananenstauden säumen seine Ufer. Weiter nördlich, flussabwärts, hat der Kagera eine weite Seenplatte gebildet. Der dortige Nationalpark ist unser nächstes Ziel, das wir wohl morgen erreichen werden.



Doch zunächst steht uns der Grenzübergang nach Ruanda bevor. Doch der bereitet keine größeren Probleme. Ein gut gekleideter Zollbeamter inspiziert kurz unseren Lkw, macht einige Stichkontrollen im Gepäck, dann gibt er sein OK. In der Station werden noch die Pässe und Visa kontrolliert, dann werden wir in Ruanda willkommen geheißen.

Auf einer sauberen, gut ausgebauten Straße fahren wir weiter in Richtung Nordwesten. Sanft schwingt sich die Straße um unzählige Hügel und über niedrige Kuppen, eingerahmt von saftigen Weiden und endlosen Bananenheinen. Saubere, wenn auch einfache Hütten stehen verstreut zwischen den Bananenstauden. In den Vorgärten leuchten die herrlichsten Blüten. Farbenfroh und sauber gekleidete Menschen arbeiten vor den Häusern, auf den Feldern oder gehen, meist barfuß an der Straße entlang. Man hat sofort den Eindruck, dass es den Menschen hier besser geht, als ihren Nachbarn im sehr armen, sozialistischen Tansania.

Eine bezaubernde, hügelige, grüne Landschaft zieht an uns vorbei. Die Blätter der Bananenpalmen bilden oft einen Tunnel über der Straße und dazwischen öffnen sich immer wieder üppige Viehweiden, auf denen die beschaulichen Anwesen der Einheimischen verstreut sind. Gegen Abend verlassen wir die Hauptstraße und bahnen uns unseren Weg auf schmalen Seitenstraßen durch Bananenheine, die so dicht sind, dass sie kaum einen Sonnenstrahl hindurch lassen. Dann geht es wieder durch Weide- und Wiesengebiet, sanfte Bergkuppen bestimmen das Blickfeld. Überall winken uns Scharen von Kinder zu, rennen unserem Truck hinterher, lachend und kreischend vor Freude. Erwachsene auf den Feldern unterbrechen ihre Arbeit und schauen uns hinterher. Auf einer dieser herrlichen Wiesen wollen wir unser Lager aufschlagen. Ulf unterhält sich mit einem alten Mann, der gerade vorbeikommt. Wir haben Glück, er ist der Besitzer der Wiese und erteilt uns gleich die Erlaubnis, hier zu bleiben. Dann geht er weiter und verschwindet in seiner Hütte, die nur etwa hundert Meter entfernt steht. Auf den Wiesen der Umgebung stehen noch einige weitere Strohütten, vor denen hellgraue Rauchsäulen aufsteigen und die Bewohner ihrer Arbeit nachgehen.

Während wir unser Camp errichten, werden wir von Scharen von Kindern umlagert. Wir kennen diese Situation ja schon von gestern. Da stehen sie, barfüßig mit meist einfacher, abgetragener Kleidung. Mehr als ein Dutzend kleiner Augenpaare leuchten uns aus dunklen Gesichtern mit kurzen krausen Haaren entgegen. Und diese Augen beobachten alles genau, was sie erhaschen können. Einige der Kinder begnügen sich nicht damit, nur mit den Augen zu beobachten, sie befühlen alles mit den Händen, was sie erreichen können. Als Erich nach den Zelten schaut, sieht er wie sich ein etwa zehnjähriger Junge an Matthias Zelt zu schaffen macht. Matthias rennt hin und scheucht den Jungen aus seinem Zelt. Mit Matthias` Taschenlampe in der Hand rennt der Junge aus dem Zelt und führt sie begeistert seinen Freunden, die um unsere Tische stehen, vor. Er denkt gar nicht daran sie zurück zu geben.

Plötzlich erscheint ein älterer, gut gekleideter Mann. Die Kinder sind auf der Stelle ruhig. Der Mann weist die Kinder zurecht und fordert sie auf, die Lampe zurück zu geben und nach Hause zu gehen. Augenblicklich folgen sie ihm und verdrücken sich. Der Alte entschuldigt sich bei uns für das Verhalten der Kinder. Er erklärt uns, dass er hier der Schulmeister sei und seinen Schützlingen wohl mal wieder anständig den Marsch blasen muss. Er versichert uns, dass sie uns jetzt in Ruhe lassen werden. Nach einer Weile kommt ein Teil der Kinder zurück, sie halten sich aber auf Distanz und bedrängen uns nicht mehr. Als es dunkel wird, laufen sie zurück zu ihren Hütten.

Es ist schon merkwürdig. Wenn diese Afrikaner hier barfüßig herumlaufen, dann wird das als völlig normal und selbstverständlich angesehen, aber wenn ich es ihnen gleich tue, dann bricht bei einem Teil der Mitreisenden jedesmal das blanke Entsetzen aus. Dabei sollten sie diesen Anblick ja inzwischen gewohnt sein, immerhin sorgen sie sich nun schon fast drei Wochen um meine „armen zarten Flösschen“.

Wir sitzen noch zusammen und genießen die frische Luft, das Zirpen der Grillen, den Duft nach Blüten und frischem Gras. Wie üblich, wandern auch heute wieder betont unauffällig die entgeisterten Blicke auf meine Füße. Über uns spannt sich ein sternenklarer Himmel. Lagerfeuer haben wir heute keines. Bald wird es empfindlich kühl und wir verkriechen uns in unsere Schlafsäcke. Zum ersten Mal auf der ganzen Tour fallen uns heute Abend auch einige Moskitos zur Last.

Die Nacht war sehr frisch, Tau überzieht am Morgen die ganze Landschaft mit seinem Perlenkleid. Tagsüber ist es hier ganz angenehm, es wird mittags etwa 25 Grad warm.

Der heutige Morgen geht wieder seinen üblichen Ablauf. Tee und Kaffee kochen, Frühstückstisch richten, es gibt Brot mit Marmelade oder Honig oder Müsli. Ricardo schneidet die Brotscheiben immer hauchdünn, so als ob er ins Guinnessbuch der Rekorde wollte, für die dünnste Brotscheiben der Welt. Deshalb kommen wir ihm meist zuvor und schneiden unsere Scheiben so, dass man was zwischen die Zähne bekommt. Ricardo rechnet uns dann vor, wie lange das noch halten muss, wofür er dann jedes Mal ein mitleidiges Lächeln erntet. Dann wird gemeinsam gefrühstückt. Nachdem alle ihre Brote oder Müsli gegessen und ihren Kaffee oder Tee geschlürft haben, wird abgewaschen, die Bänke zusammengeklappt und eingeräumt und die Zelte abgebaut und im Truck verstaut. Derweil ist von der Kinderschar heute morgen nichts zu sehen. Die bekommen wohl gerade von ihrem gestrengen Schulmeister „höfliches Verhalten gegenüber Fremden“ eingepaukt.

Wir steigen wieder das Leiterchen hoch und nehmen in unserem Truck Platz. Ulf setzt sich hinters Steuer, Ricardo daneben und dann schaukelt der Wagen los über den unebenen Weg, der so eng ist, dass man die Bananen im Vorbeifahren durch das Fenster pflücken könnte, Richtung Hauptstraße. Bald haben wir die Hauptstraße erreicht, deren sauberes schwarzes Band sich scheinbar endlos über sanfte Hügel windet, vorbei an ungezählten Hütten und immer wieder Bananen, Bananen, Bananen.

Wir folgen der Straße heute Richtung Norden. In der Ortschaft Kibungu findet eine größere Versammlung statt, auf einem großen Platz haben sich Massen von Menschen eingefunden. Wir halten es zunächst für einen Markt und wollen anhalten, doch sofort wird uns unmissverständlich angezeigt, dass wir hier alles andere als erwünscht sind. Massen von Steinen fliegen uns entgegen, als Ulf die Fahrt verlangsamt. Sofort gibt er wieder Gas um schnell wieder aus der „Schussweite“ der Werfer zu kommen. So schnell wie möglich schauen wir, dass wir Land gewinnen und setzen unsere Fahrt Richtung Norden fort. Dies war im übrigen das einzige Mal auf der ganzen Tour, dass wir solch schlechte Erfahrung mit der einheimischen Bevölkerung gemacht haben.

Bald erreichen wir Kayonza. Hier biegt die Straße Richtung Westen nach Kigali, der Hauptstadt Ruandas, ab. Dorthin werden wir übermorgen fahren. Richtung Norden führt eine unbefestigte Straße nach Uganda. Wir zweigen auf einen schmalen Naturweg Richtung Osten ab. Durch dichtes Wald- und Buschland führt dieser Weg in die Wildnis des Kagera-Nationalparks. Wald und dorniges dichtes Gestrüpp bestimmen die Vegetation dieses Naturschutzgebietes. Tiere sehen wir nur wenige, zumal wir den Weg unmöglich verlassen können und das dichte Buschwerk auch keinen Blick in den Wald zulässt. Einige Impala-Antilopen kreuzen den Weg, später treffen wir noch auf eine kleine Gruppe Elefanten.



Nachdem wir etwa zwei Stunden durch diese Wildnis gefahren sind, öffnet sich der Wald plötzlich und eine weite Sumpf- und Seenlandschaft erstreckt sich vor unseren Augen. Wir haben den Twamwale-See erreicht. Der Twamwale ist Teil eines riesigen, mehr als hundert Kilometer langen aber schmalen Seensystems, das durch den Kagerafluss gebildet wird. Im Norden schließt sich der Rushwa-See an den Twamwale an, im Süden setzt sich das Seensystem über den Ihema und den Nasho-See fort. Wir finden eine schöne ebene, wiesenhafte Fläche an einer relativ schmalen Stelle des weit verzweigten, buchtenreichen Sees. Von hieraus kann man den See und das gegenüberliegende Ufer gut beobachten. Die verschiedenartigsten Wasservögel tummeln sich auf dem flachen See. Wir bauen an diesem herrlichen Platz unser Camp auf. Doch bald lernen wir auch die Unzukömmlichkeit dieses Gebietes kennen. Kaum sind wir ausgestiegen, schwirren uns auch schon die ersten TseTse-Fliegen (eine Bremsenart, die die Rindersäuche Nangana überträgt) um die Köpfe.

Wir können unsere Zelte auf der Wiese weit verteilen, es gibt Platz genug. Uwe und ich finden ein schönes kleines Hügelchen, wo wir unser Igluzelt daraufpflanzen. Die anderen bevorzugen ein Plätzchen näher am Wasser. Erich lästert, ob wir unser Zelt deshalb so weit oben aufgestellt hätten, damit Uwes „Nachtkonzert“ weiter zu hören ist. Nein, uns gefällt dieses Hügelchen einfach.

Nachdem das Lager steht und das Mittagessen beendet ist machen wir uns einen gemütlichen Nachmittag. Ein Teil zieht es vor, ein bisschen zu lesen, andere setzen sich ans Seeufer und beobachten die Tierwelt. Vor allem die Vogelwelt ist sehr artenreich. Selbstverständlich gehört Willy zu denjenigen, die, wie ich auch, mit Fernglas und Teleobjektiv am Ufer sitzen. Unser Beobachtungsplatz liegt etwas erhöht, etwa hundert Meter vom Wasserrand entfernt.



Es gibt im See auch Krokodile und einige Flusspferde, die sich aber hauptsächlich auf der gegenüberliegenden Seite aufhalten. Vor allem aber, wie gesagt, jede Menge Vögel. Grau- und Silberreihher stelzen im seichten Wasser, einige Pelikane schwimmen graziös dahin, in den umliegenden Bäumen sitzen mehrere Kormorane. Im Laufe des Nachmittags streichen auch ein paar Störche heran, um sich am

seichten Uferbereich niederzulassen. In einem hohen Baum am gegenüberliegenden Ufer, das etwa 300 Meter entfernt ist, sitzt zeitweise ein Fischadler, dessen schriller Schrei immer wieder die friedliche Stille zerreißt. Und dann gibt es natürlich noch eine Unmenge kleinerer Vögel, Willy kennt sie fast alle beim Namen.

Zeitweilig wird die friedliche Stimmung gestört durch das grunzende Prusten der Flusspferde, wenn sich zwei Bullen in die Quere kommen. Dann spritzt das Wasser, Wellen werden aufgepeitscht, riesige aufgerissene Rachen ragen wie Schlunte aus dem Wasser und manchmal bohren sich die langen Eckzähne in die Schwarte des Kontrahenten. Dabei können sie sich durchaus ernsthafte Verletzungen zufügen. Doch meist bleibt es bei diesen Kämpfen bei Gebrüll und Drohungen. Drüben, am anderen Ufer ist auch das ein oder andere Krokodil zu erkennen. Die Echsen liegen schläfrig am Ufer. Trotzdem sind wir froh, dass wir einen guten Sicherheitsabstand zum See haben.

So verbringen wir den Nachmittag mit Beobachtungen, Reparaturarbeiten an der Ausrüstung, Gesprächen, lesen oder auch etwas spazierengehen, wenn auch nur in der näheren Umgebung. Wir haben zwar außer den Kroks keine Raubtiere gesehen, doch sicher ist sicher. Außerdem könnten auch Büffel oder Flusspferde gefährlich werden.

Weiter im Norden, am Ende des Sees können wir den ganzen Nachmittag eine Rauchwolke beobachten, die möglicherweise von einem Waldbrand herrührt.

Am Abend lassen wir uns heute ausgiebig Zeit zum Essen und genießen dabei die Abendstimmung unter den Tieren am See.

Nachdem es bei den großen Tieren ruhig geworden ist und dafür die kleinen beflügelten mit den langen Stechrsseln um so aktiver sind, ziehen auch wir es vor, uns ins Zelt zurückzuziehen. Das geht dann doch recht fluchtartig, Reißverschluss auf, Hechtsprung ins Zelt und den Reißverschluss ganz schnell wieder zu. Und wehe, es muss einer noch mal raus. Dennoch haben wir noch eine Weile zu tun, bis alle Plagegeister, die doch noch ins Zelt gekommen sind, plattgeklatscht sind. Während ich nach getaner Arbeit so im Zelt liege, lausche ich noch dem Zirpen der Zikaden, dem Klatschen in den anderen Zelten und dem Fluchen ihrer Bewohner, dem Konzert der Affen im umliegenden Wald und - dem langsam zunehmenden Schnarchen Uwes, der nach einer ausreichenden Biermenge jeden Abend schnell im Land der Träume ist.

Inzwischen habe ich mich weitgehend an sein nächtliches Konzert gewöhnt. Trotzdem bin ich froh, dass ich sein Schnarchen nur noch drei Nächte ertragen muss, denn in Kigali wird er uns verlassen. Ebenso werden uns Werner und Angelika Lebe wohl sagen. Dann hat Ulf keinen Helfer mehr, beim Lkw reparieren. Die Ausscheidenden Experten müssen nächste Woche wieder zu Hause an den Motoren herumbasteln, beruflich, versteht sich, der eine bei den „Kleinen“ in Wolfsburg, der andere bei den „Großen“ in Stuttgart.

Wir werden in Kigali zwei neue Mitreisende bekommen und ich werde auf der weiteren Reise mein Zelt alleine haben, so hoffe ich.

Doch jetzt muss ich mein Zelt noch teilen und ich schlafe heute trotz intensiver Begleitmusik bald ein. Doch lange sollten wir keine Ruhe haben. Lautes Donnerkrollen weckt uns gegen Mitternacht. Mit ungeheurer Wucht prasselt ein wahrer Sturzregen auf die Zeltplane. Aus dem Gewitterregen wird ein strömender Dauerregen, bei dessen monotonen Geprassel auf dem Zelt ich wieder einschlafe. Später, so gegen drei Uhr, wache ich wieder auf, der Regen prasselt unvermindert hernieder. Auch Uwe ist aufgewacht. Draußen hören wir derbes Fluchen, Reißverschlüsse werden geziept, Zeltheringe klimpern. Jetzt sind wir natürlich hellwach. Was geht da draußen vor? Wir ziehen den Reißverschluss hoch und strecken die Köpfe hinaus in den Regen. Doch was da draußen für Hektik sorgt, erzeugt bei uns eher Heiterkeit. Erich und Maria sind gerade dabei, ihr triefendes Zelt aus einem strömenden Sturzbach zu ziehen, der aus dem Wald hinunter zum See

fließt, mitten durch das Zelt der beiden. Auch Doris und Kurt befinden sich auf Wanderschaft, mit ihrer Ausrüstung. Willy und Gerda sind bereits wieder beim Aufbauen, weiter oben. Ebenso Werner und Angelika. Ulf und Ricardo haben ihr Zelt resigniert im Regen stehen lassen und ziehen sich zum Weiterschlafen in den Truck zurück. Die restlichen Zelte stehen zwar im Morast, aber zumindest haben sie kein strömendes Wasser und können bleiben wo sie sind. Nur eines steht absolut trocken, zumindest von unten: Unseres, auf dem netten kleinen Hügelchen, das wie eine Insel aus der verschlammten Wiese herausragt. Tja-ja, wer zu letzt lacht... Aber wir wollen ja nicht schadenfroh sein, wir haben einfach nur Glück gehabt. An die Möglichkeit einer Überschwemmung haben wir bei der Zeltplatzwahl auch nicht gedacht. Und trotz allem müssen wir ein dickes Lob an unseren Zelthersteller aussprechen. Von oben kommt trotz sindflutartigem Regen kein Tropfen durch. Nach einer halben Stunde sind alle wieder im Zelt und versuchen noch ein paar Stunden Schlaf zu bekommen.

Am Morgen lacht die Sonne wieder vom Himmel, als ob nichts gewesen wäre. Es scheint so, als würde sie uns auslachen wollen. Am Horizont hängen noch einige schwere Wolken herum, ansonsten ist der Himmel blau. Allerdings steht eine schwüle, laue Nebelsuppe über dem Wald und dem See, die uns nur schwer atmen lässt.

Ziemlich missmutig sitzen die Geschädigten am Frühstückstisch. Später werden die nassen Zelte zusammengepackt, die aufgeweichten Klamotten im Wagen zum Trocknen aufgehängt und wir fahren weiter durch den Park. Unser Truck gleicht heute mehr einer wandelnden Wäscheleine.

Unsere Fahrt geht heute in südliche Richtung, entlang der Seenplatte zum Ihemasee. Wie gestern führt der Weg auch heute durch dichte Wald- und Buschlandschaft. Einige Antilopen, Zebras, ein paar Büffel, mehr ist an Tieren nicht zu entdecken. Gegen Mittag erreichen wir den Ihemasee. Hier chartern wir ein Boot und unternehmen eine Bootstour auf dem See. Eigentlich hätten wir lieber eine Fahrt mit Einbäumen gemacht, doch hier gibt es nur die Ausflugsboote der Nationalparksverwaltung. Also nehmen wir Vorlieb mit dem Touristenkahn, der Platz für fünfzig Leute bietet. Wenigstens sind wir alleine und müssen den Kahn nicht auch noch mit einer Schar anderer Touristen teilen.

Die Tour wird dann doch interessanter als erwartet. Meist steuert der afrikanische Führer das Boot dicht am üppig bewachsenen Ufer entlang. Vor allem die Vogelwelt ist sehr vielfältig und fasziniert nicht nur unseren Piepmatzexperten. Wir können ganz dicht an die Nester von Kormoranen und Schlangenhälsen heranfahren und beobachten, wie die flaumigen Jungvögel gefüttert werden. Kormorane und Schlangenhalsvögel gibt es hier in großer Anzahl. Aber auch Grau- und Silberreiher, Störche und Fischadler können wir hier aus näherer Distanz beobachten, als gestern von unserem Lager aus. Die Vögel sind hier an die ruhig dahingleitenden Ausflugsboote gewöhnt und lassen sich kaum stören. Während wir so entlang des Ufers treiben ertönt aus einer Lücke im Schilf, nur wenige Meter vor uns plötzlich ein lautes Grunzen. Als wir wenige Augenblicke später die Stelle passieren, blicken wir aus kurzer Entfernung in das weit aufgerissene Maul eines Flusspferdes, das wir in seiner Mittagsruhe gestört haben. Der Führer gibt Gas und steuert das Boot schleunigst aus der Reichweite des Flusspferdes, das uns wütend hinterherschraubt.

Wenig später wendet der Afrikaner das Boot und wir schippern langsam zurück zum Ausgangspunkt. Noch scheint die Sonne auf diese weite, durch einzelne Schilfinseln unterbrochene Seenlandschaft. Doch am Horizont türmen sich bereits wieder mächtige Gewitterwolken auf vor deren Kulisse gerade eine Gruppe in der Sonne glänzender Silberreiher dahinstreicht und sich in der seichten Uferzone niederlässt. Nach etwa zwei Stunden sind wir wieder zurück bei unserem Lkw und fahren noch ein Stück durch die Busch- und Waldlandschaft, über der düstere Wolken den

nächsten Gewitterguß ankündigen. In der Nähe eines Hotels schlagen wir unser heutiges Lager auf, mitten in Garten- und Parkanlagen.

Zu unserer Freude verziehen sich die Wolken wieder, ohne bei uns nennenswerten Niederschlag zu hinterlassen. Aber weiter unten im Tal können wir eine dichte Regenwand beobachten, die langsam an uns vorbeizieht. Bei uns fallen nur einige Tropfen vom Himmel und später kommt sogar wieder die Sonne heraus. Wir nutzen die Gelegenheit und breiten unsere nassen Ausrüstungsgegenstände zum Trocknen in der Sonne aus. Ganz trocken werden die Sachen nicht, denn es ist schon spät und die Sonne verschwindet bald glutrot hinter den Urwaldbäumen.

Die Nacht war klar und frisch. Dicke Tautropfen überziehen am Morgen die Wiese, auf der unsere Zelte stehen. Doch bald hat die Sonne, die heute von einem wolkenlosen Himmel strahlt, die Feuchtigkeit weggeheizt und wir breiten unsere feuchten Klamotten wieder aus. Dann ruhen wir uns etwas aus, gehen etwas spazieren und genießen die herrliche Umgebung. Wir haben Zeit, erst heute nachmittag müssen wir uns Richtung Kigali aufmachen, wo unsere Kameraden uns morgen verlassen werden. Wir genießen es, mal nicht im hart gefederten Truck über die holperigen Straßen geschaukelt zu werden, sondern gemütlich vor dem Zelt zu sitzen und uns am Tag zu erfreuen.

Nach dem Mittagessen und einer angemessenen Mittagsruhe räumen wir unsere inzwischen getrockneten Klamotten zusammen. Wird auch höchste Zeit, denn am Himmel brauen sich schon wieder mächtige Wolkenberge zusammen. Nach dem die Zelte abgebaut sind und alles verstaut ist, machen wir noch einen Spaziergang durch die Parkanlage, von deren erhöhte Lage man einen prächtigen Überblick über den Kagera-Nationalpark und die angrenzenden Kulturlandschaften hat. Weit reicht der Blick und die ersten Regenschauer hängen wie Vorhänge unter dichten grauen Wolken, die langsam über die weite Landschaft ziehen.

Am Spätnachmittag machen wir uns auf den Weg Richtung Kigali. Zunächst geht es auf einem ausgefahrenen, schlammigen Naturweg Richtung Westen. Bald erreichen wir wieder die Kreuzung, wo die Hauptstraßen Richtung Uganda, Tansania und Kigali abzweigen. Unsere Straße geht weiter Richtung Westen. Zumindest sollte es so sein, Wegweiser haben wir keine gesehen. Während wir so auf der sauberen Teerstraße dem ersten Etappenziel entgegenstreben, geht über den Bananenstauden, die nun wieder den Weg säumen, langsam die Sonne unter. Hütten ziehen vorbei, mit der gewohnten Rauchsäule vor dem Eingang, vor jeder Hütte stehen oder sitzen die Bewohner und bereiten sich auf den Abend vor. Schnell wird es dunkel, die afrikanische Nacht bricht herein. Doch bis Kigali kann es nicht weit sein. Außer den Scheinwerfern unseres Wagens dringt kein Licht durch die Dunkelheit. Nichts ist mehr zu sehen, hier mitten im afrikanischen Hinterland. Nur der zeitweilige Geruch nach Feuer verrät uns noch, dass wir durch bewohntes Gebiet fahren. Ab und zu hört man auch Stimmen auf der Straße. So geht die Zeit dahin, Kilometer um Kilometer fahren wir vorwärts, doch nichts deutet darauf hin, dass wir uns einer Stadt nähern. Nur die Bananenstauden rechts und links der Straße ziehen im fahlen Scheinwerferlicht des Trucks vorbei. Keine Häuser, keine Lichter; nichts, keine Anzeichen von Zivilisation. Zwei Stunden sind wir nun schon seit der Kreuzung gefahren. Wenn wir auf der richtigen Strecke wären, müssten wir längst in Kigali sein. Laut Karte sind das nur gut siebzig Kilometer. Plötzlich stoppt Ulf den Wagen. „Also, ich muss ehrlich zugeben, ich hab keine Ahnung, wo wir sind. Wir müssten längst da sein. Vor Jahren bin ich diese Strecke schon mal gefahren, aber ich kann mich nicht mehr richtig erinnern, wo das langging!“, berichtet er uns. Ist ja entzückend, das kann ja heiter werden, der Fahrer, dieser erfahrene Afrikatrotter, weis nicht mehr wo wir sind, na fein. „Ich fahre jetzt noch ein Stück, aber wenn dann nichts kommt müssen wir umkehren!“, sagt er. „Wahrscheinlich haben wir eine Abzweigung verpasst!“ Ermutigend klingt das nicht gerade. Es gibt ein paar

Kilometer westlich von Kigali ein Weggabelung. Die eine Abzweigung geht nach Süden, zur Grenze nach Burundi. Wenn wir hier falsch gefahren sind, fahren wir schon seit längerem wieder von Kigali weg! Langsam und unsicher fährt Ulf weiter, ständig nach irgend welchen Anhaltspunkten Ausschau haltend. Auch wir spähen angestrengt in die undurchdringliche Dunkelheit. Der Himmel ist bedeckt. Kein Mond, keine Sterne, die uns zumindest einen blasen Lichtschimmer spenden könnten. Plötzlich erscheinen Lichter. Hoffnung kommt auf. Aber wie die Lichter einer Großstadt sieht das nicht gerade aus. Ein paar trübe Laternen zwischen einigen einfachen Lehmhütten mit Strohdächern. Dazwischen nur Bananen, was sonst. Schon wenig später fahren wir wieder durch die endlose Dunkelheit. Ulf hält noch mal an, diskutiert mit Ricardo. Landkarten werden heraus gewühlt und studiert. Achselzucken! „So ein Scheiß!“ flucht Werner gereizt, „Morgen um zehn geht unser Flieger und wir irren hier durch die Dunkelheit!“ Uwe sieht's gelassener, das heißt, er sieht im Moment gar nichts. Nur lautes Schnarchen dröhnt unter seiner Jacke hervor, die er sich über den Kopf gehängt hat. Er hat die nötige Biermenge intus, dass ihm sowieso alles egal ist.

Ulf und Ricardo kommen wohl überein, dass wir richtig sein müssten, jedenfalls fährt Ulf weiter. Weiter in die Finsternis, doch nun tauchen erneut Lichter auf, Steinhäuser sind in ihrem Schein zu erkennen, wir sind in einer Stadt, das ist Kigali. Schon nach kurzer Fahrt stehen wir auf einer Straßenkreuzung, die aber um diese Tageszeit wie leergefegt ist. Gegenüber steht ein niedriges Klinkersteinhaus. Ulf fährt in die Einfahrt, über der Hotel steht, steigt aus und geht in das Haus. Nach kurzer Zeit kommt er erleichtert wieder. „Wir sind richtig, das ist unser Hotel, hier werden wir die nächsten beiden Nächte bleiben!“

Erleichtert steigen wir aus und beziehen unsere Zimmer. Sie sind einfach, aber hübsch eingerichtet. Ein großes Gelage gibt es heute nicht mehr, alle sind froh, ins Bett zu kommen.

Heute ist schon früh Leben in der Bude. Uwe muss noch in aller Eile seine Koffer packen, nochmal schnell unter die Dusche, noch die Flugtickets heraussuchen, dann geht's los. Ulf wartet schon mit dem Lkw an der Hoteleinfahrt. Auch Werner und Angelika sind schon abfahrbereit. Nach kurzer Verabschiedung steigen sie ein und fahren ab Richtung Flughafen. Wenn Ulf heute mittag zurückkommt wird er unsere neuen Kameraden mitbringen, eine gewisse Esther aus Chur in der Schweiz und einen Alois aus der Gegend von Passau.

Ich habe da schon so eine Vorahnung, wenn da ein Mann und eine Frau als Alleinreisende dazukommen, dann wird es wohl doch nichts, mit dem Einzelzelt für mich. Der Bayer wird dann wohl zu mir ins Zelt kommen und die Schweizerin bekommt das freigewordene Zelt von Werner und Angelika für sich alleine, klar, natürlich, das kann ja nur so sein.

Wir verbringen den Tag heute jeder für sich, die einen ruhen am Hotelswimmingpool aus, andere bleiben gleich im Zimmer, wieder andere machen einen Spaziergang durch die Innenstadt. Ich entschlief mich zunächst für einen Stadtrundgang, stelle aber bald fest, dass Kigali nicht all zu viel zu bieten hat. Am Nachmittag suche ich mir dann ein ruhiges Plätzchen am Pool und faulenze im Liegestuhl.

Gegen sechzehn Uhr will Ulf zurück sein. Als mich gegen siebzehn Uhr die Neugier ins Zimmer treibt ist dort noch kein fremder Koffer zu finden. Ich gehe wieder raus und eine halbe Stunde später schaue ich nochmals nach. Immer noch niemand da. Ach, wenn ich nur wüsste, was dieser Alois für ein „Batzi“ ist. Wieder gehe ich raus. Gegen achtzehn Uhr treibt es mich wieder rein, immer noch nichts. Jetzt bleibe ich im Zimmer. In einer halben Stunde ist gemeinsames Abendessen angesagt, spätestens dann werde ich es ja erfahren.

Zum vereinbarten Zeitpunkt begeben sich in den Speisesaal. Erich und Maria, Kurt und Doris und Anneliese sind auch gerade dort hin unterwegs. Auch von ihnen

hat noch niemand etwas von den Neuen gesehen. Im Speisesaal sitzen schon Willy, Gerda, Hermann und Erika. Ulf und Ricardo sind auch schon da und zwei neue Gesichter. Hand in Hand sitzen sie am Tisch. Ulf macht uns bekannt: Alois und Esther. Ich schätze sie beide so etwa Ende vierzig. Wie sich herausstellt haben sie schon unzählige Reisen zusammen gemacht. Natürlich werden sie sich das Hotelzimmer und in den nächsten drei Wochen auf Tour das Zelt teilen. Ich werde als doch ein Zelt alleine haben, keine Schnarcherei mehr nebenan. Jetzt bin ich erleichtert.

Während des Abendessens gibt es noch viel zu erzählen. Die Neuen müssen uns natürlich gleich das Neueste aus der Heimat berichten. Ulf hat während der letzten Wochen zwar regelmäßig seinen Weltempfänger auf Empfang gestellt, doch mehr als unverständliches Rauschen war selten zu empfangen. Doch versäumt haben wir nichts, wie die beiden berichten. Das Wetter ist der Jahreszeit entsprechend beschissen, die Politik ist das ohnehin, unabhängig von der Jahreszeit und der Wirtschaft geht's auch nicht besser. Ein paar Nebelkarambolagen auf der Autobahna wenigstens floriert in der Schrottbranche das Geschäft. Also alles in allem nichts, was wir uns nicht ohnehin schon denken konnten.

Dafür können wir einiges aus unseren letzten Wochen erzählen und den beiden so richtig den Mund wässrig machen auf die folgenden drei Wochen Dschungelabenteuer..

Ulf macht einen ziemlich missmutigen Eindruck. Wir fragen ihn, was mit ihm los ist. „Sie haben mir meine Jacke und den Weltempfänger geklaut, in der Werkstatt!“, brummt er. „In was für einer Werkstatt?“ „Ich habe den Wagen durchchecken lassen, er muss doch für die nächsten Wochen in Zaire in Ordnung sein. Dort darf es keine größeren Probleme geben, sonst sitzen wir fest. Und als ich die Karre abholte war das Radio nicht mehr da. Und die Jacke fehlt auch!“ „Aber warum hast Du das Zeug im Auto gelassen?“ „Hinter her ist man immer schlauer. Ich dachte, die machen nichts daran. Naja, aus Schaden wird man klug!“

Trotz allem lassen wir uns das Abendessen schmecken. Danach gehen alle ihre eigenen Wege. Matthias und ich setzen uns noch etwas an die Poolbar. Bei einem kühlen Primus wollen wir den Tag ausklingen lassen. Wir erzählen uns von zu Hause, er von seiner Tätigkeit im Mönchengladbacher Postamt, bei der er nichts weiter zu tun hat, als die übrigen Schalterbeamten zu überwachen. Dafür wird er auch noch ganz gut entlohnt. Ich erzähle ihm von meiner Arbeit als Fotograf. Während wir so an der Bar sitzen, schauen wir, was es hier alles für Getränke gibt. Bananenbier steht auf dem Schild. Naja, Bananen haben sie hier ja genug, aber was ist wohl Bananenbier? Bier aus Bananen, das müssen wir mal probieren. „Two Bananabeer, please!“, bestelle ich beim Barkeeper. Der schaut mich verwundert an „Two Bananabeer?“ „Yes, one for my friend and one for me!“ Der Mann glaubt's immer noch nicht, führt die Bestellung aber wie gewünscht aus. „Here, Sir, one Bananabeer for You and one for your friend!“ Wir versuchen einen Schluck. „Schmeckt sehr süß, das Zeug“, bemerkt Matthias. „Ja, stimmt, aber es schmeckt nicht schlecht!“ Wir nehmen gleich mal einen tiefen Schluck. Eigentlich ist dieses „Bier“ eher als Likör zu bezeichnen. Aber wir haben Durst und so ist die Halbliterflasche schnell leer. Bald merken wir die Wirkung dieses Gebräus, das doch einen ganz hübschen Alkoholgehalt hat. Nun wissen wir wenigstens, warum der Barkeeper so entgeistert war, als wir für jeden ein Bananenbier bestellten und nicht eines zusammen.

Matthias erzählt mir nun von seiner Frau und der fünfjährigen Tochter. „Die sitzen nun zu Hause und ich bin hier!“ „Warum hast du sie denn nicht mitgenommen?“ „Meine Tochter ist doch noch zu klein für so eine Safari!“ „Ja, natürlich, aber ihr hättet doch in ein Hotel an die Küste in Kenia gehen können um von dort aus eine kürzere Safari zu machen!“ „Ja, schon, aber das ist es ja nicht, was ich wollte. Ich wollte so eine richtige lange Tour machen, quer durch den Urwald. Eigentlich

träumte ich von mindestens einem halben Jahr, das hätte meine Frau aber nicht zugelassen!“ „Und jetzt machst du das hier, gefällt es dir wenigstens?“ „Für die sechs Wochen war meine Frau gerade noch einverstanden, weil’s halt schon lange mein Traum ist. Sie würde sowas nie mitmachen, sie steht mehr auf Disko und Tanzen und so!“ „Na ja das hier ist ja auch eine schöne Tour, ist das ein brauchbarer Ersatz für deinen Halbjahrestraum?“ „Ja schon es gefällt mir ganz gut, ist eigentlich genau so wie ich es wollte, aber ich vermisse langsam meine Frau und meine Tochter. Am liebsten wäre ich heute morgen mit den anderen nach Hause geflogen!“ „Jetzt freu’ dich halt auf die weitere Tour, das Interessanteste steht uns ja noch bevor, denke nur an die Gorillas!“ „Eigentlich gehöre ich ja bestraft, lasse die beiden sechs Wochen alleine. Bist Du nicht auch der Meinung, dass ich ein Arschloch bin, wenn ich sowas mache?“ „Ach was“ , erwidere ich, „Du lässt sie ja nicht ganz im Stich, in drei Wochen haben sie Dich ja wieder. Aber ich kann schon verstehen, das Du sie nun langsam vermisst!“ „Weißt Du, meine Frau ist wirklich unheimlich sexy, sie ist wirklich sexy, sie braucht das!“ Er klemmt den Daumen der rechten Hand zwischen den Zeigefinger und denn den Mittelfinger zum Zeichen was er meint. „Sie braucht es wirklich und wenn sie es sich nun bei einem anderen holt, dann gehört es mir nicht besser. Ich habe es nicht besser verdient. Sie hocken alleine zu Hause und ich verprasse hier das Geld und lasse es mir gut gehen, ich blödes Arschloch!“ „Ach Quatsch, komm, trink noch und denk nicht so viel an zu Hause, Sie wird Dich schon nicht betrügen!“ „Sie ist wirklich sehr hübsch und sexy, weißt Du?“ „Ja, ja ich weiß jetzt, dass Deine Frau sehr sexy ist, komm trink!“

Nach einer Weile kommt ein großer stämmiger, gut gekleideter Afrikaner zu uns her „Sie kommen aus Deutschland?“, fragt er uns. „Ja!“ „Von welcher Stadt sind Sie?“, fragt er weiter in gutem Deutsch. „Er ist aus Mönchengladbach und ich komme aus Karlsruhe!“ „Ah ja, Karlsruhe kenne ich, die sind nicht so gut im Fußball, steigen immer auf und ab. Mönchengladbach ist aber Spitze“, lästert er. „Ja, ja, stimmt schon, aber jetzt haben wir einen neuen Trainer, Schäfer. Er ist aus Mönchengladbach. Vielleicht wird es nun auch bei uns in Karlsruhe besser.“ „Karlsruhe hat immer neue Trainer, es wird trotzdem nicht besser!“, erwidert der Schwarze. „Ich habe lange in Karlsruhe gelebt und an der Uni Maschinenbau studiert. Dann war ich wieder in Afrika und später wieder in Deutschland und habe als Wissenschaftler gearbeitet. Ich lade Sie zu einem Bier ein, kommen Sie wir setzen uns rüber an den Tisch!“ Er scheint auch schon einen über den Durst getrunken zu haben. Wir nehmen seine Einladung gerne an. Am Tisch reden wir noch viel über Deutschland und über Ruanda, was aber unter dem Einfluss des Alkohols nicht alles so ganz ernst zu nehmen ist. „Wissen Sie, wenn man als Neger nach Europa kommt ist man doch erst mal ziemlich fremd. Ich habe lange gebraucht, bis ich mich eingewöhnt habe. Und das lag nicht nur am Wetter. Die Leute reden kaum was mit einem Neger!“ Wir können das nicht ganz abstreiten „Wie ist das nun hier in Afrika für Sie“, frage ich, „Sie sind ja jetzt ein Wissenschaftler, haben in Deutschland studiert, das hat doch nicht jeder. Sie müssten doch ein gefragter Mann sein, in Afrika?“ „Ja schon, aber Geld verdienen kann man hier nicht, dazu muss man schon nach Europa. Aber es ist als Neger schwer, dort Arbeit zu bekommen!“ Es ist auch für uns schwer, Arbeit zu finden, es gibt viele Arbeitslose, wie sie sicher wissen!“ , erkläre ich ihm. „In Afrika sind fast alle arbeitslos und wenn nicht, dann verdient man trotzdem nur sehr wenig!“, erwidert er.

Uns fällt auf, dass er im Verlauf des Gesprächs öfters das Wort „Neger“ gebraucht. Matthias fragt ihn: „Ich dachte das Wort „Neger“ sei eine Beleidigung in Afrika?“ „Ja, für diejenigen, die Komplexe haben. Ich habe keine Komplexe. Neger heißt Schwarzer, ich bin ein Schwarzer, ein Neger. Ich war ja in Deutschland. Ich kenne die Bedeutung dieses Wortes. Die anderen hier verstehen dabei immer gleich „Nigger“, aber die haben auch keine Ahnung und haben Komplexe!“ Er bestellt sich

noch ein Bier. Gas genug hat er eigentlich schon. Aber wir auch. Deshalb wollen wir auch kein weiteres Bier mehr.

Etwas später gesellt sich noch ein afrikanisches Paar zu uns. Beide sind gut gekleidet. Er hat einen eleganten Anzug mit Krawatte, sie hat ein schickes hellrotes Kleid und eine aufwendige Frisur. Eine sehr hübsche große schlanke Frau. Unser Gegenüber stellt sie uns als seine Freunde vor. In der Folgezeit beschäftigt er sich mehr mit seinen Freunden. Wir sind müde und nutzen die Gelegenheit und verabschieden uns. Wir wollen unsere Zeche bezahlen, doch er besteht darauf, alles zu übernehmen. Wir lehnen zunächst ab und wollen unsere ersten Getränke selbst bezahlen. „Halten sie mich für einen armen Neger aus dem Busch?“ fragt er uns gereizt. „Ich habe gesagt, ich bezahle das, also mache ich das auch!“ „Ist ja gut, wir wollten nur nicht unverschämt sein, vielen Dank für die freundliche Einladung. Morgen fahren wir weiter, also auf Wiedersehen und eine Gute Zeit und nochmals vielen Dank für das Gespräch!“ Er schüttelt uns die Hand und umarmt uns zur Verabschiedung. Nun gut, vielleicht ist das hier so Sitte. Wir ziehen uns zurück und verkriechen uns in unser Bett.

„Mann oh Mann, waren wir gestern blau!“, Matthias nickt nur zustimmend. Das Frühstück will ihm heute gar nicht schmecken. „Hast wohl einen Kater, was?“ lästere ich etwas, „tröste dich, mir geht’s auch nicht viel besser!“ „Das ist es nicht, was mich bedrückt. Ich glaube der Bimbo hat mir gestern Abend meine Brieftasche geklaut, als er mich zum Abschied umarmte. Ausweise, Geld, alles weg!“ „Ach Du Scheiße, was machst Du jetzt?“ „Ulf ist schon unterwegs zur deutschen Botschaft, um die Ersatzpapiere zu beschaffen. Ich muss nachher auch noch dort hin, dann wird man weiter sehen. Ich muss meine Frau anrufen, damit sie mir Geld schickt. Ach ist das alles ein Scheiß!“

Das Wetter heute Morgen passt zu unserer Stimmung. In der Nacht hat es geregnet und nun hängt ein dicke kühle Nebelsuppe in den Straßen von Kigali. Die Temperatur beträgt kaum über zehn Grad. Es sieht aus wie bei uns im November.

Gegen halb zehn kommt Ulf. „Ich war bei der Botschaft, das mit den Ersatzpapieren für hier ist kein Problem, aber das Visum für Zaire können sie natürlich auf die Schnelle nicht beschaffen. Sie werden dir einen Ersatzausweis ausstellen, wir sollen nachher noch mal hin kommen. Wir müssen uns beeilen, wir wollen ja heute eigentlich bis Goma fahren. Hast du deine Frau schon angerufen?“ „Nein, ich muss es noch tun!“ „Dann mach das gleich. Ich werde dir das Geld vorstrecken. Deine Frau kann dir ja sowieso nichts herschicken. Sie soll es zu Hause auf mein Konto überweisen. Meine Frau wird sie deshalb in den nächsten Tagen anrufen. Das ist das Einfachste was wir nun machen können!“

Nachdem Matthias seiner Frau sein Missgeschick gebeichtet hat, fährt er mit Ulf zur Botschaft.

Als sie gegen elf Uhr zurück kommen, ist Matthias etwas erleichtert. Die Beamten in der Botschaft haben wegen des Ersatzpasses keine Probleme gemacht. Das Passfoto aus der Sofortbildkamera ist zwar alles andere als künstlerisch wertvoll, aber in solch einer Situation ist man ja bescheiden. Die Beamten haben sich mit ihren Kollegen in Zaire in Verbindung gesetzt und mit der zairischen Vertretung in Deutschland. Man hat versprochen, dass die Grenzstation in Goma informiert würde. Es sollte dort keine Probleme geben. Bei der Einreise in zwei Wochen nach Uganda können wir direkt an der Grenzstation ein Visum bekommen.

So können wir uns zwei Stunden später als geplant endlich auf den Weg machen. Das Gepäck ist schnell verstaut, die Zeltausrüstung ist ja sowieso schon im Wagen, und wir können den Truck besteigen. Inzwischen scheint wieder die Sonne und die Temperatur erreicht wieder afrikanische Verhältnisse, so zwischen 20 und 25 Grad.

Bald haben wir Kigali verlassen. Steil windet sich die Straße an den Berghängen im Nordwesten der Stadt nach oben. Immer weiter geht es nach oben. Draußen

präsentiert sich der gewohnte Anblick. Einfache, rotbraune Lehmhütten mit Strohdächern, feuchte, lehmige Felder, unendliche Bananenwälder. Es wird langsam kühler. Das Gebiet ist dicht besiedelt, überall stehen Hütten, das Land wird intensiv landwirtschaftlich genutzt. Kaum ein Fleckchen Erde ist unbebaut, Naturflächen sind so gut wie gar kein vorhanden. Barfuß stehen die Bauern im lehmigen nassen Boden und bewirtschaften ihre Felder, meist durch Strickjacken gegen die feucht-kühle Luft geschützt.

Die Straße Richtung Zaire verläuft in einer Höhe zwischen 2000 und 3000 Meter. Endlos breitet sich das Ackerland in allen Richtungen aus. Sanfte, kahlgeschlagene Hügel beherrschen das Landschaftsbild, Banaenheine wechseln sich mit Feldern und Äckern ab. Vor all den unzähligen kleinen Hütten, die verstreut über das ganze Blickfeld stehen spielen Massen von Kindern. Das Land ist jetzt schon bis auf den letzten Quadratmeter besiedelt und landwirtschaftlich genutzt, wie soll dieses Land diese Massen von Menschen ernähren können die hier heranwachsen. All diese vielen Kinder werden ja auch erwachsen und bekommen auch wieder Kinder. Dieser Teil Afrikas hat derzeit weltweit den schnellsten Bevölkerungszuwachs.

Später erreichen wir ein Gebiet mit einigen Resten von natürlichem Wald. Es sind einige Laub- und tannenähnliche Nadelbäume, die hier in kleinen Gruppen zwischen den Feldern stehen. Wir befinden uns nun in etwa 2500 Meter Höhe, es ist sehr kühl, vielleicht 12 oder 15 Grad, mehr nicht. Feuchte Nebelschwaden hängen zwischen den Hügeln, am Himmel brauen sich graue Regenwolken zu einer geschlossenen Wolkendecke zusammen.

Am Nachmittag erreichen wir die Kleinstadt Ruhengeri am Fuße der Virungavulkane. Nördlich von hier müsste der 4127 Meter hohe Vulkan Muhayura liegen, weiter westlich versteckt sich der 4507 Meter hohe Karisimbi in den Nebelwolken.

Die Virungavulkane hier im Dreiländereck zwischen Ruanda, Zaire und Uganda sind die Heimat der letzten freilebenden Berggorillas der Erde. Etwa 300 Exemplare sind es, die zurückgezogen in den dichten Urwäldern dieses Berggebietes leben. Von Ruhengeri aus werden die ruandischen Gorillasafaris organisiert. Die Anzahl der Touristen, die in Begleitung von einheimischen Führern zu den Gorillas aufsteigen dürfen, ist streng limitiert. Wir wollen in einer Woche von zairischer Seite, von Rutshuru aus zu den Gorillas aufsteigen.

Ruhengeri ist ein sehr schönes, parkartig angelegtes Städtchen. Hier versteht man, warum Ruanda auch oft die "Schweiz Afrikas" genannt wird. Von hier aus geht die Fahrt weiter entlang der Virungavulkane in südwestliche Richtung. Es fängt an zu regnen, nein zu schütten. Diffus erscheinen die Banaenheine, zwischen denen sich immer wieder Hütten verstecken im grauen Regendunst. Es ist kalt, vielleicht zehn Grad. Wir befinden uns in einer Höhe von fast 3000 Metern. Es ist unsere erste Regenfahrt, bisher hat es immer geregnet, wenn wir gerade im Camp waren. Nun müssen wir feststellen, dass das Dach des Trucks nicht dicht ist. Überall tröpfelt Wasser herein, manchmal mehr, manchmal weniger. An manchen Stellen ist es so viel Wasser, das durchtropft, dass die Leute, die dort gerade sitzen ihren Platz verlassen müssen und wir auf den übrigen Plätzen zusammen rücken müssen, um den Kameraden Platz zu bieten.

Kilometer um Kilometer fahren wir so durch den Regen. Wir sind relativ spät dran, wegen der Verzögerung heute Morgen in Kigali. Aber wir haben ja noch Glück gehabt, dass die Beamten in Kigali den Fall so flott bearbeitet haben. Sowas kann ja manchmal auch Tage dauern. Dann wären wir festgesessen. So haben wir nun wenigstens noch die Hoffnung, dass wir gegen Abend die Grenze bei Goma erreichen. Doch im Moment ist außer Nebel und Regen nichts zu sehen. Wir haben schon späten Nachmittag und wenn wir nicht bald den Kivusee erreichen, dann müssen wir uns auf der Strecke einen Zeltplatz suchen. Wir würden dann den Grenzübertritt heute nicht mehr schaffen. Nachts ist die Grenzstation geschlossen.

Doch da lichtet sich der Nebel und vor uns verliert sich die Weite des Kivusees im Regen. Wir haben die ruandische Grenzstadt Gisenyi erreicht. Auch der Regen hört nun auf. Nach kurzer Fahrt erreichen wir die Grenze. Auf ruandischer Seite geht es flott voran. Der Beamte drückt seinen Stempel in die Pässe, auch Matthias bekommt keine Schwierigkeiten. Aber nun geht es ein paar hundert Meter weiter, zur zairischen Einreisestation.

Drinne sitzt ein gut genährter Beamter mit Uniform und finsterem Blick. Er spricht nur französisch alles andere ignoriert er. Das kann ja heiter werden! Unsere Französischkundigen werden vorgeschickt. Er teilt einen Stapel Zettel aus, Deklarationen. Wir sollen alle Wertsachen aufschreiben, die wir einführen. Fotoausrüstung, Uhren, Geld, jede Kleinigkeit. Dann nimmt er sich Matthias' Pass. „Ohne Visum geht nichts“, sagt er und gibt ihm den Pass mit einer abweisenden Handbewegung zurück. Ulf zeigt ihm einen Brief von der Botschaft in Kigali. Der Schwarze gibt ihn missbilligend zurück. „Wir sind hier in Zaire...!“ Wir fragen ihn, ob er denn keine Nachricht bekommen hätte. Er sagt, dass er heute morgen kein Dienst gehabt hätte. Was der Kollege gemacht hat weiß er nicht. Nach langem Bitten lässt er sich dann doch dazu überreden, auf dem anderen Schreibtisch nach einer derartigen Mitteilung zu suchen. Doch zuvor nimmt er sich noch eingehend Zeit, unsere ausgefüllten Deklarationen zu studieren. Dann geht er widerwillig hinüber zum anderen Schreibtisch. Zunächst tut er so als ob er nichts sehen würde, aber dann hält er doch einen Zettel in der Hand. Er kommt mit bitterböser Miene zurück. „Geht in Ordnung, Bestätigung von der Einreisebehörde!“, sagt er. Wir hätten vor Freude alle mit Matthias einen Luftsprung machen können. Matthias bekommt seinen Stempel und wir können einreisen. Während wir aus der Station hinausgehen, zerreißt der Beamte demonstrativ die Benachrichtigung und unsere Deklarationen. Alles nur Schikane von diesem Kerl. Aber was soll's, wenn er es auch gerne getan hätte, aufhalten hat er uns nicht können, der alte Wichtigtuere.

Wir sind in Zaire, für mich so etwas, wie der „afrikanischste“ Staat in Afrika. Beim Gedanken an Zaire denke ich an den Kongo-Fluss als Lebensader, ich denke an undurchdringlichen Regenwald, an kleinwüchsige Pygmäen, die in diesem Dschungelgewirr ihr Leben fristen, an Buschtrommeln, an Wasserfälle, an dicht bewaldete Berge, an Lianen, exotische Blüten und Vögel, an Schlangen, an Krokodilflüsse, an Menschen, die mit Einbäumen über die unzähligen Wasserläufe fahren, an exotische Musik und Tänze, an Hütten aus Palmenwedeln mitten im Urwald, an Jäger, die mit Pfeil und Bogen auf Antilopenjagd gehen, eben an Afrika wie aus dem Bilderbuch der Phantasie.

In Zaire

Nun wird sich zeigen, was von meinen Vorstellungen der Wirklichkeit entspricht und was ins Reich der Märchenwelt eingeordnet werden kann. Wir fahren durch Goma und dann noch einige Kilometer westwärts am See entlang. Schon nach kurzer Fahrt finden wir ein herrliches Plätzchen direkt an einer malerischen Bucht des weiten Kivusees unterhalb eines Lavafelsens. Hier schlagen wir unsere Zelte auf, direkt am schwarzen Lavastrand. Vor unseren Zelten befindet sich ein malerische Strandsichel, auf der linken Seite zieht sich das Ufer flach in die Ferne. Einige Bäume säumen das flache Ufer, dahinter befindet sich wiesenhaftes Gelände, auf dem einige wenige verstreute Hütten stehen. Auf der linken Seite erhebt sich schroff der Lavafelsen, an dessen Fuß beständig die Wellen des Sees nagen. Das Steilufer ist bewachsen mit einigen Büschen sowie mit Gras und mit Moos, wie auch unser Zeltplatz. Das saftige Grün spiegelt sich im klaren Wasser der Bucht. Weit am Horizont geht das Grau des wolkenverhangenen Himmels in das Grau des Kivusees über.

Nachdem das Lager aufgebaut ist, stürzen sich die meisten gleich in die erfrischenden Fluten des Sees. Es ist herrlich, nach der schweißtreibenden Tour der

letzten Wochen endlich mal wieder im Wasser planschen zu dürfen. Wir nutzen es ausgiebig aus. Das Wasser ist nach dem Regen herrlich erfrischend und glasklar. Spiegelglatt erstreckt sich die Oberfläche und lädt förmlich zum ausgiebigen Schwimmen ein. Der Kivusee ist der einzige See Zentralafrikas, der nicht mit der gefährlichen Bilharziose verseucht ist. Bei dieser Krankheit bohren sich winzige Hakenwürmchen in Wunden und andere dünne Hautstellen und fangen an, den Körper von innen zu zerfressen, Sie vermehren sich im Körper und fressen sich bis zum Hirn vor. Im Endstadium wird der Betroffene verrückt und stirbt schließlich. Der Krankheitsverlauf geht meist über Jahre oder sogar Jahrzehnte. Am Anfang merkt man gar nichts davon und wenn die Krankheit dann nach Jahren zum Ausbruch kommt, ist es zu spät noch zu helfen.

Doch hier brauchen wir uns deshalb keine Sorgen zu machen. Wir können unbeschwert im Wasser herumtoben nach Herzenslust.

Nachdem wir ausgeplanscht haben, geht es ans Abendessen zubereiten. Dann sitzen wir wieder alle zusammen, essen und genießen zusammen den Abend. Die nächsten vier Nächte wollen wir hier an diesem Platz bleiben. Die Umgebung lädt zu Ausflügen ein. Die Stadt Goma ist einen Besuch wert, wir können eventuell auch den tätigen Vulkan Nyiragonga besteigen. Wir können aber auch einfach nur ein paar Badetage am See einlegen.

Heute sind wir erst mal froh, dass wir trotz der Schwierigkeiten den Grenzübertritt nach Zaire geschafft haben. Wenn der Typ an der Grenze stur geblieben wäre, hätten wir wohl nach Kigali zurück müssen, um ein neues Visum für Matthias zu beantragen. Wie auch immer, wir sind hier und genießen den lauen Abend am See.

Heute kann ich mich zum ersten Mal alleine im Zelt breit machen. Ein völlig neues Gefühl. Während ich so im Schlafsack liege, lausche ich noch den Geräuschen der Umgebung, dem Zirpen der Grillen, dem Plätschern des Sees, der nur wenige Meter entfernt ist. Nach der Aufregung des Morgens geht der Tag ruhig und friedlich zu Ende.

Kivusee





Heute werde ich einen Faulenzertag am See einlegen, baden, etwas Spazieren gehen oder in der Sonne liegen. Beim Frühstück haben wir uns beraten, was wir heute unternehmen wollen. Ein Teil der Gruppe hat sich für einen Stadtbummel in Goma entschieden, Matthias möchte bei dieser Gelegenheit auch noch mal mit seiner Frau telefonieren, wegen seines Missgeschicks in Kigali. Der Rest der Gruppe bleibt hier am See. Dies hat auch noch den Vorteil, dass wir das Camp nicht abbauen brauchen, da immer jemand da ist, um die Zelte zu beaufsichtigen. Nach den Vorkommnissen in Kigali trauen wir uns nicht, das Camp alleine zu lassen.

Am Ende sind es nur Willy und Gerda, die mit mir hier bleiben, alle anderen gehen in die Stadt. So ganz begeistert bin ich davon nicht, da die beiden die ältesten unserer Gruppe und somit nicht mehr die Allerschnellsten sind. Dafür sind sie um so

wachsamer, sofern nicht gerade ein exotischer Piepmatz ihre Aufmerksamkeit ablenkt.

Nach dem Frühstück fährt der Rest der Gruppe davon, am späten Nachmittag wollen sie wieder hier sein. Ich nehme erst mal ein ausgiebiges Bad in den erfrischenden Fluten des Kivusees. Das Wasser ist herrlich glatt und es ist ein großes Vergnügen in diesem glasklaren Wasser endlos zu schwimmen.

Während ich lustvoll im Wasser herumplansche sehe ich, dass eine Gruppe afrikanischer Frauen und Kinder den Weg, der vom Lavafelsen zum See herunter führt, wo auch unsere Zelte stehen, herunter kommen. Es liegt mir zwar völlig fern, nun in jedem Afrikaner gleich einen Dieb zu sehen, aber nach den Erfahrungen der letzten Tage ist man doch etwas vorsichtiger geworden. Wie ich erkenne, sind auch Willy und Gerda schon in Alarmstellung.

Schnell kann ich erkennen, dass von diesen Leuten keine Unannehmlichkeiten zu befürchten sind. Es sind einige Frauen, die plappernd und schwatzend mit ihrer Wäsche zum See herunter kommen um sie zu waschen. Die Kinder balgen sich herum, spielen Fangen und planschen schließlich selbst im Wasser herum, wobei sie immer wieder kichernd zu mir herdeuten. Offensichtlich amüsieren sie sich darüber, dass außer ihnen noch ein Weißer hier im See badet. Jeden Tag kommt das bestimmt nicht vor. Die Gegend hier zählt nicht gerade zu den touristischen Hochburgen. An unserer Ausrüstung zeigen weder die Frauen noch die Kinder großes Interesse. So kann ich beruhigt noch eine Runde weiterschwimmen.

Als ich dann später an Land gehe bricht bei den Kindern wieder Gelächter aus. Da die Stelle, wo sie baden und auch ihre Mütter ihre Wäsche waschen, die einzige flache Stelle in der Umgebung ist, muss ich beim Herausgehen dicht an ihnen vorbei. Kreischend und lachend hüpfen die kleinen Nackedeis auf die Seite. Als ich nun Richtung Zelt gehe folgt mir die Kinderschar, wobei sie in ihrer Begeisterung einen ohrenbetäubenden Lärm machen. Die Frauen beschäftigen sich derweil plappernd und gestikulierend mit ihrer Wäsche. Würde mich ja brennend interessieren, über was sie sich so erregt unterhalten. Leider kann ich ihre Sprache nicht verstehen.

Die Kinder stehen nun wieder lachend zwischen unseren Zelten, wie wir es ja schon öfter hatten und bestaunen unsere Ausrüstung, wobei jedes Teil, was sie zu Gesicht bekommen, zu neuem Gelächter führt. Doch lang bleiben sie nicht da, irgendwann stupst ein kleiner Junge ein etwas größeres Mädchen an und sofort ist sie hinter ihm her und die ganze Bande folgt den beiden kreischend, bis sie schließlich wieder tobend und spritzend im Wasser planschen.

Als etwa eine Stunde vergangen ist, sind die Frauen mit der Wäsche fertig und breiten die bunten Kleidungsstücke nun zum Trocknen in der Sonne aus. Einige, der Kinder haben sich nun wieder angezogen und helfen ihren Müttern bei der Arbeit. Es gibt ein herrliches farbenfrohes Bild ab, die bunt gekleideten Leute mit ihrer Wäsche am Ufer des grün schimmernden Sees.

Gegen Mittag packen die Frauen ihre Sachen wieder zusammen und ziehen mit ihrer lärmenden Rasselbande wieder den Weg hoch, von wo sie gekommen waren.

Wir sind inzwischen auch hungrig geworden und machen uns über die Brote her, die wir uns bereits am Morgen gerichtet hatten, bevor die anderen mit dem Wagen, in dem sich der Vorrat befindet, davon gefahren sind. Nach dem Essen lege ich mich etwas ins Zelt und halte Mittagsschlaf. Während dessen fängt es leicht an zu regnen, es ist jedoch nur ein Schauer, der schnell wieder vorbei ist. Während des Nachmittags wiederholen sich solche leichten Schauer noch mehrmals. Es ist herrlich entspannend und regt zum Meditieren an, wenn man die vereinzelt Tropfen beobachtet, die wie kleine Kristallkugeln auf die Zeltplane fallen, dort kleben bleiben, sich nach und nach mit anderen Tropfen zu kleinen „Seen“ auf der Zeltplane ausweiten und schließlich, wenn sie zu schwer werden, herabfließen und dabei lange Wasserläufe bilden und noch andere „Seen“ mit in ihre Fließrichtung einbeziehen. Ich versuche jedesmal vorauszusehen, welcher, der sich bildenden „Seen“ als

Nächster in die Tiefe herabsausen wird, wobei ich meist völlig daneben liege. Draußen, etwa fünfzig Meter vom Zelt entfernt plätschert der richtige See sein Lied dazu.

Später mache ich einen kleinen Spaziergang und steige auf die Anhöhe oberhalb des Lavafelsens. Von hieraus habe ich einen phantastischen Ausblick über die kleine Bucht mit unserem Lager und über die Weite des riesigen Sees. Nach links findet das Steilufer seine Fortsetzung. Direkt unter mir sehe ich den kleinen schwarzen Strand und gegenüber zieht sich das flache, von alten Bäumen gesäumte Ufer in die Ferne. Dahinter erstreckt sich ebenes Gelände mit einigen vereinzelt Hütten und im Vordergrund heben sich unsere kleinen grünen Zelte farblich kaum vom Gras ab. Inzwischen sind auch unserer Stadtbummler wieder zurückgekehrt und der cremefarbene Lkw steht von meiner Warte aus gesehen rechts hinter den Zelten und ist eigentlich der markanteste Punkt in der sich mir bietenden Ansicht. Ich mache ein Foto und gehe hinunter, zum Ufer. Unten mache ich noch ein Foto vom Papyruschilf aus über die Weite des Sees. Oben am Himmel lugt die Sonne diffus hinter den Wolken hervor und überzieht das ganze mit einem hellen Schleier.



Wie mag es heute, neun Jahre später hier aussehen. Inzwischen hat in Ruanda der blutige Bürgerkrieg zwischen den Hutus und den Tutzis getobt. Massen von Flüchtlingen sind über die Grenze von Ruanda hierher in die Umgebung von Goma geflohen. Hier, in Zaire sind sie relativ sicher. Internationale Hilfsorganisationen haben hier an den Ufern des Kivusees Notunterkünfte errichtet, Zeltlager für zigtausende von Flüchtlingen.

Unvorstellbare Greuelthaten haben die Menschen aus ihrer Heimat vertrieben. Innerhalb von nur drei Wochen wurden mehr als eine Million Menschen, meist hilflose Frauen und Kinder, auf bestialische Weise ermordet. Auch heute noch liegen die zerschmetterten Schädel und zerbrochenen Gebeine der Opfer als Mahnmal an den Schauplätzen der Massaker.

Hunderttausende Kinder verloren bei diesen Gewalttaten ihre Eltern. 1994, auf dem Höhepunkt der Greuelthaten lebten nach Angaben von UNICEF alleine in den Flüchtlingslagern um Goma mindestens 70000 verlassene oder verwaiste Kinder. Viele Eltern verließen ihre Kinder, weil sie sie in den Flüchtlingslagern nicht mehr versorgen konnten. Andere haben sie in den Wirren der Flucht verloren und in den

Lagern, in denen hunderttausende Menschen zusammengepfercht sind nicht wiedergefunden.

Die hygienischen Zustände in diesen Lagern sind katastrophal. Cholera und andere Seuchen finden hier die allerbesten Voraussetzungen. Die Zelte werden zwar von den internationalen Helfern ständig gereinigt, dennoch sind die Zeltböden am nächsten Morgen wieder mit Kot und Erbrochenem verschmiert. Der Gestank in den Flüchtlingslagern ist bestialisch.

Die Wälder in der Umgebung von Goma, die wir vor neun Jahren noch vorfanden sind fast restlos abgeholzt. Die vielen Menschen brauchten Brennholz zum Kochen und Heizen.

Inzwischen hat sich die Lage etwas entspannt. Viele der Flüchtlinge kehren zurück in ihre Heimat, versuchen wieder ein normales Leben zu führen. Doch Normalität ist noch lange nicht eingekehrt. Überall in Ruanda werden die Straßen von Soldaten kontrolliert. Täglich kommt es zu Verhaftungen von Menschen, die des Völkermordes verdächtigt werden, auch Kinder! Die Gefängnisse des Landes sind hoffnungslos überfüllt. Verurteilt werden sie in Schnellverfahren von Richtern, die eigentlich gar keine Juristen sind.

Es wird wohl noch Jahre dauern, bis in Ruanda wieder alles normal sein wird. Bis dahin gilt es, den Hass zwischen Tutzi und Hutu abzubauen, den Menschen einen Nationalstolz als Ruander zu geben und nicht als Tutzi und Hutu. Doch wie soll das geschehen, wo solch ein Denken doch auch bei uns in Europa nicht funktioniert?

Ich gehe zurück zum Lager. Die anderen erzählen uns von ihrem Tag in der Stadt. Goma ist für afrikanische Verhältnisse ein sehr hübsch Kleinstadt mit angenehmem Klima.

Wir beraten nun was wir in den nächsten Tagen unternehmen wollen. Ich bringe den Vorschlag, dass wir den tätigen Vulkan Nyiragonga besteigen könnten. Das soll eine ganz interessante Wanderung durch verschiedene Klima- und Vegetationsstufen sein und oben vom Kraterrand kann man zeitweise einen hellrot glühenden Lavasee sehen. Die Besteigung erfordert jedoch eine ganztägige Wanderung.

Wir stimmen ab und kommen mehrheitlich zu dem Beschluss, dass wir morgen die Wanderung angehen werden. Nur Willy und Gerda stimmen dagegen, das heißt, sie bitten darum, alleine im Camp bleiben zu dürfen, während wir den Nyiragonga besteigen. Sie denken, dass sie nicht mehr die Kondition für solch eine Tour haben werden. Ulf hat jedoch seine Bedenken und möchte die beiden nicht ganz alleine zurück lassen. Er ist dafür, dass wir aus Sicherheitsgründen das Lager ganz abschlagen und alle mitgehen. Es werde ja niemand gezwungen, ganz bis nach oben zu marschieren. Wer nicht mehr kann, soll einfach zum Fahrzeug zurückkehren und dort die Umgebung erkunden. Dies behagt nun Willy und Gerda überhaupt nicht, was ich durch aus verstehen kann. Es bedeutet für die beiden, dass sie unter Umständen mehrere Stunden beim Auto, irgendwo mitten im Dschungel Zaires verbringen müssen. Aber man muss auch die Einwände Ulfs verstehen. Ich selbst hatte ja heute morgen auch zunächst meine Bedenken, als die beiden die einzigen waren, die mit mir zusammen im Camp blieben. Wir reden nochmals mit den beiden und versuchen Willy damit zu überreden, er solle doch mal bedenken, welch tolle Vögel er möglicherweise dort am Berg in den Wäldern beobachten könne. Doch selbst dieses Argument kann die beiden nicht überzeugen, sie bleiben weiterhin skeptisch. Die bisherigen vier Wochen waren für die beiden doch anstrengender, als sie vorher geglaubt hatten. Wie gesagt sind sie nicht mehr die allerjüngsten und wollen nun nicht auch noch ein anstrengendes Dschungeltreking bei schwülen Temperaturen unternehmen. Und die Vorstellung, alleine irgendwo am Rande der Straße mitten in Afrika zu sitzen, konnte auch die Aussicht auf schöne Vogelbeobachtungen nicht verschönern. Wir vertagten die Entscheidung auf morgen

früh. Vielleicht findet sich ja morgen noch jemand, der lieber hier im Camp bleiben möchte.

Jetzt bereiten wir uns erstmal unser Abendessen. Später sitzen wir noch eine Weile zusammen, lauschen dem Plätschern des Sees und reden noch ein wenig über unser morgiges Vorhaben. Üblicherweise verkriechen wir uns bis spätestens acht Uhr in unsere Schlafsäcke und so herrscht auch heute bereits um halb acht friedliche Ruhe im Camp. Ich vermisse fast ein wenig Uwes Schnarchen, das mich noch letzte Woche allabendlich in den Schlaf begleitete.

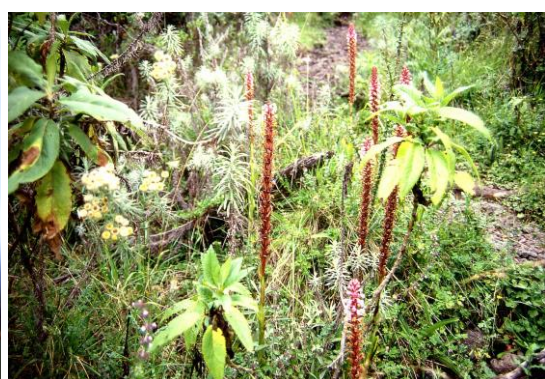
Nyiragonga

Wer früh schlafen geht ist auch früh morgens wieder munter. So ist es auch heute. Um sechs Uhr sind alle schon wieder auf den Beinen, einige sind schon am Zeltabbauen. Beim Frühstück redet Ulf nochmals mit Willy und Gerda und sie willigen schließlich zögernd ein und werden uns auf unserer Tour zum Gipfel des Nyiragonga zumindest ein Stück begleiten. Schnell sind die Sachen zusammengeräumt und im Truck verstaut. Gegen halb acht sind wir auf dem Weg zum Nyiragonga, wo wir nach etwa einer halben Stunde Fahrt ankommen. Die feuchte Naturstraße wird von dichten Wäldern und etlichen Bananenstauden, unter denen sich kleine Lehmhütten verstecken, gesäumt. Auf der rechten, westlichen, Seite erhebt sich dann der dunkle, abgerundete Kegel des Nyiragonga über den dichten Wald. Ulf parkt den Truck am Rande der Straße. Kinder und Erwachsene gehen schwer beladen barfuß auf der Straße über der sich in nördlicher Richtung am Horizont diffus der Karisimbi, der höchste Vulkan der Virungakette, aus dem Dunst des Waldes erhebt. Hier bietet sich unseren Augen Afrika wie aus dem Bilderbuch: Feuchte dunstverhangene Wälder, über denen sich erhaben hohe Berge erheben, barfüßige, mit Säcken beladene Menschen und einfache, mit Stroh gedeckte Lehmhütten, die sich unter Bananenpalmen verstecken. Wir fragen bei den Einheimischen in der Umgebung nach Leuten, die uns auf den Gipfel führen können. Wir finden auch gleich zwei junge Männer, die uns begleiten werden. So dauert es nicht lange, bis wir losmarschieren können, ich wie die meisten Afrikaner auch barfuß.





Zunächst führt der Trampelpfad ziemlich eben durch etwa drei Meter hohes dichtes Gestrüpp. Der Pfad ist glitschig und nass. Schon nach kurzer Gehzeit wird es steiler, geht es den Osthang des Nyiragonga hinauf. Das Buschwerk ist inzwischen dichtem Hochwald gewichen. Richtigen primären Urwald gibt es hier am Nyiragonga nicht, sondern nachgewachsenen Sekundärwald, da der Wald bei regelmäßigen Lavaausbrüchen immer wieder vernichtet wird, aber in dem feuchtwarmen tropischen Klima sehr schnell wieder nachwächst. Der hier gewachsene Sekundärwald erreicht nicht die Artenvielfalt von primärem Urwald.



Auch wenn dies kein echter Urwald ist, so macht er auf uns, die wir nur die Kulturwälder Europas, in der die Bäume wie die Soldaten in Reih' und Glied stehen, kennen, doch den Eindruck als sei er ein Urwald. Dicht an dicht stehen hier die hohen Bäume, von denen die verschiedenartigsten Schlingpflanzen und Lianen herunterhängen. Aufsitzerpflanzen sitzen in den feuchten, mit Moos gepolsterten Astgabeln. Sie beziehen ihre Nahrung jedoch nicht etwa als Schmarotzer von ihrer Wirtspflanze, sondern aus Wasser, das sie in ihren Blattkelchen sammeln. In diesem aufgesammelten Wasser ertrinken auch immer wieder Kleininsekten und so haben diese Pflanzen in diesem dauerfeuchten Wald immer eine nährstoffreiche Brühe zur Verfügung. Immer wieder erscheinen die herrlichsten Blüten. Sonnenstrahlen, die diffus durch das Blätterdach dringen, strahlen die Blüten an und verzaubern den Wald mit ihrem Glanz. Manche, der Blüten öffnen sich nur für ein paar Minuten am Tag, wenn gerade ein Sonnenstrahl eine Lücke im dichten Blätterdach findet und bis zum Boden durchdringen kann. In voller Pracht erleuchten dann die Blüten im kurzen Licht der Sonne.

Steil und sumpfig steigt der Weg durch diesen urwaldähnlichen Wald nach oben. Immer wieder müssen wir anhalten, um in dieser schwülen stickigen Luft durchzuatmen. Obwohl die Temperatur gar nicht so sehr hoch ist (etwa 20 Grad im Tal) kommen wir wegen der sehr hohen Feuchtigkeit schnell ins Schwitzen. Überall tropft das Wasser aus dem Blätterdach des Waldes und die Zikaden zirpen in einer ohrenbetäubenden Lautstärke ohne Unterlass. Unterwegs sehen wir eine Stelle mit eingedrücktem Gras und Bodenkräutern. Es sieht aus, als ob hier ein großes Tier gelagert hätte, vielleicht Gorillas? Nein, die beiden Afrikaner sind sich sicher, dass es hier keine Gorillas gibt. Sie meinen es könnte vielleicht eine größere Antilope gewesen sein.

Weiter führt der Weg durch den tropfnassen Wald nach oben und je mehr wir an Höhe gewinnen erscheinen an den Bäumen Bartflechten, die wie die zerzausten Bärte von Waldriesen von den Ästen herabhängen. Wir sind inzwischen alle durchnässt, von dem Wasser, das beim Durchdringen des dichten Blattwerks, das den Weg überwuchert, auf uns herab rieselt. Von Zeit zu Zeit erscheinen immer wieder Lichtungen in denen schwefelhaltige Dämpfe aus dem Vulkaninneren aufsteigen. Auf diesen sonnigen Lichtungen gedeihen die herrlichsten Blumen, für die es im Dämmerlicht des dichten Waldes zu dunkel wäre. Überall schwirrt und flattert es von den vielen verschiedenartigsten Insekten und Vögeln. Gezwitschere und Gesumme erfüllt die Luft mit einer gleichmäßigen Geräuschkulisse. Das monotone, schrille Zirpen der Zikaden ist allgegenwärtig und betäubt fast die Ohren. Überraschender Weise werden wir von Stechmücken weit weniger belästigt, als wir das zunächst befürchteten, dennoch umschwirren immer wieder irgend welche Blutsauger unsere unbedeckten Körperteile.

Immer dünner wird die Luft bei unserem weiteren Aufstieg. Willy und Gerda haben schon lange aufgegeben und sind umgekehrt. Aber so nach und nach kehren auch andere Teilnehmer um. Anneliese ist auch schon eine Weile nicht mehr hinter mir, von Kurt und Doris ist ebenfalls nichts mehr zu sehen. Auch Alois befindet sich schon auf dem Rückweg und als wir die obere Waldgrenze erreichen macht auch Matthias kehrt. So sind außer mir nun noch Ulf und Ricardo, Hermann, Erika, Erich, Maria und Esther Richtung Gipfel unterwegs und natürlich unsere beiden afrikanischen Begleiter. Immer häufiger werden jetzt unsere Pausen.

Wir befinden uns inzwischen oberhalb der Baumgrenze und auch oberhalb der Wolken die grau und regenschwer unter uns dahinziehen. Wir haben jetzt die Zone der Riesensenezien und Riesenlobelien erreicht, jenen riesenhaften Verwandten unserer kleinen Wildkräuter, die nur in dem besonderen Klima auf den Bergen Afrikas vorkommen.

Hier legen wir eine längere Pause ein und essen unsere mitgebrachten Brote. Aber die Zeit drängt und so können wir unsere Pause nicht allzuweit ausdehnen.

Inzwischen befinden wir uns wohl schon in einer Höhe von über dreitausend Metern. Der Gipfel ist 3471 Meter hoch.

Vor uns liegt nun die Heidezone, in der sich kein höherer Baum mehr erhebt. Bisher fanden sich immer noch einige vereinzelt Bäume oder auch umgestürzte Baumleichen, von denen die Bartflechten herunter hängen.

Immer dünner wird nun die Luft und das Herz hämmert schnell und kräftig, bis zum Halse hoch, so als ob es gleich aus der Brust herausspringen wolle. Langsamer und langsamer komme ich voran, mache immer häufiger Pausen. Vor mir sehe ich nur noch Esther, die anderen sind schon weit voraus. Hinter mir habe ich schon lange niemand mehr gehört. Ich schaue nach oben, die Heidezone ist bald zu Ende, dann kommt nur noch die kahle Lavaasche. Aber das geht dann auch noch ein ganzes Stück weiter. Auf, das schaffst du, sage ich mir selbst und steige wieder ein Stück weiter hoch, ein Stück, nur ein kleines Stück aber es geht vorwärts. Doch werden diese Stücke immer kürzer und die Pausen immer länger und die Luft immer dünner. Schneller und schneller pocht das Herz in der Brust.

So bis hier her, jetzt ist Schluss, weiter geht's einfach nicht. Wenn ich hier jetzt über Nacht bleiben könnte, dann würde ich es morgen mit Sicherheit bis zum Gipfel schaffen, aber wir müssen ja heute Abend wieder in Goma sein. Eigentlich hätte man hier eine Übernachtung einplanen sollen, aber was soll's, es ist halt nicht. Ich gebe mir noch mal einen Ruck, vielleicht schaffe ich es doch noch. So schnell werde ich nicht mehr die Gelegenheit bekommen, in einen Vulkankrater zu schauen, also weiter, auf, aufwärts geht's. Hundert Meter nur, dann sitze ich schon wieder, noch mal ein paar Meter, nein es soll nicht sein, ich schaffe es nicht. Aber warum nicht, ich bin der Jüngste in der Gruppe, erst 27, die anderen da oben könnten teilweise mein Eltern sein. Warum schaffen die das, die müssten doch längst schlapp sein. Also, wenn die das können, kann's ich doch auch. Also weiter, noch ein paar Meter, nein, nein ich schaffe es doch nicht, also zurück, zurück ins Tal, zurück durch die Heidezone, die Riesengewächse, zurück durch den schrillen Lärm des Waldes in die stickige, schwüle Luft dort unten. Die anderen werden uns Schlappmachern heute abend schon erzählen, wie es dort oben aussah, als sie in den Vulkankrater schauen konnten. Ich werde dieses Erlebnis wohl für ein anderes Mal aufheben müssen. Ich kann mir auf dem Rückweg wenigstens viel Zeit zum Fotografieren lassen.

Als ich schon wieder im Wald bin, fast ganz unten, höre ich hinter mir Schritte. Es ist Esther, sie hat kurz nach mir aufgegeben. Nach längerem Marsch durch den Regen, der inzwischen eingesetzt hat, erreichen wir am Spätnachmittag unser Fahrzeug, in dem ein Teil der vorher Umgekehrten Schutz vor dem Regen sucht. Der Rest ist irgendwo in der näheren Umgebung auf Entdeckungstour.

Ich setze mich zunächst mal in den Laster, warte das Ende des Regens ab und unterhalte mich mit Willy und Gerda, die beide stinksauer sind. Sie meinen, es wäre doch besser gewesen, wenn sie in Goma geblieben wären. Hier fühlen sie sich alleine gelassen und von Ulf und Ricardo verschaukelt. Die beiden hätten versprochen, dass diejenigen, was vor dem Gipfel umkehren im Wagen etwas zu essen vorfinden. Statt dessen war die Karre natürlich verschlossen. Ist ja auch klar, wer will den schon den Verlust der gesamten Verpflegung durch eventuelle Diebe riskieren. Das sahen die beiden, so wie auch die anderen, die hier waren auch ein, doch dann hätte man es ihnen doch sagen sollen, dass sie sich selbst etwas zum Essen mitnehmen sollen. Auch Esther ist aus dem gleichen Grund sauer. Ihr hatte Ricardo versprochen, dass er für alle Essen mitnimmt. Mir hat er gesagt, wir sollen unser Vesper selbst richten und mitnehmen, was mir auch logisch erscheint. Wieso sollte er auch für alle das Essen mitschleppen, wir sind ja keine kleinen Kinder. So habe ich, wie die meisten anderen mein eigenes Vesper mitgenommen, aber eben nicht alle. Irgendwo ist da ein Missverständnis entstanden.

Alois hat bei den Einheimischen in der Umgebung einige Andenbeeren gekauft. So bekommen die Hungrigen jetzt wenigstens ein paar, wenn auch sehr kleine, Happen zwischen die Zähne.

Ich versuche Willy und Gerda etwas aufzumuntern. Ich schlage ihnen vor, etwas spazieren zu gehen und Blumen und Vögel zu beobachten oder einfach nur dem Leben auf der Straße zuzusehen. Sie machen mit und wir gehen raus auf die Straße. Der Regen hat aufgehört und schüchtern scheint die Sonne wieder hinter den Wolken hervor und versucht mit ihren Strahlen den Dunst über dem Wald zu durchdringen. In der Ferne, nordwärts erhebt sich schemenhaft die spitze Silhouette des Karisimbi aus dem Dunstmeer über dem Urwald. Auf der dunkelbraunen lehmigen Erdstraße, die mit Wasserpflüzen übersät ist herrscht reges Treiben. Kaum zehnjährige Kinder tragen schwere Säcke auf dem Kopf und laufen an der kaum befahrenen Straße entlang. Es ist ein herrliches Gefühl, nach dem warmen Tropenregen barfuß auf den Erdpfaden- und Straßen zu gehen.

In der Umgebung stehen einige kleine Häuser, errichtet aus einem Holzgerüst und abgedichtet mit Lehm. Die Dächer sind mit Blättern von Bananenpalmen gedeckt, die es hier in der Gegend ja massenweise gibt. Einige der Häuser liegen in herrliche tropischen Gärten, mit Bananenstauden, Blumen, Gemüse und Früchten. Natürlich kommt auch Willy auf seine Kosten. Wie schon oben am Berg gibt es auch hier Vögel in allen Variationen zu sehen. Doch so richtig begeistern, wie das noch am Anfang der Tour war, kann er sich nicht.

Ich frage ihn, was mit ihm los sei, er sei nicht mehr so fröhlich, wie am Anfang. „Das kann schon sein!“ sagt er. Dann erzählt er, dass sie sich doch ziemlich schlapp fühlen. Die bisherige Tour hat die beiden doch mehr geschlaucht, als sie sich vorher gedacht hatten. Es ist allerdings auch bewundernswert, mit welchem Elan die beiden bisher an die Sache herangingen. Sie sind immerhin beide schon über Sechzig. Nun haben sie allerdings einen Durchhänger und fühlen sich kräftemäßig am Ende. Sie sinnieren darüber nach, ob sie nicht doch lieber in Ruanda ausgestiegen wären. Ich tröste sie damit, dass auch jüngere inzwischen etwas müde sind, aber das wird sich schon geben, wenn es in den nächsten Tagen wieder interessant wird, wenn wir zu den Gorillas wandern und zu den Pygmäen vorstoßen.

Es dämmt bereits, als die erfolgreichen Gipfelstürmer wieder bei uns eintreffen. Eine halbe Stunde später sind wir wieder an unserem Zeltplatz am Kivusee und bauen unsere Zelte auf. Nach dem Abendessen erzählen die Gipfelsieger von ihren Eindrücken. Das letzte Stück über die Lavahänge war noch sehr anstrengend. Doch belohnt wurden sie mit einem sagenhaften Blick in den Krater. Unten am Boden schimmerte ein zart rosa glühender Lavasee, über dem eine leichte Rauchwolke aufstieg. Eingerahmt wird das ganze von den schroffen Kraterwänden, die den ganzen Krater umschließen. Die Kameraden legten am Kraterrand eine längere Pause ein und genossen den Ausblick in den Krater, der ihnen auch durch einen frischen Wind nicht verleidet werden konnte. Schade, ich wäre gerne dabei gewesen, dort oben. Etwas enttäuscht bin ich schon.

Auch die anderen, die den Gipfel nicht erreicht haben, machen ein missmutiges Gesicht, wenngleich wohl ausnahmslos alle den Gipfelstürmern ihr Erlebnis von ganzem Herzen gönnen. Es sei an dieser Stelle betont, dass die Kameradschaft zwischen den Expeditionsteilnehmern während der ganzen Reise vorbildlich war. Es gab während der ganzen sechs Wochen auch nicht ansatzweise irgendwelche Streitereien oder Missstimmungen zwischen den Mitreisenden. Die einzigen Misstöne, die auftauchten, richteten sich gegen die Organisation der Tour durch Ulf und Ricardo.

Während wir heute so zusammen sitzen und die einen sich über ihre tollen Erlebnisse freuen und die anderen über ihren Misserfolg sinnieren bricht es aus Willy heraus: „Ich finde es absolut unmöglich, dass wir stundenlang allein ohne Verpflegung irgendwo im Busch ausharren mussten. Es wäre viel besser gewesen, wenn wir hier,

in unserem Lager geblieben wären!“ Es entsteht eine hitzige Diskussion darüber, ob es besser gewesen wäre, die beiden hierzulassen oder mitzunehmen. Sie jedenfalls fühlen sich bevormundet. Und das haben Leute in ihrem Alter nicht so gerne. Dann geht es weiter, ob es nicht besser gewesen wäre, die Tour über zwei Tage zu planen. „Die Tour stand überhaupt nicht auf dem Plan. Wir haben gestern darüber abgestimmt, ob wir sie unternehmen sollen oder nicht. Die Mehrheit war dafür, also was wollt ihr jetzt“, verteidigt sich Ulf. „Von dir kam der Vorschlag und jetzt bist du nicht mal mit hoch gegangen“, greift er mich jetzt an. „Was können wir dafür, wenn ihr unterwegs schlapp macht?“

„Ihr könnt nichts dafür, wenn ich schlapp mache, aber das hat ja nichts damit zu tun, ob euere Planung in Ordnung ist!“, entgegne ich. „Was stimmt denn mit unserer Organisation nicht?“, will Ulf wissen. „Nichts stimmt!“, ereifert sich nun Hermann. „Neulich habt ihr die Kanister vertauscht, in Kigali haben wir überhaupt nichts von euch gesehen, und jetzt dieses Chaos hier!“ Irgendwie scheinen heute alle etwas fertig zu sein. Mit Hermann greift zum ersten Mal auch einer von den Gipfelbezwingern in die Diskussion ein und das gleich ganz vehement. Jetzt reden so ziemlich alle durcheinander und greifen Ulf an. Dieser wird allmählich stinksauer und nach und nach ist dies keine sachliche Diskussion mehr, sondern eine wilde Schreierei, bei der so mancher Fluch hervor kommt, den der Absender vielleicht hinterher bereut. Die einzigen, die sich dezent zurückhalten, sind Erich und Maria. Dabei waren es gerade sie, die heute mittag forderten, dass es dringend an der Zeit wäre, den beiden mal anständig „die Meinung zu geigen“ und ordentlich Manöverkritik zu üben. Nun sind sie der Meinung, dass sie nicht auch noch ihren Senf dazugeben brauchen. Vielleicht haben sie recht. Herumgeschimpft wird sowieso schon genug.

Irgendwann beruhigen sich die Gemüter dann wieder und wir ziehen uns nach und nach in die Zelte zurück.

Heute Morgen ist die Stimmung wieder besser. Wir schlagen unser Lager ab und fahren nach Goma, wo wir noch einige Einkäufe tätigen. Ich bin angenehm überrascht von der Sauberkeit dieser Stadt. Es gibt sogar einen richtigen Supermarkt nach europäischem Muster und ein schöne Geschäftsstraße mit Parkanlagen und Sitzbänken. So etwas ist in Zentralafrika eher die Ausnahme. Die Gegend um Goma ist ein beliebtes Ziel für Kurzurlauber aus Ruanda. Betuchte Ruander und in Ruanda lebende Europäer unternehmen häufig Wochenendausflüge in dieses schöne Gebiet am Kivusee. Entsprechend bietet Goma fast schon europäischen Standart.

Nachdem wir uns mit frischem Obst und anderen Dingen eingedeckt haben, verlassen wir Goma. Unser heutiges Ziel sind die Virungavulkane, wo wir morgen zu den Gorillas wandern wollen. Wir fahren einem Höhepunkt der Reise entgegen. Den ersten Teil der Strecke bis zum Nyiragonga kennen wir ja schon. Wir lassen den Berg linker Hand liegen und dringen weiter Richtung Norden vor. Etwas wehmütig schaue ich zum Gipfel empor. Zu gerne hätte ich noch einen Versuch gewagt.

Virunga

Langsam erklimmen wir die Ausläufer der Virungavulkane. Die Piste wird schlechter, ist ausgewaschen und mit Rinnen und Furchen überzogen, durch die bei Regen das Wasser abfließt. Am Himmel ziehen einige leichte Wolken dahin, die Lufttemperatur ist sehr angenehm, so um die zwanzig Grad. Entlang der Piste bietet sich immer wieder das gleiche Bild. Barfüßige Lastenträger, darunter viele Kinder, die ihre schweren Säcke entlang der Piste tragen, beschauliche Anwesen mit prachtvollen Bananenstauden, üppig wuchernde Wälder und immer wieder Scharen von kleinen Kindern, die unserem Laster hinterherlaufen, nebenherlaufen, winken, lachen, kreischen. Schnell fahren können wir ohnehin nicht, die Piste ist sehr

schlecht. Einige der kleinen Dörfer, durch die wir fahren sind parkartig angelegt. Durch eines fließt ein kleiner klarer Bergbach, an dem wir unsere Wasserkanister wieder mal füllen. Die Ufer sind gesäumt von den herrlichsten Blumen, in der Umgebung gedeiht der Kaffee im Überfluss. Wir biegen nach Osten ab, auf eine schmale Piste durch dichten Wald. Bei den Wäldern hier in der Umgebung handelt es sich um Sekundärwald, also nachgewachsenen Wald. Vom früheren tropischen Urwald sind nur noch kümmerliche Reste vorhanden.



Stück für Stück arbeiten wir uns voran. Vom üppigen Grün des Waldes heben sich die Trompetenbäume mit ihren prachtvollen, leuchtend roten Blüten ab. Auch einige Kapokbäume können wir entdecken, deren daunenartigen Blüten als Polstermaterial verwendet werden. Doch plötzlich stehen wir vor einer eingestürzten Brücke. Da ist nichts zu machen. Der Fluss führt zwar nur wenig Wasser, aber die Steilufer sind für

unseren Truck unbezwingbar. Auf der anderen Seite sitzt ein Sattelstorch in einer Baumkrone, unten im Wasser tummeln sich einige Krokodile.

Uns bleibt nichts weiter übrig, als umzukehren und uns einen anderen Weg zu suchen. Es gibt weiter nördlich noch eine Straße, die nach Uganda führt. Von dieser Straße aus kann man auch ins Gorillagebiet vordringen. Also zurück, dann Richtung Rutshuru, von wo aus die Piste nach Uganda abzweigt. Die Fahrt geht wie gehabt durch üppige Wälder und fruchtbares Ackerland mit Bananenheinen und versteckten kleinen Hütten aus denen jedesmal eine ganze Kinderschar gerannt kommt um uns zuzuwinken. Kurz vor der ugandischen Grenze zweigt eine schmale Piste ab, eigentlich nur die holperige Andeutung eines Weges. Hier geht es in das Gorillagebiet.



Unterwegs kommt uns ein Landrover, der von einem weißen Fahrer gesteuert wird, entgegen. Er hält an und begrüßt uns. Wie sich herausstellt kennen ihn Ulf und Ricardo. Er ist Deutscher und die beiden unterhalten sich lange mit ihm. Er übermittelt uns eine unerfreuliche Nachricht. Die Gorillaführungen sind auf Tage ausgebucht. Frühestens in drei oder vier Tagen können wir dort hin. Und dann auch nicht alle zusammen, sondern in drei Gruppen. Wir brauchen also zwei Tage dafür. Später erklärt uns Ulf, das der Deutsche hier Pflanzen für Arzneimittel züchtet und außerdem die Gorillatouren organisiert.

Wir fahren zurück in Richtung Rutshuru, um nach einem geeigneten Lagerplatz für die Nacht zu suchen. Einige Kilometer südlich biegt Ulf auf einen schmalen Fahrweg ab, der zunächst durch üppigen Wald und später durch Bananenheine führt. Links vom Weg rauscht ein Urwaldfluss durch sein tief ausgewaschenes, von üppiger Vegetation überwuchertes Bett. Nach einer Weile wird der Weg noch schmaler und führt wieder durch dichten Wald. Langsam arbeitet sich der Truck über den nassen, verwurzelten, holperigen Weg vorwärts, bis schließlich vor uns eine Lichtung auftaucht. Wir fahren auf ein herrliche Waldwiese, die sich zum Lagern anbietet. Also halten wir an und steigen aus. Die Luft ist vom Rauschen, das von tosenden Wassermassen herrührt, erfüllt. Erich und ich gehen zum Fluss. Dort bleiben wir staunend stehen. Etwa hundert Meter flussaufwärts steht eine tosende Gischtwolke über dem Fluss, die zeitweise den Blick auf einen herrlichen, von üppigen

Urwaldsbäumen umgebenen Wasserfall freigibt. Wir rufen die anderen her, die teilweise schon mit dem Zeltaufbau beschäftigt sind. Alle sind begeistert, einen traumhafteren Platz fürs Nachtlager hätten wir wohl kaum finden können.



Nachdem wir unser Lager aufgeschlagen haben, erkunden wir jeder für sich die herrliche Umgebung, hier mitten im Wald. Es gibt einen Trampelpfad entlang des Flusses und des Wasserfalls, der zu einer Entdeckungstour einlädt. Steil führt der schmale, überwucherte Pfad durch den Wald nach oben, Zwanzig Meter weiter rechts stürzen die braunen Wassermassen tosend in die Tiefe. Oberhalb des Wasserfalls führt der Pfad direkt am Wasser entlang. Ein umgestürzter Baum direkt am Ufer lädt zum Verweilen ein. Der Blick geht entlang des Flusses über den Wasserfall. Der Fluss ist eingerahmt von Palmen und hohen Urwaldbäumen, von denen Lianen herunterhängen. Farne und üppige Blattkreuter säumen die Ufer. Die Flussteine am Ufer sind mit dichtem Moos bewachsen. Über der aufstiehbenden Gischt des Wasserfalles steht ein herrlicher Regenbogen. Während ich so hier auf dem umgestürzten Baumstamm sitze und diese paradiesische Stimmung genieße, kommen auch noch Doris, Kurt und Anneliese auf dem schmalen, verwurzelten und mit Farnen und Blättern überwucherten Pfad hier hoch geklettert und setzen sich zu mir. Wir reden nicht viel sind einfach nur begeistert von der herrlichen Umgebung. Wenn man sich Afrikas Dschungel vorstellt, denkt man wohl zu erst an drückende Hitze, an unangenehme Schwüle, die jede Bewegung lähmt. Ganz anders hier: Eine herrlich milde Luft umgibt uns, wie bei uns zu Hause im Mai. Es macht richtig Spaß, Entdeckungstouren zu unternehmen und durch den Urwald zu streifen. So ist das Wetter nicht nur hier am Wasserfall, sondern auf der ganzen Fahrt seit Kigali haben wir schon solch herrliches, angenehmes Wetter, das an unseren Frühsommer erinnert. Am Abend im Lager lauschen wir den unzähligen Stimmen des tropischen Waldes und dem Rauschen des tosenden Wasserfalls. Vor uns prasselt seit längerem wieder ein Lagerfeuer. Unser letztes Feuer hatten wir in unserem Lager am Kagerafluss in der ersten Nacht in Ruanda. Heute sind wir auch nicht von neugierigen Kindern umringt, sondern können in Ruhe die friedliche Urwaldstimmung genießen.



Wir beraten, wie wir die nächsten Tage vorgehen sollen. Die Gorillaexpedition müssen wir um einige Tage verschieben, vier Tage, sagt Ulf. Doch solange wollen wir nicht untätig warten, das würde unseren Zeitplan erheblich durcheinander bringen. Wir wissen ja auch noch nicht, welche Schwierigkeiten uns in den Urwäldern am Ituri erwarten. Dort müssen wir mit sehr schlechten Straßen und starken Regenfällen rechnen und dürfen jetzt keine Zeit verlieren. Also entschließen wir uns, erst ein Stück Richtung Norden weiter zu fahren und den wildreichen Teil des Virunga-Nationalparks am Idi Amin Dada See (Edward-See) zu besuchen. Danach werden wir wieder hier her zurück kehren und versuchen, zu den Gorillas vorzudringen. So verlieren wir insgesamt nur ein bis zwei Fahrtage.

Nachdem wir uns für diese Lösung geeinigt haben, ziehen wir uns in unsere Zelte zurück und schlafen im Rauschen des Wassers ein.

Der Virunga-Nationalpark erstreckt sich über eine Länge von etwa 400 Kilometer vom Nyiragonga im Süden bis zu den Urwäldern an den Hängen des Ruwenzoris. Einer der wildreichsten Teile ist das Gebiet südlich des Idi Amin Dada See, dem früheren Edwardsee. Von hier aus sind es bis dort hin etwa 50 Kilometer, die wir heute bequem zurücklegen können. Nachdem wir gemütlich gefrühstückt haben und unsere Ausrüstung verstaut ist, machen wir uns auf den Weg.

Zunächst geht es durch die malerische Ortschaft Rutshuru, mit ihren typischen Rundhütten aus Lehm und Stroh. Ein riesiger Kapokbaum in diesem Ort erweckt unsere Aufmerksamkeit. Die flaumigen Samenstände von Kapokbäumen werden für Matratzenpolster, Sesselpolster etc. verwendet.

Ein Stück weiter durchfließt ein munteres, klares Bächlein die Ortschaft. Seine Ufer sind mit den herrlichsten Blüten gesäumt. Natürlich werden wir von der ganzen in

Rutshuru beheimateten Kinderschar begleitet, als wir durch den Ort fahren. Bald verlassen wir den Ort wieder und fahren durch endlose Kaffeeplantagen. Jetzt im Januar stehen die Kaffeesträucher in voller Blüte. Die gefüllten, strahlend weißen Blüten verbreiten einen angenehmen Duft, den man kaum beschreiben und mit anderen Düften vergleichen kann. An einigen Sträuchern hängen auch schon einige junge Früchte, die hier, in diesem angenehmen, ganzjährig feuchtwarmen Klima bestens gedeihen und zu einer der besten Kaffeesorten der Erde heranreifen.

Auf unserer weiteren Fahrt bietet sich uns immer wieder das gewohnte Bild. Malerische kleine Hütten in mitten üppiger Vegetation, lachende Kinder und Bananenstauden ohne Ende. Später erreichen wir wieder den Virunga-Nationalpark den wir am Nyiragonga schon betreten hatten. Die Landschaft wird jetzt wieder savannenartig, wie wir es bereits aus der Serengeti kennen. Doch außer einigen Pavianen und ein paar Gazellen können wir hier an der Durchgangsstraße kaum Wild entdecken, obwohl dieses Gebiet relativ wildreich sein soll. Als wir über eine kleine Brücke fahren, sitzt ein Prachtexemplar von einem Pavian auf dem Geländer und gibt ein herrliches Fotomotiv ab. Es wird eine wunderschöne Porträtaufnahme, wie sich später beim Entwickeln herausstellen wird. Auf der anderen Seite der Brücke schaut ein riesiges Flusspferd aus dem Wasser und reißt bei unserem Anblick drohend sein riesiges, mit langen Hauerzähnen bewehrtes Maul auf. Am späten Nachmittag errichten wir unser Lager auf einem Campingplatz in der Nähe von Bugugu. Es ist das erste Mal, dass wir auf einem Campingplatz übernachten, in der freien Wildnis dürfen wir hier nicht campieren. Allerdings sind wir hier alleine auf dem Platz, andere Touristen haben sich nicht hier her verirrt. So können wir uns nach Herzenslust breit machen - so haben wir uns das gedacht. Aber da haben wir die Rechnung ohne den Wirt, sprich Ranger gemacht. Denn Ordnung muss sein, auch in Afrika. Und wir haben ja schließlich nur eine Campingsite gemietet und nicht den ganzen Platz, da geht es nicht an, dass wir unsere Zelte nun auf ein Gelände von der Größe eines Fußballfeldes verteilen. Also gehorchen wir dem gestrengen Wachtmeister und drängen unsere Zelte auf dem uns zustehenden Raum zusammen. Es könnte ja sein, dass im Laufe des Abends noch ein ungeahnter Touristensturm über den einsamen Campingplatz hereinbricht. Der Wachtel sieht's mit Genugtuung und zieht ab.

Ich folge einem dringenden Bedürfnis und begeben mich auf die Suche nach den entsprechenden Örtlichkeiten und siehe da, ich werde sogar fündig. Hinter einem dichten Buschwerk befindet sich ein tiefes Loch umgeben von einem Sichtschutz aus Bambusmatten. Der Fußboden um das Loch ist sogar mit richtigen Brettern gefertigt. Allerdings, sehr hygienisch sieht es nicht gerade aus. Angewidert mache ich kehrt und ziehe den inzwischen zur Gewohnheit gewordenen Spatengang ins Gebüsch vor. Am Abend sind wir wieder früh in den Schlafsäcken.

Heute morgen fahren wir zunächst zur nahegelegenen Hotelanlage von Rwindi. Wie auf dem Campingplatz, sind auch hier keine anderen Touristen anzutreffen. In der Nachbarschaft des Hotels befindet sich auch die Rangerstation, wo wir uns für die nächsten beiden Tage einen Begleiter besorgen müssen, der mit uns in das Wildschutzgebiet fährt.

Wenn man die Serengeti gesehen hat und wenn man Ngorongoro besucht hat, dann ist dieser Teil des Virunga eher enttäuschend. Die Attraktionen dieses Nationalparks liegen weiter südlich, an den Vulkanen Karisimbi, Visoke und Muhajura. Es sind die Gorillas, die unser eigentliches Ziel in Virunga sind.

Heute gibt es für uns jedoch zunächst nicht viel Umwerfendes zu entdecken, ein paar Paviane, Gazellen, Büffel und ein einzelner Elefant, der als „Müllschlucker“ auf dem Abfallhaufen am Rande des Fischerdorfes Vitshumbi herumstöbert. Auf Sichtweite des Elefanten spielen die Kinder der Dorfbewohner. Ihre Eltern sind mit dem Fangen und Verarbeiten des Fisches beschäftigt. Auf den Dächern der in Reih' und Glied

stehenden und aus Lehm und Schilf gebauten, rechteckigen Hütten hocken in Massen die Marabus und halten nach fressbaren Abfällen Ausschau.



Das Dorf ist eine Mustersiedlung, wie uns unser Ranger erklärt. Der Fischfang wird genau nach einem staatlichen Plan betrieben, die Siedlung soll sich auf Dauer selbst finanzieren. Doch derzeit wird sie noch aus Entwicklungshilfegeldern gesponsort. Wir lernen bald die Vorteile des mitfahrenden Rangers kennen. Er klärt mit den Dorfbewohnern ab, dass wir eine Fotografierlaubnis bekommen und hat Glück, wie es scheint. Wir machen einen Rundgang durch das Dorf, wobei es etliche interessante Perspektiven für's Fotografieren gibt. Die belebten Gassen zwischen den einfachen Hütten mit den Marabus auf den Dächern geben immer wieder Anlass zum Druck auf den Kameraauslöser. Am interessantesten ist es jedoch am Seeufer. Dort spielt sich das eigentliche Dorfleben ab. Hier bringen die Fischer mit ihren

Ruderkähnen ihren Fang an Land, der hier weiterverarbeitet wird. Zwischen den anliegenden Kähnen warten hungrige Pelikane darauf, sich über die Fischabfälle hermachen zu dürfen. Die großen Vögel zeigen nicht die geringste Scheu vor den vielen Menschen, die sich hier am Ufer aufhalten und kommen oft direkt bis an die Boote. Einige sind sogar so frech und versuchen, ganze Fische aus den Booten zu stibitzen. Am Ufer herrscht reges Treiben. Fast die ganze Dorfgemeinschaft ist hier versammelt. Fischernetze werden an Land gezogen und der Fang herausgelöst und sofort zur Weiterverarbeitung an die Dorfbewohner weitergereicht. Einige sind auch nur zum Palavern hier her gekommen. Wie sich herausstellt sind einige der Leute sind mit unserem Fotografieren doch nicht einverstanden und wollen uns abwehren. Doch sie werden vom Ranger zurechtgewiesen. Es ist eine eher peinliche Angelegenheit. Die Leute hier stehen offensichtlich ganz unter behördlicher Willkür. Wir entdecken noch weitere Uniformierte, die diese Menschen überwachen. Das Ganze macht den Eindruck, wie ein ganzes Dorf im Arbeitslager. Es macht mir keinen Spaß, weiterhin zu fotografieren, die Leute wollen es ja offensichtlich gar nicht. Es fehlt ihnen ja auch das Recht am Foto. Da werden sie von Touristen dutzendweise fotografiert, ohne dass man sie um ihre Meinung fragt und am Ende bekommen sie selbst diese Fotos niemals zu Gesicht. Als wir hier ankamen, hat der Ranger die Leute also nicht um Erlaubnis gefragt, wie es zuerst schien, sondern er hat ihnen offensichtlich befohlen, sich fotografieren zu lassen.

Einige Leute sind aber doch dabei, die sich gerne ablichten lassen, ohne Zwang. Da macht es dann doch wieder Spaß, denn es kommen ja viel bessere Ergebnisse heraus, wenn man gut gelaunte Leute bei der Arbeit fotografieren kann, als wenn sich die Leute nur widerwillig unter Zwang als „Model“ zu Verfügung stellen. So kann ich noch einige wunderschöne Fotos von den Fischern in ihren Booten, umringt von bettelnden Pelikanen machen.

Einen ganz besonderen Leckerbissen gibt es dann doch noch. Eine junge Frau mit einer sehr kunstvollen „Antennen“-frisur stellt sich uns gerne als Fotomodel zur Verfügung. Welche junge Frau freut sich nicht, wenn ihr Aussehen bei anderen angenehmes Interesse erweckt? Diese Frisuren mit ihren vielen kunstvoll geflochtenen Zöpfchen, die steif in alle Richtungen abstehen sind bei den Frauen Zaires offensichtlich groß in Mode. Diese junge Dame hier hat eine besonders hübsche Frisur und wir freuen uns natürlich, sie fotografieren zu dürfen. Nicht so ihr Ehemann. Als er sieht, dass wir seine Frau fotografieren, kommt er wutentbrannt angerauscht, beschimpft uns und noch mehr seine Frau, die sich von uns fotografieren ließ. Wir räumen schleunigst das Feld und wissen nicht so recht ob es doch ein Fehler war, die Frau zu fotografieren. Sie hat zwar eingewilligt, ohne Zwang, aber nach afrikanischer Sitte hätten wir den Ehemann um Erlaubnis bitten müssen und nicht die Frau. Für unser gleichberechtigtes Denken eher unverständlich. Der See ist für seinen Vogelreichtum bekannt. Es gibt hier in der Nähe ein kleine Insel, auf der man sehr gut Vögel und eventuell auch Flusspferde beobachten kann. Ein Fischer wird uns mit seinem Boot dort hin fahren, ob freiwillig oder gezwungener Maßen, können wir zunächst nicht feststellen. Doch bei der Fahrt macht der Mann nicht den Eindruck, als ob er uns nur unter Zwang fahren würde. Es macht ihm offensichtlich Freude, uns die Insel zu zeigen und er unterhält sich fröhlich mit uns. Es wird eine Tour so richtig nach Willys Geschmack. Im dichten Schilf und Dickicht, das die Insel säumt, leben die verschiedenartigsten Vögel. Pelikane, Kormorane, Schlangenhäse, Reiher und Störche können wir auf unserer Fahrt beobachten. Der Fischer rudert sein Boot oft ganz nahe an die Vögel heran. Größere Tiere können wir jedoch keine entdecken.

Am späten Nachmittag sind wir wieder zurück im Dorf. Mit alles in allem gemischten Gefühlen verlassen wir Vitshumbi. Wir haben eine schöne Bootsfahrt auf dem See gemacht, haben interessante Beobachtungen bei den Fischern machen können, aber „Entwicklungshilfe“ unter Zwang, unter behördlicher Aufsicht und

Willkür, ohne eigene Meinung der Betroffenen, mit Zuständen fast wie in einem Straflager? Das ist bestimmt auch nicht das Wahre.

Auf unserer spätnachmittäglichen Fahrt durch die Savannenlandschaft am See können wir doch noch einige schöne Tierbeobachtungen machen. Eine größere Herde Büffel zieht vor dem prächtigen Panorama des Sees durch das hohe Gras. Auch einige Impalas können wir beobachten. Plötzlich tritt Ulf scharf auf die Bremse und lenkt den Truck abrupt nach rechts. Wir werden kräftig durcheinandergeschüttelt. Jetzt fährt er langsam ein Stück vor und deutet aus dem Fenster direkt neben den Wagen. Wir schauen raus und sehen eine etwa zwei bis drei Meter lange Schlange, die sich mitten über den Weg schlängelt. Es ist ein Python, eine etwa armdicke Riesenschlange. Noch nie zuvor habe ich eine freilebende Python gesehen. Bisher konnte ich diese Tiere nur in Schlangenfarmen bewundern. Fast hätte Ulf diese wunderschöne Schlange überfahren. Erst im letzten Moment hat er sie gesehen, deshalb die Vollbremsung. Verletzt hat sich im Wagen niemand, aber erschrocken sind wir wegen der völlig unerwarteten Bremsung schon.

Später erreichen wir einen Fluss, der sich in unzähligen Windungen durch die Savanne windet, bevor er in den Idi Amin Dada See mündet. Seine Quelle liegt irgendwo im Gebiet des Nyiragonga. Seine Ufer sind dicht bewaldet und in den Kurven können wir wundervoll Flusspferde beobachten, die auf den Sandbänken liegen und im Schatten der Bäume dahindösen. Am Ufer des Flusses schlagen wir unser heutiges Lager auf.

Ein kleines Lagerfeuer dürfen wir entfachen und lassen so den Tag gemütlich ausklingen. Unsere Einschlafmusik wird heute von den Hippos gespielt.



Der heutige Vormittag steht fast ganz im Zeichen der Flusspferdbeobachtung. Schon am frühen Morgen werden wir vom lauten Grollen dieser Kolosse, die zur Schweineverwandtschaft gehören, geweckt. Sie planschen unten, einige hundert Meter unter uns im Wasser herum. Einige stehen auch wieder auf der Sandbank auf der Innenseite der Flusswindung.

Wir lassen uns zunächst unser Frühstück schmecken, dann geht es weiter. Der Ranger zeigt uns eine Sumpflandschaft, wo wir ausgiebig und aus nächster Nähe Flusspferde beobachten können. Bei unserem Annähern sperren die Kolosse ihre riesigen Rachen auf und zeigen uns ihre langen gefährlichen Eckzähne. Aber auch

der Rest des Gebisses ist ganz respektabel. Da gäbe es für meinen Zahnarzt jede Menge Arbeit!

Wir verweilen noch eine ganze Weile bei den Hippos hier in diesem Sumpf, der von den Massen an Kot, den die Flusspferde täglich einbringen, gewaltig stinkt.

Es ist übrigens ein ganz lustiger Anblick, die Hippos beim Koten zu beobachten. Da drücken sie zunächst eine Riesensmenge grüner Masse ins Wasser und dann fängt der kleine Schwanz, der überhaupt nicht zu dem massigen Körper passen will, wie ein Flugzeugpropeller an zu rotieren und verteilt die Ausscheidung mit Spritzen und Platschen in weitem Umkreis über das Wasser. Ich muss immer lachen, wenn dieses kleine, dünne Schwänzchen wie eine Schiffsschraube durch das Wasser pflügt.



Allerdings haben die Hippos hier wenig Erfolg mit ihrem Schwanzwirbeln, denn der ganze Sumpf ist nur noch eine stinkende zähflüssige Flusspferdkloake. Es ist verwunderlich, wie es diese Tiere in diesem Morast aushalten können.

Uns wird es jedenfalls des Gestankes zu viel und wir fahren weiter. Auf unserem Weg entlang den unzähligen Windungen des Flusses können wir noch unzählige Flusspferde, aber auch Krokodile, Büffel, Antilopen und kleinere Gazellen beobachten.



Gegen Mittag erreichen wir einen Rastplatz, wo wir unsere Brote schmieren. Sofort sind auch wieder die Marabus da. Diese Aasfresser sind überall, wo sie bequem an Fressen kommen können. Diese hässlichen, langbeinigen, grauen Vögel mit dem

kräftigen langen Schnabel sind wesentlich größer als die Geier und nicht ganz ungefährlich. Mit ihren starken Schnäbeln können sie Tierkörper öffnen und sind durchaus in der Lage, einem Menschen tödliche Verletzungen zuzufügen. Sie sehen zwar gutmütig und träge aus, können aber ganz schön aggressiv werden. Wenn Löwen ein Tier erbeutet haben, überlassen sie es oft zunächst den Marabus, damit diese das Tier öffnen und kommen dann zurück, vertreiben die Vögel und machen sich nun über das offenliegende Fleisch her.

Wir sind lieber vorsichtig und versuchen nur zaghaft die Marabus zu verjagen. Diese Biester erreichen immerhin eine Körperhöhe von etwa 1,50 Meter. Wir geben ihnen nichts ab und hoffen, dass sie bald merken, dass es nichts zu holen gibt. Doch sie bleiben nur stehen und schauen uns stumpfsinnig an.

So machen wir uns bald wieder auf den Weg und fahren zurück nach Rwindi. Unterwegs gibt es noch einige Tierbeobachtungen, dann erreichen wir am Nachmittag wieder die Rangerstation, wo wir unseren Begleiter absetzen.

Einige unserer Mitreisenden brauchen mal wieder etwas „Zivilisation“ und werden heute im Hotel in Rwindi bleiben. Es sind Esther, Alois, Hermann, Erika, Willy und Gerda. Der Rest der Truppe übernachtet auf einem Privatgrundstück in Bugugu, wo es eine schöne Wiese gibt.

Bei den Gorillas

Heute geht unsere Fahrt zurück ins Gorillareservat an den Virungavulkanen. Auf der uns bereits bekannten Strecke geht es auf der unbefestigten Naturstraße Richtung Süden nach Rutshuru, dort biegen wir Richtung Osten ab, auf die Piste, die nach Uganda führt. Kurz vor der Grenze verlassen wir die Hauptpiste, und fahren auf einem sehr schlechten Fahrweg durch dichte Wälder und über Wiesen- und Weideland weiter. Rechts und links des Weges tauchen immer wieder Hütten auf, Leute gehen auf dem Weg, Kinder spielen auf den Wiesen und laufen unserem langsam vorwärts kommenden Truck hinterher.

In einer kleinen Ansiedlung mit den gewöhnlichen strohgedeckten Rundhütten stehen wir plötzlich vor einer kleinen, baufällig aussehenden Brücke, die über einen kleinen Bach führt. Die Brücke besteht aus einigen unbefestigten, längs über den Wasserlauf gelegten, morschen Baumstämmen. Die Zwischenräume sind mit Zweigen und lehmigen Erdreich aus der Umgebung aufgefüllt und abgedichtet. Die ganze Holzkonstruktion ist mit Erde abgedeckt. An manchen Stellen klaffen breite Lücken zwischen den einzelnen Stämmen. Die letzte Flut hat das Erdreich herausgespült. Über diese Brücke können Fußgänger gefahrlos übergehen, sie mag vielleicht auch noch einen Landrover tragen, aber für unseren zwölf Tonnen schweren Truck sehen wir wenig Chancen. Es kommt auf einen Versuch an. Wir steigen alle aus, bis auf Ulf und laden die schwersten Ausrüstungsgegenstände ab. Auf diese Weise machen wir unser Fahrzeug etwa eine Tonne leichter. Außer dem sinkt natürlich das Verletzungsrisiko, wenn nur eine Person im Wagen sitzt, falls das Fahrzeug einbricht. Nun verstärken wir die Brücke mit unseren Sandblechen. Die Eingeborenen, die inzwischen herbeigeströmt sind, um zu schauen, werfen noch einige Zweige und Steine auf die Brücke. Dann steigt Ulf ein, legt den kleinsten Gang ein und fährt ganz langsam los. Langsam, ganz langsam schiebt sich das schwere Fahrzeug vorwärts. Das aufgeweichte Erdreich am Ufer gibt unter dem Gewicht der Räder nach, der Truck gräbt etwa zehn Zentimeter tiefe Furchen in die Fahrbahn. Jetzt erreichen die beiden Vorderreifen die Brückenbalken. Diese werden tief ins Erdreich gedrückt und schnellen gleichzeitig auf der gegenüberliegenden Seite hoch. Beim langsamen Weiterfahren legen sie sich wieder flach. Knirschend biegen sie sich durch, ein lauter Kracher, der Balken unter dem rechten Vorderrad ist gebrochen. Noch war der Wagen nicht über dem Flussbett, sinkt nur etwas ein und kann zurückstoßen.

Ulf unternimmt einen weiteren Versuch, weiter rechts. Dieser Balken sieht etwas stabiler aus. Wieder das gleiche Spiel. Tief graben sich die Räder in die Straße ein, drücken den Anfang der Balken nieder, so dass sie auf der anderen Seite nach oben schnellen. Langsam drücken sich die Balken wieder nieder, der Truck schiebt sich vorwärts. Mehr und mehr biegen sich die Brückenbalken unter der Last der Vorderräder, je weiter diese über das Bachbett kommen. Sie knirschen und quieken, aber sie brechen nicht. Das Erdreich rieselt in Klumpen aus den Zwischenräumen heraus. Tatkräftig versuchen die Afrikaner zu helfen, werfen herangeschleppt Zweige und Äste quer vor die Räder, um das Gewicht auf mehrere Längsbalken zu verteilen. Auch wir werfen Reisig und Äste auf die Brücke. Inzwischen stehen die Vorderräder auf den Sandblechen, die sich durchbiegen, so dass die Enden nach oben stehen. Aber sie können dennoch das Gewicht etwas verteilen. Die hinteren Doppelachsen haben inzwischen den Brückenanfang erreicht, der Truck steht mit seinem vollen Gewicht auf der Brücke. Die Balken rutschen hin und her, biegen sich und knirschen. Jetzt hilft nur noch hoffen. Gespannt stehen die Eingeborenen am Ufer und würden gerne helfen. Uns geht es genau so. Schreiend und johlend begeistern sich die Kinder bei jedem Meter, den der Laster vorwärts kommt, ohne durchzubrechen. Ganz langsam lässt Ulf den Truck vorwärtsrollen. Ein Rucker genügt und die Konstruktion bricht und der Truck versinkt im Schlamm des Flusses. Die Spannung knistert, die Kinder kreischen bei jedem Knacker, ein Junge kaut an den Fingernägeln, ein anderer bohrt gedankenverloren in der Nase, ein kleines Mädchen hält sich entsetzt die Hände vor's Gesicht. Einige Männer beugen sich weit nach vorne, über's Ufer, um zu sehen, ob die Brücke nachgibt. Ich halte die Überquerung mit dem Fotoapparat fest. Die Vorderräder haben inzwischen das andere Ufer erreicht, die Spannung löst sich etwas. Aber noch sind die schweren hinteren Doppelachsen auf der Brücke und das linke Sandblech ist verrutscht, so dass die linken Hinterräder direkt auf dem Balken rollen. Dieser biegt sich weiter durch, muss nun die ganze Last allein tragen. Ulf merkt es, gibt Gas, der Balken bricht laut krachend entzwei, doch Ulf hat das Ufer erreicht und genügend Schwung, um heraus zu kommen. Poldernd werden die Brückenbalken nach hinten weg geschleudert, durch den Ruck und das plötzliche Beschleunigen ist auch der linke Balken gebrochen. Der Truck ist heil rüber gekommen, doch die Brücke ist schwer beschädigt.

Wir räumen unsere Ausrüstung ein und fragen die Eingeborenen, ob wir helfen können, die Brücke wieder aufzubauen. Doch die verstehen uns nicht, also deuten wir an, was wir wollen, indem wir die heilen Balken wieder zurechtschieben. Doch die Leute wehren ab, zeigen an, dass sie erst mit der Axt Holzhacken wollen und deuten auf den Wald. Sie lachen uns an und deuten, wir sollen ruhig weiter fahren. Sie werden die Brücke schon in Ordnung bringen. Wir bedanken uns für die Hilfsbereitschaft und setzen unsere Fahrt fort. Die Leute stehen an ihrer Brücke und winken uns lachend hinterher, dankbar für die Abwechslung in ihrem eintönigen Alltagsleben.

Es ist schon fast Abend geworden und vor uns tauchen nun nebelverhangen die bewaldeten Virungaberger auf. Auf einer Wiese schlagen wir in Sichtweite von mehreren Hütten unser Lager auf. Ulf und Ricardo gehen zu der Rangerstation, wenige hundert Meter von hier entfernt, von wo aus die Gorillaführungen gestartet werden. Als sie später zurück kommen, bringen sie uns frohe Kunde: „Morgen geht's los! Wir müssen unsere Gruppe in drei Teile aufteilen. Zwei Gruppen können morgen zu zwei verschiedenen Gorillagruppen wandern. Die dritte Gruppe muss bis übermorgen warten. Wir haben versucht, die Ranger zu überreden, uns in nur zwei Gruppen aufzuteilen, aber sie dürfen nicht. Mehr als sechs Personen pro Gorillagruppe dürfen am Tag nicht in die Berge aufsteigen. Zur Zeit halten sich zwei verschiedene Gruppen hier auf. Später wird der Stationschef herkommen und uns alles erklären!“

Nach einer halben Stunde kommt der Ranger, ein sportlich wirkender Afrikaner in grüner Uniform, und gibt uns Anweisungen für die nächsten Tage im Gorilla-Urwald. Wir werden mit einem einheimischen Führer gehen. Seine Anweisungen sind auf das Genaueste zu befolgen. Beim Annähern an die Tiere müssen wir uns ganz ruhig verhalten, jede ruckartige Bewegung kann als Aggression verstanden werden und den sofortigen Angriff eines Gorillamännchens bewirken. Ebenso sollen wir den Gorillas nicht direkt in die Augen schauen. Das ist bei den Gorillas eine Geste der Aggression. Wenn wir die Gorillas tatsächlich finden sollten, dürfen wir uns nur geduckt oder kniend nähern. Auf keinen Fall aufrecht stehen. Das würde ebenfalls als Aggression gedeutet. Ebenso sollten wir die Tiere nicht direkt von vorne fotografieren, sie könnten das Kameraobjektiv für ein sie anstarrendes Auge halten.

Es gibt zur Zeit zwei Gorillagruppen in der Gegend. Die eine ist sehr weit weg und wir müssen alles in allem mit einem Tagesmarsch von mindestens acht Stunden rechnen. Die andere Gruppe ist etwas näher, da müssen wir etwa fünf Stunden wandern. Er plaudert noch ein wenig mit uns über die Gorillas. Eine Garantie, dass wir welche sehen, kann natürlich nicht gegeben werden. Manchmal kann man sie ganz toll beobachten, dann wieder laufen sie gleich weg und verschwinden im Dickicht, wenn man sich ihnen nähert. An anderen Tagen kann man nur kurze Zeit einige wenige Tiere beobachten und es passiert auch öfters, dass man gar keine findet. Es passiert sogar sehr oft, öfter, als dass man sie gut beobachten kann. Der Begleiter weist zwar, wo sie sich gestern aufhielten und wird dort mit der Suche beginnen, doch die Gorillas können an einem Tag große Strecken wandern und dann nur schwer wieder gefunden werden. Es gehört halt auch ein wenig Glück dazu und es ist eine Expedition, kein Zoobesuch. Die Wanderung kann sehr beschwerlich werden und bei tropischer Schwüle stundenlang durch dichten Dschungel mit Moskitos und anderem Getier führen.

Dann verabschiedet der Ranger sich von uns. Er erwartet die ersten beiden Gruppen dann morgen früh um sieben in der Station. Wir können ruhig ein bisschen früher kommen. Es gibt dort viele interessante Erläuterungen zu lesen.

Nach dem Abendessen teilen wir die Gruppen ein, dann ziehen sich alle in ihre Zelte zurück. Spannung hängt in der Luft.

Ich liege noch länger wach und denke an morgen. Ich werde den Achtstundenmarsch machen, zusammen mit Anneliese, Hermann und Erika sowie Maria und Erich. Werden wir Gorillas sehen? Werde ich Fotos machen können?

Ich habe mir extra für diese Expedition extrem hochempfindliche Filme gekauft, habe zu Hause im Wald an grauen Herbsttagen alle Filme getestet, die über der 1000ASA Grenze liegen, darunter auch ein Diafilm. Doch der war gleich durchgefallen. Auch ein 3200!ASA-Negativfilm brachte keine zufriedenstellende Ergebnisse. Ich entschied mich dann für einen 1600ter Negativfilm eines bekannten japanischen Herstellers. Er brachte bei den Probeaufnahmen mit Abstand die beste Ergebnisse. Morgen wird er sich bewähren müssen, hoffentlich.

Irgend wann schlafe ich dann ein.

Um fünf Uhr ist Wecken. Verschlafen kriechen die heutigen Teilnehmer aus den Zelten. Wir schlürfen unseren Kaffee, essen etwas Marmeladebrot, richten unseren Tagesproviand, dann geht es los. Nebel hängt noch über den Wiesen, die Berge stecken noch hinter dichten Morgenwolken. Die Luft ist feucht und kühl. Der Tag dämmt gerade, die Sonne ist noch nicht aufgegangen. In den Hütten der Eingeborenen, die wie Heuhaufen schemenhaft im Dunst stehen, herrscht noch friedliche Ruhe. Es ist noch nicht das gewöhnliche Lärmen der Kinder zu hören. Die schlafen noch tief und fest, als wir über die nassen Wiesen Richtung Rangerstation gehen. Ein herrlich erfrischendes Gefühl durchzieht meine nackten Füße, das Gras ist noch triefnass vom Morgennebel.

Schon nach wenigen Minuten erreichen wir die Station. Es ist alles noch still und friedlich. Hinter dem Haus zieht sich ein Trampelpfad über Wiesen an sanften Hängen hoch und verschwindet weiter oben in dichtem Urwald. Dort geht es zu den letzten Berggorillas dieser Erde.

In der Empfangshalle der Station hängen einige Schautafeln über die Erforschung der Gorillas, ihr Sozialleben, ihren derzeitigen Lebensraum und ihre Überlebenschancen. Derzeit leben in diesem Gebiet rund um die Virungavulkane etwa 360 Gorillas, darunter noch einige Silberrücken. Das sind die alten Gorillamänner, die auf dem Rücken silbergraues Haar bekommen. Einen silbernen Rücken bekommen nur die Männer. Der Silberrücken ist gewöhnlich der Chef der Gruppe. Die Anzahl der Gorillas hat in den letzten Jahren wieder etwas zugenommen. Anfang der achtziger Jahre schienen sie akut vom Aussterben bedroht, durch Wilderei und Zerstörung ihres angestammten Lebensraumes. In den letzten Jahren konnte sich ihr Bestand durch umfangreiche Schutzmaßnahmen etwas erholen, doch kann noch lange keine Entwarnung gegeben werden. Die ständig wachsende Bevölkerung dringt immer weiter in den Lebensraum der Gorillas vor und zerstört diesen. Die Gorillas werden mehr und mehr zurückgedrängt. Immer wieder kommt es vor, dass Gorillas neu angelegte Gärten verwüsten und die frisch gewachsenen Gemüsepflanzen auffressen. Der Garten liegt in ihrem bisherigen Revier. Hierdurch entstehen Konflikte zwischen Kleinbauern und Gorillas, wodurch die Gorillas in ihrer Existenz bedroht sind. Die Gorillas leben in Familienverbänden, denen meist ein Silberrücken, einige Weibchen und mehrere Jungtiere und jüngere Männchen angehören. Sie durchstreifen täglich ein großes Revier und geraten so immer wieder in die Anpflanzungen der vordringenden Menschen.

Kurz nach sieben hören wir Schritte, zwei mit je einer Flinte bewaffnete junge Afrikaner in grüner Uniform kommen auf uns zu. Es sind unsere Führer. Sie reden englisch und fragen uns, wer welche Tour machen möchte. Wir melden uns und sagen, dass wir die Achtstundentour machen werden. Der kleinere, etwas jüngere, vielleicht etwa zwanzigjährige Führer stellt sich uns vor: „My name is Johannes. I will go with You. OK, are you ready, than lets go!“ Langsam erklimmen wir den Trampelpfad hinter dem Haus. Inzwischen ist die Sonne aufgegangen und scheint diffus durch den Dunst. Langsam beginnt sich die frische Luft zu erwärmen. Während der Wanderung, die stetig bergan führt wird uns ohnehin warm. Bald verlassen wir die sonnenbeschiene Wiesen und tauchen ein, in den kühlen Schatten des dichten Urwaldes.

Der Boden ist weich und federt. Eine dicke Humusschicht gibt unter den Füßen nach. Es ist eine Wohltat für die Füße, herrlich frisch und kühl und schön weich. Ab und zu krabbeln mir einige Ameisen über die Füße ohne jedoch zu beißen.

So wandern wir immer weiter bergauf, Stunde um Stunde. Dichtes Blattwerk säumt den schmalen Trampelpfad. Außer Johannes geht noch ein weiterer Afrikaner voran und hackt mit der Machete den Weg durch den dichten Dschungel frei. Durch das Blätterdach einfallende Sonnenstrahlen verzaubern den Wald mit einem mystischen Glanz. Zeitweise führt der Weg über sonnenüberflutete Lichtungen mit Feldern und einigen Hütten, um dann wieder in den dichten, schattigen Urwald einzutauchen. Von den Lichtungen haben wir teilweise einen atemberaubenden Ausblick über dicht bewaldete Täler. Einzelne Bäume überragen das grüne Blätterdach bei weitem. Langsam wird es wärmer, der Dschungel beginnt zu dampfen, die Luft wird unerträglich schwül. Moskitos setzen uns zu und Äste und Zweige zerkratzen uns Arme und Beine. Bei jedem Schritt rinnt uns der Schweiß aus allen Poren. Mit ansteigender Höhe werden zumindest die Temperaturen etwas erträglicher, aber die hohe Luftfeuchtigkeit bleibt. Gegen Mittag treten wir wieder auf eine Lichtung hinaus, auf der eine Hütte in Mitten einiger Anpflanzungen steht. Einige Kinder spielen auf der anderen Seite der Lichtung, ihre Eltern hacken vor der Hütte im Garten. Hinter der Hütte laufen einige Hühner umher. Johannes geht hin und redet

mit den Leuten. Sie verkaufen uns einige frische Hühnereier. Dann zeigen sie uns Fußspuren in einem ihrer Gemüsebeete. Sie sehen auf den ersten Blick wie Fußabdrücke eines Menschen aus. Aber es muss schon ein sehr großer Mann gewesen sein, der solche Riesenabdrücke hinterlässt. Nein, das sind keine Menschenabdrücke! „Hier waren heute Nacht oder am frühen Morgen Gorillas!“, erklärt uns Johannes.“ Sie sind dort in den Wald gegangen, doch niemand weiß wie weit sie gegangen sind.



Ab jetzt folgen wir keinem ausgetretenen Pfad mehr, jetzt geht es quer durch den Dschungel. Mühevoll haut Johannes den Weg frei. Plötzlich bleibt er stehen und deutet in den Wald nach rechts. Wir schauen dort hin, können aber nichts Aufregendes sehen. Er geht ein Stück in die angezeigte Richtung und haut den Stamm einer Pflanze ab. „Das ist Zuckerrohr, wollen sie mal versuchen. Ist gut gegen den Durst und sehr vitaminreich!“ Wir probieren, es schmeckt wirklich sehr gut, schade dass es nicht noch mehr davon gibt.

Weiter bahnen wir uns einen Weg bergauf durch das Blättergewirr des Dschungels. Wieder bleibt Johannes stehen, schaut sich um, dann wendet er sich einem Ameisenhaufen zu. Der Haufen ist frisch aufgewühlt. „Hier haben sie gefressen“, erklärt Johannes, „Gorillas essen gern Ameisen. Sie wühlen einen Haufen auf, lassen sich die aufgeschreckten Ameisen auf die Hand krabbeln und lecken sie dann mit der Zunge auf!“ Dann deutet er auf einige geknickte Zweige. „Hier sind sie weiter gegangen!“ Weiter arbeiten wir uns in die angegebene Richtung voran. Ameisen krabbeln uns an den Beinen hoch, ich habe kaum noch ein freie Körperstelle, die nicht von den Moskitos malträtiert ist. Es wird immer beschwerlicher, sich durch das dichte Blättergewirr vorwärts zu arbeiten. In den Ohren dröhnt das allgegenwärtige schrille Zirpen der Zikaden. Vor uns erscheint eine Stelle an der die niedrigen Blattpflanzen großflächig niedergedrückt sind. „Hier haben sie ihr Lager gehabt und ausgeruht. Das ist noch nicht lange her, höchstens ein paar Stunden!“ „Brauchen wir noch lange?“ frage ich Johannes. „Das weiß niemand. Es kann sein, dass es nur noch ein paar hundert Meter sind, es kann auch sein, dass die Gorillas noch mehrere

Kilometer gegangen sind. Ich kann noch nicht einmal sagen, ob wir sie überhaupt finden. Manchmal ziehen sie gleich weiter, wenn sie uns bemerken. Und sie bemerken uns lange bevor wir sie sehen! Hmm, hmm, hmm! So machen die Gorillas, wenn sie uns begrüßen wollen. Es ist ein Ausdruck des Friedens, bei den Gorillas! Hmm, Hmm, Hmm!“, ahmt er erneut den Begrüßungsruf der Gorillas nach. Es kommt keine Antwort aus dem Dickicht.

Ich atme durch, hohle Luft, weiter geht es. Äste werden abgeschlagen, Zweige und Blätter beiseite geschoben. Man muss ständig auf der Hut sein, dass man nicht die zurückschnellenden Zweige, die der Vordermann umgebogen hat, ins Gesicht bekommt.

Weiterhin sind keine Gorillas zu sehen oder hören. Da, ich hörte etwas! War das nicht dieses Hmm, Hmm, das Johannes vorhin nachgeahmt hat? Ich schaue ihn an, doch er zeigt keine Reaktion. Ich habe mich wohl getäuscht. Doch jetzt höre ich es deutlicher: „Hmm, Hmm, Hmm!“ Jetzt reagiert auch Johannes, der dicht vor mir geht und antwortet „Hmm, Hmm, Hmm!“ „Sie sind ganz nahe!“, wendet er sich zu uns um. „Seien sie ganz ruhig und gehen sie langsam und geduckt weiter, Hmm, Hmm!“ Langsam schleichen wir vorwärts, fast in der Hocke. Da, rechts von mir huscht ein dunkler Schatten durch das Gebüsch. Doch er ist schon wieder verschwunden. Ich spähe angestrengt ins Gebüsch. „Da war einer, doch jetzt ist er weg!“, sage ich zu den anderen. „Du hast dich bestimmt getäuscht“, meint Erich. „Doch, da ist noch einer!“, sagt nun Hermann. Jetzt sehe ich ihn auch. Es ist ein junges Tier. Es schaut uns ängstlich aus dem dichten Gebüsch heraus an. Fotoapparate klicken. Johannes deutet uns an, weiter zu kriechen. Auf der rechten Seite huschen nun mehrere Jungaffen zwischen den Sträuchern und Bambusstangen hindurch. „Come, come, please!“ winkt uns Johannes weiter. Wir kriechen auf allen Vieren auf eine kleine Lichtung mitten im dichten, schier undurchdringlichen Dschungel. Die Sonne scheint hier durch das dichte Blätterdach hindurch und erleuchtet die winzige Lichtung.

„Mein Gott, ist das schön“, denke ich. Es ist ein unglaublicher Augenblick, unfassbar! Da sitzen sie, die ganze Familie! Friedlich und glücklich scheinen sie. Sie zeigen keinerlei Scheu vor uns. Die beiden alten sitzen gegenüber, am Rande des dichten Unterholzes. Er ist ein Riese. Wenn das kein Silberrücken ist. Ich kann es nicht sehen. Er sitzt mit dem Rücken von uns abgewandt im Gras. Sein Weibchen lehnt lässig an seinem dicken Bauch und genießt sichtlich die zarten Streicheleinheiten, die er ihr angedeihen lässt. Zärtlich kraut er ihr mit dem linken Mittelfinger den Kopf. Sie stören sich überhaupt nicht an uns.

Die Jungen turnen zwischen uns und den Eltern im Gras herum. Einer kommt auf uns zugerannt, fletscht die Zähne und trommelt sich wild auf die Brust. „Er will imponieren“, flüstert uns Johannes zu. Andere fressen genüsslich von den Blättern der umliegenden Büsche. Wir sind still und ergriffen. Das ist wirklich unfassbar schön. So toll habe ich es in den kühnsten Träumen nicht erträumt. Plötzlich saust ein Jungaffe direkt auf Johannes zu. Der wendet sofort den Blick ab, um keine Aggressionen hervorzurufen. Doch der Gorilla will nur spielen. Er reißt Johannes die Mütze vom Kopf und rennt damit einen Kreis. Dann wirft er sie wieder her, kommt zurück und schlägt Johannes übermütig auf den Rücken. Der lässt es geduldig über sich ergehen. Bald wird es dem Affen langweilig und er tobt nun mit den anderen Gorillajungen weiter. Meine Kamera läuft inzwischen fast heiß. Ich schieße ein Foto nach dem anderen. Ich bin total begeistert. Ich knie mitten in einem Ameisenhaufen. Aber es stört mich nicht, dass sie mir in die Hose krabbeln und wütend in den Allerwertesten beißen und weis Gott, wo sonst noch alles hin. Ich sehe nur die Gorillas und vergesse die gesamte Umwelt. Plötzlich stupst mich Hermann von hinten an. Er möchte auch mal fotografieren. In meiner Begeisterung habe ich gar nicht bemerkt, dass ich ihm die ganze Zeit vor den Augen gekniet bin und er kaum zum Fotografieren kommt.



Ich lege mich nieder und wende mich um, um zu sehen, ob die anderen nun fotografieren können. Plötzlich fühle ich ein zartes Streicheln an meinem Arm. Ich schaue wieder nach vorne und sehe einen jungen Gorilla, der mich anschaut und mir mit der Rückseite des gekrümmten Zeigefingers über den Arm streichelt und mich neugierig befühlt. Als ich ihn nun anschau, springt er aber sofort wieder zurück. Ein faszinierendes Erlebnis! Im Liegen fotografiere ich weiter, immer noch krabbeln die Ameisen auf mir herum. Inzwischen ist einer der Jungen auf einen Baum geklettert und zieht sich ganze Zweige durch den Mund, um die Blätter abzustreifen. Unten am Boden toben die anderen weiter und ziehen ihre Schau ab. Es besteht für mich kein Zweifel, diese intelligenten Tiere wissen genau, dass sie uns mit ihrer Schau

begeistern können. Jetzt erheben sich auch die beiden Alten und gehen langsam und bedächtig auf allen Vieren über die Lichtung. Und jetzt kann ich ihn ganz deutlich sehen, den silbergrauen Rücken des riesigen Gorillamannes. Er ist ein Silberrücken! Auf der ganzen Welt gibt es höchstens noch zehn oder fünfzehn Silberrücken, hier in Virunga. Wir haben einen davon gesehen und sind uns dessen bewusst, welch unverschämtes Glück wir haben. Viele berühmte Naturforscher haben jahrelang suchen müssen, bis sie endlich ihren Silberrücken vor die Kamera bekommen haben und wir sehen gleich einen auf einer eintägigen Exkursion.





Jetzt verschwinden „unsere“ Gorillas im Gebüsch, der alte gemächlich voran, gefolgt von dem Weibchen. Dahinter toben dann die Jungen übermütig davon, das unvergessliche Schauspiel ist vorbei. Wir bleiben noch eine Zeit lang ruhig sitzen, um das gerade Erlebte zu verarbeiten. Es war wie ein Traum.

Dann machen wir uns auf den langen Abstieg. Wir sind uns alle einig, das war wohl der Höhepunkt unserer Reise. Etwas Großartigeres kann gar nicht mehr kommen. Das war mehr, als wir uns je erträumen konnten.

Langsam gehen wir bergab. Wir sind müde und erschöpft. Je weiter wir runter kommen, desto heißer wird es jetzt. Die Temperatur ist zwar gar nicht so hoch, aber die Schwüle ist schier unerträglich. Über den Bergen braut sich anscheinend ein Gewitter zusammen. Dunkle Wolken kündigen baldigen Regen an.

Nach drei Stunden kommen wir verschwitzt und müde im Tal an, noch ein paar hundert Meter, dann sind wir wieder im Lager. Wir waren insgesamt neun Stunden unterwegs. Die andere Gruppe wird längst zurück sein. Wir sind gespannt auf deren Erlebnisse bei den Gorillas.

„Na, wie war’s bei Euch?“. Willy kommt uns ein Stück entgegen. „Ganz toll, wir haben die Gorillas längere Zeit aus nächster Nähe beobachten können. Sie haben sogar mit uns gespielt. Es war auch ein Silberrücken dabei. Komm, lass’ uns erst mal ins Lager gehen“ Wir gehen mit Willy zurück. „Und ihr, wie war’s bei euch, habt ihr auch Gorillas gefunden, seit ihr schon lange da?“ „Wir sind seit knapp zwei Stunden zurück, wir waren auch über sieben Stunden unterwegs. Es war ganz schön anstrengend. Aber es hat sich gelohnt. Wir haben auch Gorillas gesehen, allerdings immer nur aus größerer Entfernung!“

Wir erreichen das Camp. Großes Hallo, aber bevor wir uns zu den anderen ans bereits lodernde Lagerfeuer setzen, genehmigen wir uns einen frischen Trink und ich wechsle die durchschwitzten Klamotten gegen frische. Dann geht’s zum gemütlichen Teil des Tages am Lagerfeuer über. Ein Blick zum Himmel zeigt, dass wir hier heute Abend nicht alt werden. Dichte Regenwolken machen sich in allen Richtungen breit. Ricardo hat schon das Essen fertig, so können wir uns gleich stärken.

„Wir haben die Gorillas nur von weitem sehen können“, erzählt Esther, jedes Mal, wenn wir versucht haben näher zu kommen, sind sie wieder im Gebüsch verschwunden. Aber es war ganz toll und ein unvergessliches Erlebnis!“ „Aber jetzt

erzählt doch mal, wie es bei euch war!“ fordert Ulf auf. Wir erzählen begeistert von unseren Erlebnissen bei den Gorillas, von deren Spielen, von dem massigen Silberrücken, der zärtlich seine Frau gestreichelt hat und von dem „Dreikäsehoch“ (er hat immerhin auch schon das Gewicht eines erwachsenen Menschen), der dem Ranger die Mütze klaute. Die anderen sind begeistert. „Da habt ihr wirklich ganz großes Glück gehabt“, bestätigt Ulf, „die meisten sehen die Gorillas nur kurz oder von Weitem, wie der Ranger gestern ja auch gesagt hat!“ Wir erzählen uns noch eine Weile gegenseitig von unseren Wanderungen, von den Strapazen und von den Erlebnissen. Die ersten Regentropfen fallen aus dem dunklen Nachthimmel. Wir setzen uns noch eine Weile unter das große Zelt Dach, das seitlich am Truck angebracht ist. Es regnet sich langsam ein.

Morgen werden noch Matthias, sowie Ulf und Ricardo zu den Gorillas aufbrechen. Sie werden noch Gesellschaft bekommen von zwei fremden Wanderern. „Hoffentlich hört es bis morgen auf, zu regnen!“, befürchtet Matthias schon einen Regenmarsch. „Hoffen wir’s, solche Regenfälle können auch hier in den afrikanischen Bergen lange anhalten, wenn sich die Wolken erst mal festgesetzt haben“, meint Ulf, „es beginnt jetzt sowieso bald die Regenzeit. Da werden wir oben am Ituri schon noch was davon abbekommen!“ „Was machen wir eigentlich, wenn’s morgen so schüttet, wie jetzt? „Was sollen wir machen, du hast doch Regenzeug dabei, oder?“ „Wir können jetzt keinen Tag mehr verschenken!“ „Das kann ja recht werden, wenn wir bei diesem Wetter durch den Dschungel wandern müssen, auf glitschigen Wegen und so!“ „Das gehört halt auch dazu, schließlich ist es ja ein Regenwald. Aber wart’s halt mal ab, jetzt regnet es ja erst eine halbe Stunde, vielleicht hört es ja auch wieder auf, heute Nacht. Bisher hatten wir ja immer Glück mit dem Wetter. Lass’ uns erst mal schlafen gehen, wir müssen ja morgen sehr früh raus!“

Monoton prasselt der Regen auf die Zeltplane. Bald schlafe ich unter dem gleichmäßigen Prasseln ein. Jedes Mal, wenn ich kurz aufwache, höre ich draußen den Regen, der mit unverminderter Stärke herunterschlägt. Keine guten Aussichten für die Kameraden, denke ich und schlafe wieder ein.

Im Halbschlaf höre ich Stimmen und das Klappern von Geschirr. Langsam komme ich zu mir. Ich höre keinen Regen mehr, es hat aufgehört. Ich ziehe den Reißverschluss hoch und strecke verschlafen den Kopf aus dem Zelt. Die Landschaft hat sich verändert. Dichter Nebel hüllt alles in sein graues Kleid, verschluckt die Berge mit ihren Wäldern vollständig. Schemenhaft schleichen einige Gestalten umher und rüsten sich für den Aufbruch. Als ich aus dem Zelt herauskrieche, schüttle ich eine geballte Ladung Nässe von der Zeltplane, die sich über meinen Rücken ergießt. Das Gras ist nass, der Boden aufgeweicht. Die umliegenden Zelte werden fast ganz vom Nebel verschluckt, nur andeutungsweise sind die schemenhaften Kuppeln im Einheitsgrau zu erkennen. Die Luft ist sehr feucht und kühl.

Die drei Wanderer sind nicht sehr gesprächig. Sie sind noch verschlafen und natürlich etwas missmutig. Niemand weis, ob sich die feuchtigkeitsgesättigte Luft nicht schon bald wieder in Regen entlädt. „Was willst du schon so früh, leg dich doch hin und schlaf!“ brummt mich Ulf an. „Ich wollte euch nur viel Glück und schönes Wetter wünschen!“ „Danke!“ Er packt noch ein paar Brote ein, dann gehen sie los, verschwinden schnell im Grau des Nebels.

Ich kann nicht mehr schlafen, also entschliefte ich mich, einen kleinen Spaziergang zu machen, vielleicht hinüber zu den Hütten der Einheimischen. Also ziehe ich mich an und laufe über die regennasse, weiche Wiese. Es ist eine herrliche frische Stimmung. Nebel in Afrika, wie bei uns im November, nur halt viel wärmer. Während ich so durch das erfrischende Gras schlendere, ziehen nochmals die fantastischen Erlebnisse von gestern an mir vorbei. Hoffentlich haben die anderen heute auch Glück.

Bei jedem Schritt quietscht das nasse Gras unter meinen Füßen, spritzt das Wasser unter den Füßen heraus und drückt sich zwischen den Zehen hindurch, herrlich. Bald erreiche ich die Hütten. Vor der einen oder anderen glimmt schon ein kleines Feuerchen und erfüllt die Luft mit einem zarten Geruch nach Rauch. Ein paar Frauen rühren schon vor ihrer Hütte herum, sonst herrscht noch Ruhe. Ich winke ihnen zu, sie winken zurück. Sprechen können wir nicht mit einander, keiner versteht die Sprache des anderen. Eine der Frauen geht mit einem Wassertopf zum Fluss. Wie ich geht auch sie barfuß. Ich schaue ihr nach, wie sie graziös mit dem Topf auf dem Kopf, eingehüllt in ein gelbes Tuch mit grünen Mustern, zum Fluss hinunter schlendert, der irgendwo dort unten dahinplätschert, wo sich schemenhaft einige Bäume aus dem Grau des Nebels abheben. Das ist doch ein wahres Paradies, denke ich mir, hier sollte man für immer leben können. Natürlich haben auch diese Leute ihre Sorgen, mehr als genug wahrscheinlich. Aber diese friedliche Idylle ist schon ein angenehmer Kontrast zu der lärmenden Großstadtheftik bei uns zu Hause.

Inzwischen kommen auch einige Kinder aus einer Hütte. Sie sind bis auf eine kurze Hose nackt. Als sie mich sehen fangen sie an zu kichern und laufen zurück in die Hütte, lügen aber gleich grinsend und kichernd wieder aus dem Eingang heraus. Ich winke ihnen zu, schwupps verschwinden sie wieder, kommen jedoch gleich wieder heraus um zu spielen. Welch ein herrlicher Platz!

Ich gehe langsam zurück zum Lager. Sanft drückt nun die Sonne durch den dichten Nebel. Die Temperatur steigt. Es wird also doch wieder ein schöner Tag.

Als ich zurück ins Camp komme, sind die anderen auch schon wach und bereiten gerade das Frühstück. Während dem Frühstück denken wir laut darüber nach, was wohl die anderen machen. „Durch den Dschungel wandern, was sonst!“ „Es ist wahrscheinlich sehr nass dort oben, sie werden's schwer haben!“ „Naja, das Wetter scheint sich ja zu bessern, die Sonne drückt ja schon durch!“ „War das ein Regen heut' nacht, ich dachte schon, es hört gar nicht mehr auf!“ „Wo warst du eigentlich vorhin?“ fragt Erika, „wir haben dich schon vermisst!“ „Ach, ich bin ein bisschen zu den Hütten rüber gegangen, wollte ein bisschen entspannen. War ganz angenehm!“

„Was machen wir heute, es kann ja spät werden, bis die anderen zurückkommen?“ „Ach, was sollen wir schon machen, spazieren gehen, ausruhen, aufräumen, es wird uns schon was einfallen!“ „Tja ja, die Kinder werden uns schon auf Trab halten, Ha ha!“ „Ich glaube, die sind nicht so aufdringlich, die anderen haben nichts erzählt von gestern!“

Langsam heizt die Sonne den Nebel weg, die Berge kommen wieder zum Vorschein. Doch dort oben hängen schon wieder dicke schwarze Wolken, schwer und feuchtigkeitsgeschwängert. Die können ihre nasse Last jeden Augenblick wieder herunterfallen lassen. Wie riesige Geister hüllen sie die Berge ein und kriechen weich und geschmeidig zwischen den Gipfeln hindurch. Dort oben kämpfen sich unsere drei Kameraden jetzt durch den Dschungel, so wie wir gestern, auf der Suche nach den Gorillas. Hoffentlich haben sie Glück.

Den Vormittag über bleibe ich im Lager, nehme mir Zeit, meine Ausrüstung zu sortieren, die Fotoutensilien zu überprüfen und zu reinigen, Filme überprüfen. Einen kompletten 1600ter Negativfilm und einen 400ter Diafilm habe ich gestern bei den Gorillas verknipst. Hoffentlich werden die Bilder gut! (Sie werden vorzüglich, wie sich später zu Hause herausstellen wird)

Von den Kindern der Umgebung ist nichts zu sehen. Natürlich, auch hier an diesem paradiesischen Ende der Welt herrscht Schulpflicht.

Inzwischen brennt die Sonne heiß in die schwüle dampfende Luft. Zwischen den Bergen quellen die schwarzen Wolken immer höher in den Himmel. Ich gehe mit Willy und Gerda etwas spazieren, Vögel beobachten Blumen fotografieren und nach den jungen, hübschen, barfüßigen afrikanischen „Vögelchen“ und „Blümchen“ schauen. Über den Bergen entladen sich die ersten Regenschauer. Ob die Kameraden schon Gorillas gefunden haben. Bestimmt, sie sind ja schon fünf Stunden unterwegs,

sie müssen ja bald zurück wandern, wenn sie vor Einbruch der Dunkelheit hier sein wollen.

Am Nachmittag wird's auf unserem Lagerplatz lebhafter. Die Schule ist aus und die Kinder sind bei uns. Jetzt ist keine Zeit mehr, um nach Vögelchen zu schauen, weder die gefiederten, noch die wassertragenden. Doch es wird dann doch nicht ganz so schlimm, wie wir es schon erlebt haben. Die Mütter rufen auch von Zeit zu Zeit nach ihren Sprösslingen, wenn sie aufdringlich werden. Die meiste Zeit spielen sie in unserer Nähe. Schließlich sind wir ja auf ihrem Spielplatz.

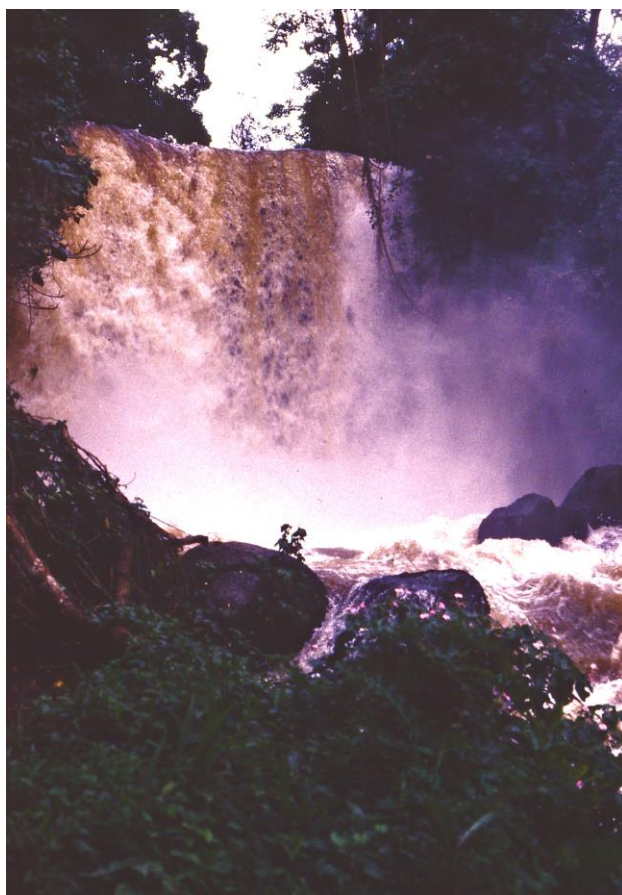
Am Nachmittag beziehen sich die Berge immer mehr mit Wolken und immer öfter gegen dort Regenschauer nieder. Auch bei uns wird es immer schwüler. Wir sitzen nur noch träge im Schatten unseres Vordaches. Gott sei Dank ist es nicht sehr heiß, sonst wären wir ganz kaputt. Den Afrikanern macht die Schwüle überhaupt nichts aus, sie scheinen frisch und munter.

Allmählich zieht sich der Himmel komplett mit Wolken zu, so wie gestern. Langsam bricht auch die Dunkelheit herein. Jetzt wird es eigentlich Zeit, dass unsere Kameraden zurück kommen. Da, ganz hinten in Richtung der Station erscheinen drei Personen, es sind unsere Kameraden. Wir gehen ihnen entgegen. Völlig erschöpft, verschwitzt und nass vom Regen kommen sie auf uns zu. „Und, habt ihr sie gesehen?“ „Ja, mein Gott war das eine Sucherei!“ „Ja und, wie war's, seit ihr nahe herangekommen?“ „Jetzt lasst uns doch erst mal hinsetzen, etwas trinken, frische Klamotten anziehen!“ Wir nehmen ihnen ihre Rucksäcke ab und gehen zurück zum Lager. Beim Abendessen erzählen sie uns dann, dass sie die Gorillas nach langer Suche ganz kurz gesehen haben, dann sind sie aber im Dickicht verschwunden. Sie verfolgten sie, verloren sie aber aus den Augen. Als sie die Hoffnung fast aufgegeben hatten, fanden sie die Gorillas doch noch mal, konnten aber nicht sehr nahe herangehen. Ein paar schöne Fotos konnten sie aber doch machen. Dann kamen sie in den Regen, wurden völlig durchnässt. Die dampfende Schwüle gab ihnen dann den Rest. Jetzt sehnen sie sich nur noch nach dem Zelt. Da es inzwischen sowieso wieder regnet, ziehen wir uns alle ins Zelt zurück.

Richtung Ituri



Heute Nacht hat der Regen bald wieder aufgehört. Bei unserem Aufbruch ist es zwar leicht dunstig, aber die Sonne scheint zwischen einzelnen Wolken hindurch. Ulf hat vorgestern, als wir bei den Gorillas waren, einen anderen Weg gesucht, auf dem wir nicht über die alte Brücke müssen. Querfeldein geht es zunächst. Dann erreichen wir eine flache Stelle, wo wir mühelos durch das Bachbett fahren können. Bald erreichen wir die Hauptstraße von Uganda. Wir fahren wieder Richtung Rutshuru, wo wir schon gegen mittag wieder die Wasserfälle erreichen. Hier wollen wir noch mal eine Nacht bleiben, bevor es morgen Richtung Ituri weitergeht. Mehrere Tage Expedition durch den Regenwald stehen uns bevor. Da wollen wir am Wasserfall erst noch etwas ausruhen.



Wir kennen den paradiesischen Ort hier am Wasserfall ja schon, doch wir empfinden ihn auch heute wieder so wundervoll wie beim ersten Mal, als wir hier waren, letzte Woche. Ich setze mich wieder auf den umgestürzten Baum am Fluss, oberhalb des Wasserfalls und lasse die Erlebnisse der vergangenen Tage Revue passieren. Bald bekomme ich Gesellschaft, Matthias, Erika und Doris setzen sich zu mir. Alle sind von den Erlebnissen bei den Gorillas beeindruckt. Wir reden über die vergangenen Tage, über die vergangenen fast fünf Wochen, die wir nun schon zusammen unterwegs sind. Jeder hat seine eigenen Erlebnisse und Eindrücke, die ihm noch besonders in Erinnerung sind, doch alle sind sich einig, die Gorillas waren der Höhepunkt. Wir haben noch eine gute Woche vor uns in der uns die Expedition tief in den Dschungel am Ituri führen soll. Hier hoffen wir ein Pygmäenlager zu finden und diese kleinen Menschen des Dschungels kennen zu lernen. Die letzten Tage führen uns dann über Uganda zurück nach Ruanda, von wo aus wir Richtung Heimat zurück fliegen. Doch bis dahin ist noch Zeit. Die anderen gehen zurück zum Lager. Gedankenverloren schaue ich in das vorbeiströmende Wasser. Dieses Wasser hat noch eine lange Reise vor sich. Dieser kleine Fluß hier fließt weiter nördlich in den Idi Amin Dada See und von dort aus fließt es den Semiliki hinunter zum Mobutu

Sese Seko See. Wir werden den Semiliki nächste Woche auf dem Rückweg von den Pygmäen überqueren. Vom Mobutu Sese Seko See hat dieses Wasser da vor mir noch einen weiten Weg den ganzen Nil hinunter durch die Wüste Sahara, bis es bei Alexandria das Mittelmeer erreicht. Wir folgen seinem Lauf in 10 Tagen, hoch oben über den Wolken, im Flugzeug.

Ich lehne mich auf dem Stamm zurück gegen einen dünnen, nach oben stehenden Ast und genieße das Rauschen des Wasserfalls und die angenehme warme Luft hier im Schatten des Waldes. Nach einer Weile höre ich wieder Stimmen, von Frauen. Sie kommen von oben herunter. Komisch, es ist doch gar niemand den Pfad am Fluss entlang nach oben gegangen. Die Stimmen kommen näher, ich höre Zweige brechen, kein Zweifel, da kommt jemand auf dem überwucherten Trampelpfad herunter. Da erscheinen auch schon zwei Afrikanerinnen aus dem dichten Blattwerk. Beide sind noch sehr jung. Schwatzend kommen sie den durchwurzelter Pfad herunter. Sie sind ziemlich überrascht, als sie mich auf dem Baumstamm sitzen sehen. Sie haben natürlich nicht mit mir gerechnet und mich nicht schon vorher gehört, wie ich sie. Sie bleiben stehen und schauen mich verwundert an. Ich lächle ihnen zu, sie lächeln zurück. Die etwas größere von beiden spricht mich an, doch ich verstehe sie nicht. Ich zucke nur mit den Achseln und lächle verlegen. Die beiden erwidern das Lächeln, winken mir zu und gehen weiter Richtung Lager. Ich winke ebenfalls. Geschmeidig tasten sich ihre braunen Füße über die Zweige, Wurzeln und Steine auf dem Weg. Ich schaue ihnen nach, wie sie in ihren bunten Kleidern im Dickicht verschwinden.

Auch ich mache mich nach einer Weile auf den Weg hinunter zum Camp. Dort treffe ich die beiden jungen Frauen wieder. Gemeinsam mit einigen Kindern amüsieren sie sich über unser Tun in unserem Lager. Als wir letzte Woche zum ersten mal hier waren, hatten wir keinen Besuch, wir waren ganz alleine, doch dieses Mal haben uns die Einheimischen entdeckt und sind neugierig gekommen, um uns zu sehen. In respektabler Entfernung haben sie sich ins Gras gesetzt, beobachten uns und amüsieren sich. Kichernd unterhalten sie sich. Würde mich ja brennend interessieren, was sie an uns so amüsant finden, doch leider versteht niemand von uns ihre Sprache. Wie gewöhnlich, verdrücken sich auch hier unsere Besucher bei Einbruch der Dunkelheit. Sie gehen alle zusammen den Fahrweg Richtung Rutshuru hinunter. Auf dem Weg hier her habe ich einige versteckte Hütten gesehen. Vielleicht wohnen sie dort.

Wir lassen uns das Abendessen schmecken und ziehen uns zurück in die Zelte. Meines steht ziemlich am Hang, so dass ich mit dem Kopf nach oben liege. Wenn ich den Eingang offen lasse, kann ich hinunter auf den vorbeirauschenden Fluss sehen. Das Rauschen des Wassers vermischt sich mit den gedämpften Stimmen der Kameraden, die noch am Lagerfeuer sitzen geblieben sind. Immer wieder muss ich meine Isomatte zurecht rücken, weil sie langsam nach unten rutscht. Als ich schon halb im Schlaf bin, merke ich, wie die Isomatte wieder anfängt zu rutschen und mit ihr fängt das ganze Zelt langsam an, den Hang hinunter zu rutschen. Ich höre den Fluss, der unten vorbei rauscht. Schneller und schneller rutscht das Zelt mit mir den Abhang hinunter, der steiler und steiler wird, bis sich ein gähnender Abgrund unter mir auftut, in dessen endloser Tiefe schäumende und tosende Wassermassen strömen und sich wütend brüllend aufbäumen. Es gibt kein Halten, verzweifelt kralle ich mich am Boden fest und schreie um Hilfe, bis ich von meinem eigenen Geschrei aufwache. Ich habe alles nur geträumt!

Als ich allmählich zu mir gekommen bin, gehe ich hinaus aus dem Zelt. Am Lagerfeuer sitzen noch Ulf, Ricardo, Hermann und Erika. „Was war den los?“ fragt Hermann. „Ach, ich hab wieder mal geträumt. Ist alles OK!“ Ich setze mich noch etwas zu ihnen und erzählte ihnen von meinem Traum. „So hat sich das auch angehört. Das war ein Schrei, wie von einem, der von der Felswand abstürzt!“ sagt Ulf. „Wir wussten nicht, wie wir reagieren sollten. Der grässliche Schrei hat uns total

gelähmt. Wir dachten, eigentlich sollten wir nachsehen, was los ist, aber keiner von uns war in der Lage, aufzustehen!“ „Ja es ist schon erschreckend, da schreit einer um Hilfe und keiner traut sich nachzusehen, was los ist, wie neulich schon im Ngorongorokrater“, meint Hermann, „aber Gott sei Dank war es nur ein Traum!“ Wir sitzen noch eine Weile zusammen, bis das Lagerfeuer ganz verglimmt ist. Nur eine schwache Rauchsäule steigt noch auf. Jetzt hoffe ich, ohne schlechte Träume weiter schlafen zu können.

Vom Geschirrkloppern werde ich geweckt. Die anderen sind alle schon wach. Sie haben meinen Schrei alle gehört, außer Erich. Wenn der schläft, dann schläft er. Da können ihn keine zehn Presslufthammer mehr wecken. Sie haben sich alle gedacht, dass es ein Traum ist. Das ist gefährlich. Wenn wirklich mal jemand in Not ist und um Hilfe schreit, dann reagiert niemand mehr, weil alle glauben, da träumt jemand.

Uns steht jetzt eine anstrengende Fahrt bevor. Bisher sind wir ja gut voran gekommen. Die Straßen waren zwar teilweise sehr schlecht, aber für unseren hochbeinigen Truck ohne größere Probleme befahrbar, wenn man mal von der Brücke auf dem Weg zum Gorillareservat absieht. Aber das kann sich nun ändern. Die Regenfälle der letzten Tage haben gezeigt, dass die Regenzeit bald beginnt. Wir müssen jetzt immer häufiger mit starken Regenschauern rechnen und dadurch mit verschlammten, schmierigen eventuell sogar unpassierbaren Straßen. Es bleibt abzuwarten, was die nächsten Tage bringen und ob wir die Pygmäen erreichen können. Immerhin sind wir auch schon zwei Tage im Zeitverzug, durch die Verzögerung beim Marsch zu den Gorillas.

Bald sind die Zelte abgebaut und die ganze Ausrüstung ist im Truck verstaut. Auf der uns bereits bekannten Strecke geht es Richtung Norden. Durch Rutshuru, mit seinen Kindern, die uns wieder nachlaufen, die blühenden Kaffeeplantagen weiter bis wir wieder den Virunga-Nationalpark erreichen. Dort schwenkt die Naturstraße in Richtung Westen und wir erklimmen langsam die Hänge der Mitumbaberge.

Bereits vor einer Woche, am Kivusee, haben wir den Zentralafrikanischen Graben erreicht, der im Norden am Nil beginnt und sich über die zentralafrikanischen Seen bis hinunter zum Sambesi erstreckt, wo er sich mit dem ostafrikanischen Rift Valley vereinigt. Wie beim Rift Valley entsteht auch hier eine Bruchzone, an der die Kontinentalplatten langsam auseinander trift. Die Ränder der Bruchzone sind von Vulkanen gesäumt, zu denen auch die Virunga-Vulkane gehören.



Nun müssen wir die westliche Abbruchkante des Zentralafrikanischen Grabens erklimmen. Am Ende unserer Reise werden wir dieses Tal nochmals in Richtung Osten durchqueren.

Laut Karte sollte hier schon dichter Dschungel sein, doch auch hier ist dieser durch Rodung schon weitgehend zerstört. Bei den Waldstücken, die hier noch existieren handelt es sich fast ausschließlich um Sekundärwald.

Die Straße ist schlecht und wir kommen nur langsam voran, aber es geht vorwärts, Stunde um Stunde, Kilometer um Kilometer. Irgendwo am Straßenrand machen wir unser Mittagspicknick. Lange bleiben wir nicht, dann geht es weiter. Bald müssten die Hütten der kleinen Ortschaft Kanyaboyongo auftauchen. Dort zweigt eine Piste Richtung Süden ab. Sie führt durch das Gebirge zurück zum Kivusee. Wir müssen uns jedoch nördlich halten, wo unsere Piste ihre Fortsetzung findet. Doch weiter windet sich die Straße in engen Kurven durch Rodungsgebiete und Waldreste nach oben. Von einer Ortschaft ist nichts zu sehen. Wir passieren zwar immer wieder einzelne Hütten, am Straßenrand treffen wir immer wieder auf Leute, die zu Fuß unterwegs sind, aber das wirkt alles nicht wie ein Dorf.

Langsam werden die Hütten mehr und in einem Tal rechts der Straße erscheint eine größere Ansammlung von Häusern. Wir haben Kanyaboyongo erreicht. Doch dies ist nicht dieses kleine verträumte Dorf, wie es beim Blick auf die Karte erscheint, es ist ein richtige Stadt. Tausende von braunen, meist strohgedeckten Lehmhütten ziehen sich an den Hügeln, die das Tal säumen, hoch. Dazwischen sind auch wellblechgedeckte Hütten zu erkennen. Es sind runde Hütten und auch rechteckige. Nach jeder Windung der Straße erscheinen neue Hütten, dicht an dicht gedrängt. Massen von Menschen bevölkern die Straße, sind zu Fuß unterwegs, mit Karren, mit Lasten auf den Schultern oder auf den Köpfen. Die meisten tragen alte abgetragene Kleidung, einige gehen barfuß andere haben ausgelatschte Sandalen. Es sind Männer wie Frauen, Alte und Junge genau so wie Kinder, die schwere Lasten auf dem Kopf oder Rücken schleppen. Langsam windet sich die Straße ins Tal hinunter und wir erreichen den Ortskern. Hier sind einige einfache Steinbauten, einige Läden, ein Hotel. Die Straße ist schmutzig und ausgewaschen und wird von unzähligen schwarzen Menschen bevölkert. Kinder laufen uns hinterher, aber sie sind hier nicht so fröhlich wie anderswo. Die Gegend hier ist völlig überbevölkert und die Menschenmassen drängen sich hier in dieser Stadt, die rasend schnell wächst und die vielen Menschen bei weitem nicht ernähren kann.



Wir setzen unsere Fahrt Richtung Norden fort und erklimmen wieder die Berge. Entlang des Kabasha Escarpment führt unser Weg weiter. Die Straße ist inzwischen nur noch ein schmaler, brauner, unbefestigter Waldweg. Vom ursprünglichen Wald sind jedoch nur noch einzelne kümmerliche Reste übrig. Ausgedehnte Viehweiden bestimmen das Landschaftsbild, einige verstreute Ansiedlungen, Menschen entlang der Straße, vor allem immer wieder Massen von Kindern. Es ist unschwer auszumalen, welche Katastrophe über das Land hereinbricht, wenn diese hier heranwachsende Generation erwachsen ist und selbst Kinder bekommt. Schon jetzt ist kaum noch ein Stückchen Natur übrig, der Mensch dringt immer weiter vor und zersiedelt auch das letzte Stückchen Urwald. Niedriges Buschwerk, das auf den gerodeten Flächen nachgewachsen ist, säumt die Straße. Dazwischen stehen noch einzelne, freistehende Bäume, die aus dem früheren Urwald übrig sind. An anderen Stellen sind die Hänge total erodiert, auf dem nackten Fels kann keine Pflanze mehr Fuß fassen. Der Wald ist für immer zerstört.

Gegen Abend kommen wir in ein Gebiet mit größeren Waldresten. An einem schmalen Seitenweg finden wir einen Platz zum Zelten. In der näheren Umgebung haben wir keine menschlichen Ansiedlungen gesehen, doch kaum steht unser Lager, sind auch schon die ersten Kinder da. Es sind zwei Mädchen im Alter von etwa drei und zehn Jahren und ein etwa sechsjähriger Junge. Sie stehen im Abstand von einigen Metern und schauen uns mit traurigen Augen an. Sie deuten auf unser Essen, wir verstehen, sie wollen etwas abbekommen. Wir geben ihnen, in der Hoffnung, dass sie nicht gleich eine ganze Hundertschaft aus ihrem Freundeskreis einladen. Die drei bleiben noch eine Weile da, schauen nun auch freundlicher drein, nachdem sie etwas in den Bauch bekommen haben. Nach einer Weile verschwinden sie. „Mal sehen, wie lange es dauert, bis die ganze Bande kommt!“ scherzt Willy. „Ich glaube nicht, dass heute noch jemand kommt, es wird doch gleich dunkel. Allenfalls morgen früh kann es sein, dass wir noch Besuch bekommen!“ meint Ulf.

Der Abend bleibt ruhig. Außer dem Zirpen der Grillen und dem Rauschen des Windes in den Bäumen ist nichts zu hören. Vor uns züngelt ein kleines Feuerchen, das wir aber bald ausgehen lassen. Wir erörtern, ob es vielleicht sinnvoll wäre, heute Nachtwache zu halten, immerhin zelten wir in einem sehr dicht besiedelten Gebiet. Aber wir kommen zu dem Schluss, dass es wohl nicht notwendig sein wird. Dann ziehen wir uns in die Zelte zurück. Ulf spannt sicherheitshalber einige Zentimeter über dem Boden, im Gras versteckt, eine Schnur um unseren Lagerplatz, von der offenen Seite her. An diesem Seil befestigt er einige leere Dosen. Sollten wir heute nacht unerwünschten Besuch bekommen, so hofft er, wird dieser über diese Schnur stolpern und genügend Lärm verursachen, dass alle wach werden. Aber die Sorge ist unbegründet, wir werden in der Nacht nicht gestört.

Auch am Morgen bekommen wir keinen Besuch und wir können bald aufbrechen und unsere Fahrt fortsetzen. An der Landschaft ändert sich heute kaum etwas gegenüber gestern. Weiterhin fahren wir durch Kulturland mit Weiden, Bananenheinen und Feldern, richtigen Urwald gibt es nur noch in kümmerlichen Resten. Immer wieder fahren wir an kleinen Ansiedlungen vorüber, in denen teilweise vor den Häusern Früchte und andere Lebensmittel angeboten werden. Auf einem dieser kleinen Märkte decken auch wir uns mit frischen, schmackhaften Früchten ein.

Die Straße zieht sich als schmales, braunes Erdband durch die grüne Landschaft und gegen Mittag erreichen wir den Äquator. Hier legen wir unsere Mittagspause ein. Doch wir sitzen kaum, da kündigt Donnergrollen Nass von oben an. Es dauert auch gar nicht lange, da fallen schon die ersten Tropfen auf unsere geschmierten Brote. Wir ziehen es daher vor, im Truck weiter zu essen. So wie es aussieht, wird es nur ein kurzer Schauer, die Wolke ist nicht sehr groß. Wenn der Regen aufhört wollen wir noch einen Spaziergang machen. Die Gegend lädt dazu ein.

So sitzen wir im Wagen, unsere Brote sind längst verdrückt und draußen strömt der Regen wie Bindfäden vom Himmel. Von einer kleinen Wolke kann nicht mehr die Rede sein, rund herum ist nur grau zu sehen. Es hat sich richtig eingeregnet und es ist auch empfindlich kühl geworden. Man ist fast versucht, eine Jacke über zu ziehen. Da wir hier keine Wurzeln schlagen wollen, fahren wir weiter. Die Straße ist durch den Regen schmierig und glitschig geworden und selbst mit Allradantrieb ist es schwierig auf dieser Seifenpiste die Spur zu halten. Aber wir kommen vorwärts und später hört der Regen auch wieder auf. Es kommt sogar die Sonne heraus und schnell ist die Piste wieder abgetrocknet.

Wir erreichen die Stadt Butembo, die als größere Stadt in der Karte eingezeichnet ist. Doch sie unterscheidet sich kaum von Kanyaboyongo, wo wir gestern durchgefahren sind. Dicht an dicht stehen die braunen stroh- und wellblechgedeckten Hütten und ziehen sich wie ein Teppich über die Hügel der Umgebung. Es gibt ein Hotel, Tankstelle, ein paar Läden. Für uns ist diese Stadt nicht interessant, wir fahren weiter, unser heutiges Ziel ist Beni, etwa fünfzig Kilometer weiter nördlich. Dort werden wir auf einem Privatgrundstück übernachten. Es gehört dem Deutschen, den wir auf der Zufahrt zum Gorillareservat kennen lernten. Bei ihm dürfen wir eine Nacht bleiben.

Doch zunächst haben wir noch fünfzig Kilometer aufgeweichte Straße vor uns. Langsam erscheinen auch größere Gebiete mit Urwald, doch dazwischen klaffen doch große Lücken, die besiedelt sind.

Gegen abend erreichen wir unser heutiges Ziel, die kleine Stadt Beni. Hier stellen wir unsere Zelte auf einem englischen Rasen mitten in einem tropischen Garten auf. Um uns herum blühen die herrlichsten Blüten, vorne an der Einfahrt stehen prächtige Kakteen.

Es ist mal ein richtiger Luxus, die Zelte auf diesem ebenen, saftig grünen Rasen aufschlagen zu dürfen. Heute müssen wir uns keine Gedanken über eventuelle Nachtwache machen, brauchen auch keine Schnüre gegen ungebetene Besucher spannen, unser privater Campingplatz ist von einem hohen Gitter umgeben. Man kommt sich fast vor, wie im Gefängnis.

Später kommt auch der Besitzer nach Hause, bei unserer Ankunft hat uns der Hausdiener Einlass gewährt. Der Besitzer lädt uns zu einem Drink in sein Haus ein. Wir nehmen dankend an. Während wir in dem gediegenen Haus am Kaminfeuer sitzen, erzählt unser Gastgeber uns von seiner Arbeit hier in Afrika. Er baut hier, in Beni, Fieberrindenbäume an. Die Rinde dieses Baumes, die „Chinarinde“ oder „Fieberrinde“ enthält das Alkaloid „Chinin“, das zur Malariaprophylaxe und zur Behandlung von Malaria verwendet wird. (Inzwischen hat man allerdings schon wirksamere Mittel entdeckt und das Chinin wird kaum noch verwendet.) Der Fieberrindenbaum ist eigentlich in Südamerika heimisch und wird vorwiegend auch in Indonesien angebaut. Hier in Afrika ist dies die einzige derartige Plantage. Die Wirksamkeit des Chinins war bereits den Indianern bekannt, daher kommt auch der Name „Fieberrindenbaum“. Morgen früh will uns unser Gastgeber durch seine Plantage führen. Heute abend erzählt er uns noch etwas über die Bevölkerung hier in der Umgebung. Es wird vor allem deutlich, unter welchen armen Verhältnissen diese Menschen ihr Dasein fristen. Das größte Problem ist die fortschreitende Übervölkerung und die damit verbundene Ausbeutung des Landes, das die vielen Menschen nicht ernähren kann. Hier tickt auf Dauer eine Zeitbombe, das wird allen klar. Wir lassen den Abend gemütlich am Kaminfeuer ausklingen.

In der Nacht hat es kräftig geregnet. Heute Morgen herrscht eine dampfige, schwüle Luft. Wie versprochen, holt unser Gastgeber uns gegen acht Uhr ab und führt uns durch seine Plantage, erklärt uns, wie aus der Rinde das Chinin gewonnen wird und später als Malariamittel weiterverarbeitet wird.

Nach dieser aufschlussreichen Führung verabschiedet unser Gastgeber sich und geht wieder seinen Geschäften nach. Er ist mit seinem Geländewagen ständig zwischen Bukavu, 500 Kilometer weiter südlich, und hier unterwegs.

Wir packen unsere Ausrüstung ein und fahren in die „Innenstadt“ von Beni. Beim Verlassen des Grundstückes zerquetscht Ulf mit den Hinterrädern des Lasters noch einige Kakteen, was er nur mit der bayerisch derben Bemerkung „A paar hat's scho dabrösl!“ quittierte. Den anderen ist es eher peinlich, immer hin hat unser Gastgeber für die Übernachtung und die Information nichts von uns haben wollen, da hätte er schon etwas mehr Vorsicht verdient gehabt.

Nach wenigen Minuten Fahrt sind wir im Ortszentrum von Beni. Ulf fährt mit dem Wagen in die Werkstatt. Er will dort einige Routinechecks durchführen. Wir anderen schlendern etwas durch die „Hauptgeschäftsstraße“. Es gibt einige Läden, eine Tankstelle ein paar Hotels. Im Gartenrestaurant eines dieser Hotels bleiben wir hängen und genehmigen uns einen kühlen Trink. Einige essen auch ein Eis, doch da bin ich seit jenem Tag nach dem Essen in Mwanza, am Viktoriasee vorsichtig geworden. Ich halte mich lieber an ein Cola, das kann kaum verdorben sein.

Nach etwa einer Stunde erscheint Ulf wieder und wir können unsere Fahrt fortsetzen. Der Regen der vergangenen Nacht hat die Straße fürchterlich aufgeweicht. Wir müssen auf unserer weiteren Fahrt Richtung Norden mit schlimmen Schlammstrecken rechnen. Das wird alles andere als angenehm. Heute Abend, spätestens aber Morgen wollen wir bei den Pygmäen sein, sofern die Straßenverhältnisse es zulassen. Schon wenige Kilometer außerhalb Benis stoßen wir auf ein sumpfiges, braunes Schlammloch, das es zu durchqueren gilt. Tief aufgewühlte Fahrspuren deuten an, dass bereits ein größerer Lkw heute morgen hier durch gefahren ist und erhebliche Mühe hatte, dieses Schlammloch zu passieren.



Auf der anderen Seite stehen einige Afrikaner, die mit einem Handwagen den Schlamm passieren wollen. Für sie stellt das Loch kein Problem dar. Sie gehen einfach barfuß durch und ziehen ihre Karre hinterher. Ulf lässt die Fußgänger passieren, schaltet das Allradgetriebe zu und nimmt Anlauf. Mit Schwung geht es in das Schlammloch. Der Matsch spritzt beiseite, tief wühlen sich die schweren Räder in den aufgeweichten Morast. Schnell wird die Geschwindigkeit langsamer, die Karre droht stecken zu bleiben. Doch noch geht es Ruck für Ruck weiter, der Wagen schlingert hin und her, die Räder wirbeln den Dreck hoch, der in hohem Bogen

hinten raus geschleudert wird. Im 45 Grad Winkel zur Fahrbahn schiebt sich unser Wagen weiter, bis er schließlich wieder festen Boden unter die Räder bekommt und sich aus dem Schlamm herauswühlt. Die erste Schlammenschlacht haben wir hinter uns, doch dunkle Wolken über dem Wald vor uns kündigen bereits den nächsten Regenguß an, der die Straße weiter aufweichen wird.

Zunächst geht es noch durch weitgehend besiedeltes Gebiet, doch die Waldstücke werden immer größer. Malerische Ansiedlungen in mitten von Palmen und hohen Urwaldbäumen ziehen vorüber. Scharen von Kindern laufen uns in jedem Dorf hinterher. Schreiend und kreischend vor Begeisterung kommen sie aus allen Hütten herausgerannt und winken uns zu. Wir winken zurück. Ulf hat alle Mühe aufzupassen, dass keines der Kinder, die oft dicht an unserem Lkw entlang laufen, unter die Räder kommt.

Der Zustand der Straße hat sich inzwischen wieder gebessert und wir kommen gut voran. Die heiße Sonne hat die Fahrbahn schnell abgetrocknet. Doch die Luft ist schwül und feuchtigkeitsvollgesogen. Dicke Wolken drohen bereits wieder am Himmel. Am frühen Nachmittag geht es wieder los. Wahre Sturzbäche ergießen sich über uns hernieder. Der dichte Wald rechts und links ist kaum noch zu erkennen das Wasser strömt in unvorstellbaren Massen vom Himmel und bildet Tümpel und Bäche, die kreuz und quer über die Fahrbahn fließen. Schemenhaft erscheinen einige graue Hütten rechts und links der Fahrbahn, die Palmen biegen sich im Sturm, die Straße ist nur noch eine einzige Schlammwüste. Bei diesen starken Regenschauern hält auch das Verdeck unseres Trucks nicht mehr dicht. An etlichen Stellen tröpfelt das Wasser herein, zur „Begeisterung“ derer, die an den betroffenen Stellen sitzen. So mancher derbe Fluch ist zu hören.

Wir kommen nur noch langsam voran. Auf Steigungsstrecken drehen die Räder trotz Allradantrieb immer wieder durch und der Wagen gerät ins Schlingern. Ulf hat wegen eines Defektes schon zu Hause die Differenzialsperre ausgebaut, in der Hoffnung, dass wir sie nicht brauchen. Auf festem Untergrund wäre das auch kein Problem, doch hier im Schlamm ist der Allradantrieb praktisch wirkungslos, weil wegen der fehlenden Differenzialsperre die Räder einzeln durchdrehen.

Auf einer abschüssigen Strecke kommt uns ein japanischer Kleinlaster entgegen. Das heißt, es ist nicht genau festzustellen, in welche Richtung er will, denn er steht quer zur Fahrbahn. Ein pudelnasser Afrikaner steht hinter dem Laster und schiebt, ein anderer sitzt im Führerhaus und gibt Gas, als ob in alle Teufel hetzen würde. Der Ärmste, der hinten schieben will, steht in einem wahren „Dauerfeuer“ von hochgeschleuderten Schlammklumpen. Je mehr der Fahrer Gas gibt, um so weiter rutscht der Wagen quer zur Fahrbahn das Gefälle hinunter. Dem Laster der japanischen Marke ist es unmöglich, weiter zu kommen, auch wenn es die TV-Werbeaffen es anders von den Bäumen brüllen...

Wir halten an und versuchen zu helfen. Doch mit Schieben ist nichts zu machen, der Kleinlaster stellt sich immer wieder quer. Bei jedem Versuch, weiter zu kommen, tanzt er wieder einen Samba kreuz und quer über die Straße. Also packen wir das Abschleppseil aus und ziehen die Karre mit unserem Truck rückwärts die Steigung hoch. Freudestrahlend bedanken sich die beiden Afrikaner, steigen ein und brausen erleichtert auf der anderen Seite ins Tal hinunter. Wir wissen genau, an der nächsten Steigung schieben sie wieder. Manches ist eben doch unmöglich, zumindest wenn man keinen Allradantrieb hat.

Auch wir haben alle Mühe, auf der seifigen Piste weiter zu kommen, auch nachdem der Regen aufgehört hat, und die Sonne wieder herauskommt, geht es nur sehr langsam und schwerfällig voran. Es ist schon später Nachmittag geworden, bald geht die Sonne unter und über dem Urwald brauen sich schon wieder dicke Gewitterwolken zusammen. So entschließen wir uns, am nächstbesten brauchbaren Platz anzuhalten und unser Nachtlager auf zu schlagen, solange es von oben trocken bleibt. Weit kommen wir heute sowieso nicht mehr. Heute sind wir kaum mehr als

siebzig Kilometer gekommen. Bis zu den Pygmäen am Ituri sind es etwa noch mal so viel. Vielleicht haben wir morgen mehr Glück mit dem Wetter. Doch bald nachdem wir unser Lager aufgebaut haben, schüttet es erneut in Strömen vom Himmel. Das Abendessen ist heute ziemlich spartanisch und findet im Truck statt, dann ziehen sich alle in die Zelte zurück und lassen den Regen auf die Plane prasseln. Es bleibt nur die Hoffnung auf morgen. Wenn wir in den nächsten beiden Tagen keine Pygmäen finden, bleibt uns nur, unverrichteter Dinge umzukehren, und nach Kigali zu fahren. Dort sind für den 30. Januar die Rückflüge gebucht. Mehr als ein Kurzbesuch bei den Pygmäen ist ohnehin nicht mehr möglich. Unter dem monotonen Prasseln des Regens schlafe ich ein.

Der Regen hat in der Nacht aufgehört, die Luft ist schon am frühen Morgen feucht und schwer, es ist unangenehm warm und dampfig. Die Sonne scheint, doch dicke Wolken quellen schon früh wieder in die Höhe. Wir brechen früh auf und versuchen unser Glück, weiter zu kommen.

Die Straße trocknet zusehends ab, je weiter die Sonne aufsteigt. Aber in gleichem Maßen, wie die Feuchtigkeit verdunstet, quillt sie am Himmel zu schweren Gewitterwolken auf. Wir kommen einiger Maßen voran, die Straße ist weitgehend abgetrocknet, doch an schattigen Stellen und wenn die Straße durch Urwaldgebiete führt, erschweren immer wieder Schlammlöcher das Weiterkommen. Die Landschaft bietet einen stetigen Wechsel von dichten Urwäldern und sonnigen Lichtungen mit malerischen Dörfern, Feldern, hackenden Bauern und winkenden Kindern.

Plötzlich sehen wir vor uns auf der Straße ein Hindernis. Beim Näherkommen erkennen wir einen umgestürzten Lastwagen. Es ist ein Kipplaster, der sich in einem Schlammloch festgefahren hat und beim Versuch, sich frei zu fahren immer tiefer in den Straßengraben abgerutscht ist und schließlich umkippte. Ein Radlader ist gerade dabei, den Laster aufzurichten. Als wir uns langsam der Unfallstelle nähern, und die Fotoapparate schussbereit halten, kommt ein großer dicker Afrikaner mit bitter bösem Gesicht auf uns zu und gibt uns lautstark zu verstehen, dass er keine Fotos wünscht. Offensichtlich ist er der entnervte Fahrer des verunglückten Lasters. Der Mann beschimpft uns ärgerlich und will wissen, ob wir überhaupt eine Fotografieregenehmigung hätten. In Zaire bräuchte man solch eine Genehmigung. Wir schauen uns fragend an. Seit wann muss man einem Lkw-Fahrer seine Fotografieregenehmigung zeigen. Da wir aber weiter wollen und keinen Ärger haben wollen, zeigen wir ihm den Durchschlag unserer Deklaration von dem Typen aus der Zollstation in Goma. Der Kerl schaut sich das Papier an und gibt sich zufrieden. Ein Foto von dem umgestürzten Laster verweigert er aber hartnäckig. Zumindest lässt er uns aber passieren, so hat der Wisch, den wir in Goma ausfüllen mussten doch noch einen Sinn erfüllt.

Wir fahren weiter, doch weit kommen wir nicht. Schon nach wenigen Kilometern sehen wir eine Kolonne von stehenden Lastwagen. Wir reihen uns hinten an, steigen aus und gehen nach vorne, um den Grund des Rückstaus zu erkunden. Wahrscheinlich hat sich wieder ein Brummi festgefahren, denken wir. Doch bald erfahren wir den wahren Grund: Die Straße ist aufgerissen, hohe Erdhaufen sind quer über die Straße aufgeschüttet. Davor liegen mehrere große Metallrohrteile mit etwa einem Meter Durchmesser. Arbeiter sind damit beschäftigt, eine Wasserleitung unter der Straße zu verlegen. Wir erkunden uns nach der voraussichtlichen Dauer der Sperrung. „Mindestens drei Tage!“ lautet die knappe Antwort. Bei uns herrscht Totenstille. Alle denken in diesem Augenblick wohl das Gleiche: Sch....! Hier ist unsere Expedition dann wohl zu Ende. So lange können wir nicht warten. Also, was soll's, umkehren und zurück. Ricardo steigt auf den Erdhaufen und schaut auf die andere Seite. Was wird er dort schon sehen, wartende Lastwagen, was sonst, sieht genau so aus, wie auf dieser Seite. Was macht er jetzt? Er sucht sich einen Weg durch das Dickicht auf der linken Seite und geht hinüber. Wir gehen ein Stück

hinterher, aber dass er versuchen will, mit dem Truck durch das Unterholz zu brechen, kann nicht sein. Dazu ist das Dickicht zu unwegsam, wir kämen nicht durch, die Bäume stehen zu eng. Aber irgendwie hatte Ricardo so einen Gesichtsausdruck, als hätte er die rettende Idee, Wir können nur mit den Achseln zucken und gehen zurück zum Truck, wo Ulf mit bitterer Miene über seiner Landkarte brütet. Aber da kann er Löcher rein gucken, einen Alternativweg wird er nicht finden. Es gibt keinen. Dies hier ist die einzige Straße, die den Nordwesten Zaires mit der Großstadt Bukavu am Süden des Kivusees verbindet. Manchmal braucht ein Lkw für die etwa 700 Kilometer lange Strecke drei Wochen.

Ricardo kommt zurück. Er winkt uns, wir sollen kommen. Wir schauen uns fragend an. Ulf springt wütend aus der Karre und ruft ihm zu. „Was willst Du dort?“ „Jetzt kommt doch rüber, es geht weiter!“ ruft uns Ricardo zu. Wir folgen ihm. „Da drüben stehen doch auch Laster, deren Fahrer nichts zu tun haben!“ grinst er uns an. „Ja, und?“ „Was, ja und? Bis zum Ituri sind es doch nur ein paar Kilometer!“ Fragende Gesichter. „Mensch, ich hab halt ein paar Fahrer gefragt, ob sie sich etwas verdienen wollen und uns hinfahren. Die haben ja doch nichts zu tun. Hier müssen sie doch nur warten. Und ich habe einen gefunden, der es macht!“ „Klasse, Du bist super, aber meinst Du wir können den Truck hier stehen lassen, über Nacht?“ „Nein, bis heute Abend sind wir wieder hier. Ulf muss halt so lange hier bleiben und die Karre bewachen!“ „Schnaub!“ Wenn Blicke töten könnten. Ulf fällt vor „Begeisterung“ fast der Schnurrbart aus dem Gesicht. Wir fahren zu den Pygmäen und er soll die Karre bewachen, welche eine Freude. Ricardo beruhigt ihn. „Die haben mir dort drüben erzählt, es gäbe etwa zehn Kilometer weiter ein Pygmäendorf. Wir können ja mal versuchen, es zu finden. Unser Fahrer sagt, er wisse wo es ist. Wenn es sich lohnt können wir ja alle zusammen noch mal hinfahren!“ Ulf steigt mürrisch in seinen Truck und sagt: „Dann geht mal schön, wenn ihr bis nächste Woche nicht zurück seit, esse ich den Proviant alleine auf!“ Dann legt er sich flach über die Sitze und streckt die Füße zum Fenster heraus. Wir gehen los und besteigen auf der anderen Seite einen Pick Up, einen Kleinlaster der gleichen Bauart, wie der, den wir gestern den Hang hochziehen mussten.

In rasanter Fahrt geht es los. Wir rutschen auf der Ladefläche hin und her, wie eine Ladung Kartoffelsäcke. Doch bald heißt es wieder Stopp. Ein Laster hängt mitten auf der Straße im Schlammloch. Dieses Mal ist es einer von der Nobelmarke aus der Heimat. Der afrikanische Busch ist halt doch was anderes, als die „harte Teststrecke“ im Schwarzwald.

Mit jedem Befreiungsversuch wühlt er sich tiefer ins Erdreich. Und bei diesem Zwölftonner-Planwagen brauchen wir es erst gar nicht mit Schieben probieren. Auf beiden Seiten hat sich ein Rückstau gebildet, wobei der auf der anderen Seite wesentlich länger ist. Von unserer Seite stehen nur zwei Laster, klar bei der Baustelle kommt ja niemand durch.

Wir schaffen es, uns an dem wühlenden Laster vorbei zu schlängeln und fahren auf der morastigen, aufgewühlten Straße weiter.

Bei den Pygmäen

Eine halbe Stunde etwa, dann hält der Pick Up- Fahrer hinter einer Brücke an. Hier müssen wir runter gehen, deutet er uns an und zeigt an das Flussufer unterhalb der Brücke. Um uns herum ist nur Dschungel. Der Fahrer versichert uns, dass er uns wie vereinbart, später wieder abholen würde. Wir gehen den Abhang hinunter und erkennen am Flussufer einige Einbäume. Beim Näherkommen sehen wir auch einige braune Gestalten, die unter einem Baum sitzen. Einer hat eine Fellmütze auf dem

Kopf, ansonsten sind sie alle nur mit einem Lendenschurz bekleidet. Sie sind sehr kleinwüchsig. Das sind Pygmäen! Der mit der Fellmütze kommt auf uns zu und spricht uns an. Ein bei den Pygmäen stehender Bantu übersetzt uns. Ricardo verhandelt mit ihnen, es geht offensichtlich um den Preis. Ich bin etwas enttäuscht. Das sieht ja aus, als seien es reine Touristenpygmäen, die an der Hauptstraße auf Touristen warten, die sie dann gegen Bezahlung in ihr Dorf bringen. So ist es auch. Sie lassen sich unseren Besuch fürstlich bezahlen. Dann steigen wir in die Einbäume und werden in das Lager der „geheimnisvollen, ursprünglichen“ Waldbewohner gefahren. Na ja, wenigstens die Anfahrt mit dem Einbaum auf dem dicht umwucherten Urwaldfluss ist ganz stimmungsvoll.

Ruhig gleiten die Einbäume über das träge fließende Wasser des Dschungelflusses. Nur das sanfte Staken der Stangen, mit denen die Pygmäen ihre Boote vorwärtsbewegen, ist zu hören. Und natürlich das allgegenwärtige Zirpen der Zikaden und das Gezwitschere der unzähligen Vögel. Vor uns streichen zwei Silberreiher davon.

Langsam bahnen die Boote sich den Weg durch prächtige Seerosen, die zeitweise die ganze Breite des Flusses bedecken. Die Flussufer sind von üppigem Grün überwuchert, hohe Bäume ragen weit in den Himmel, an dem schwere Wolken dahinziehen. Von den weit ausladenden Ästen hängen Lianen und Schlingpflanzen herunter und berühren die Wasseroberfläche. Die sanften Wellen, die von den Einbäumen ausgehen, versetzen die Seerosen in rhythmische Schwingungen, die sich langsam abnehmend bis ans die Ufer fortsetzen.

Nach etwa zwanzig Minuten sanften Dahingleitens erscheint vor uns am linken Flussufer eine Lichtung im Pflanzengewirr des Dschungels. Die Pygmäen steuern darauf zu. Nachdem wir angelegt haben, ziehen die Pygmäen die Boote an Land und führen uns auf einem schmalen Trampelpfad in den Dschungel. Während des Marsches rufen sie kurze Worte in den Wald, deren Echo mehrfach wiederhallt. Plötzlich ertönen Gesänge aus dem Wald.



Wir erreichen eine Lichtung und erblicken mehrere, der typischen runden Bienenkorbbütten der Pygmäen, die mit Palmenblättern gedeckt sind. Die Hütten sind in einem Kreis angeordnet. Auf dem Platz in der Mitte haben sich Frauen und Kinder versammelt, die Männer, die uns hier her begleitet haben gesellen sich zu

ihnen und sie beginnen alle zu tanzen und zu singen. Sie führen uns mehrere, ihrer Tänze vor.



Das ist ja fast wie bei einem Folkloreabend in Oberbayern, denke ich mir. Ich versuche, wenigstens ein paar brauchbare Fotos von den Pygmäen und ihren Hütten zu schießen. Nachdem die Tanzvorstellung beendet ist, sie dauerte etwa eine halbe Stunde, sehen wir uns etwas im Lager um. Es wäre ganz interessant, etwas über das tägliche Leben dieser Waldmenschen zu erfahren. Doch die Pygmäen drängen zum Aufbruch. Vor allem der mit der Fellmütze hat es nun ziemlich eilig, uns wieder aus dem Lager zu bekommen. Er scheint der Stammesführer zu sein.

Ziemlich enttäuscht von der kurzen Showvorstellung folgen wir den Männern zurück zu den Booten. Wir hätten gerne mehr von den Pygmäen erfahren, als diese Touristenshow. Wie wir gekommen sind, gleiten wir mit den Einbäumen auch wieder zurück zur Straße, wo unser Pick-Up-Fahrer uns schon erwartet. Nach kurzer, rasanter Fahrt erreichen wir wieder das Stauende hinter der Baustelle. Der Mercedes-Lkw, der heute Vormittag im Schlammloch wühlte, hat es nun auch geschafft, wieder frei zu kommen und hat sich in die wartenden Lkw eingeordnet und mit ihm die anderen, die vorher schon wegen ihm warten mussten.



Unser Fahrer fährt bis vor zur Baustelle. Hier gibt es eine Überraschung. Der Radlader, der heute Morgen den umgestürzten Lkw aufrichtete, ist gerade dabei, den Graben, der quer über die Straße geht, zuzuschütten. Der dicke Wichtigtuer ist auch dabei und gibt den Arbeitern Anweisungen. Offensichtlich ist er nicht der Lkw-fahrer, sondern der Kapo auf der Baustelle. Wir schöpfen wieder Hoffnung auf ein baldiges Weiterkommen.

An der Baustelle hat sich inzwischen auch ein total verdreckter Geländewagen mit deutschem Kennzeichen aus Nürnberg vor die Lkwschlange gedrängelt. Er gehört zwei jungen Männern, die auf eigene Faust eine mehrmonatige Tour kreuz und quer durch Afrika unternehmen. Wie lange sie genau unterwegs sein werden, wissen sie noch nicht. Mal sehen. Sie fahren halt mal, solange das Geld reicht. So sollte man es machen können, aber unser einem fehlt dazu entweder die Zeit oder das Geld oder beides.

Wir verabschieden uns von unserem Fahrer und gehen hinüber zu unserem Truck, wo Ulf inzwischen nicht mehr so griesgrämig dreinschaut, wie bei unserer Abfahrt. „Wir können heute noch weiterfahren und beim Mount Hoyo übernachten!“ strahlt er. „Ich habe vorhin mit dem Kapo geredet, er sagte mir, dass die Straße in Kürze wieder frei sein wird!“ „Was, du hast mit dem reden können, ohne dass er dich aufgefressen hat?“ „Ach, der ist gar nicht so schlimm. Er war halt wegen des Unfalls sowieso schon gereizt und da kamen wir ihm mit unseren Fotoapparaten gerade recht. Man muss ihn ja auch verstehen, er überlegt sich, wie er die Beschädigung des Lkw seiner Firma klarmachen soll und dann kommen wir und knipsen wie die Verrückten. Ist doch verständlich wenn er sauer wird!“

Der Zorn des Kapos richtet sich inzwischen gegen die beiden Nürnberger. Sie können es kaum erwarten weiter zu kommen und versuchen die inzwischen ebenplanierte Baustelle zu passieren. Der Kapo zeigt ihnen an, dass sie noch warten müssen, doch sie kümmern sich nicht darum und fahren los. Da gibt der Dicke seinem Radladerfahrer ein Zeichen. Mit der gezahnten Schaufel in

Windschutzscheibenhöhe tuckert das Ungetüm auf den Geländewagen der beiden zu. Wer hat die besseren Nerven? Die Nürnberger bleiben stur stehen, der Radlader fährt langsam auf sie zu. Die Schaufel befindet sich bereits über der Kühlerhaube des Geländewagens und der Gesichtsausdruck des Fahrers verrät absolute Entschlossenheit. Dieser Ausdruck entweicht nun plötzlich aus den Gesichtern der beiden Nürnberger und wandelt sich in blankes Entsetzen um. Kurz bevor die Zähne der Schaufel in die Windschutzscheibe eindringen legt der Geländewagenfahrer doch lieber den Rückwärtsgang ein und tritt den fluchtartigen Rückzug an. Es besteht kein Zweifel, dass der Radladerfahrer Ernst gemacht hätte. Hier herrschen andere Sitten, als zu Hause. Es dauert nun nur noch ein paar Minuten, bis die aufgeschütteten Erdmassen verdichtet sind und die Straße wieder frei ist. Langsam setzt sich der Lkw-Konvoi in Bewegung und wir können unsere Fahrt fortsetzen. Bald haben wir die vor uns fahrenden Laster überholt und da es heute nicht mehr geregnet hat, ist die Straße weitgehend abgetrocknet und wir kommen gut voran. Bald erreichen wir eine Abzweigung, der wir folgen. Auf einem schmalen Naturweg geht die Fahrt weiter. Nach etwa einer halben Stunde erblicken wir auf der rechten Seite eine schöne Wiese. Rund herum ist nur Urwald. Hier werden wir übernachten. Wir sind jedoch nicht alleine. Es ist noch eine weitere Gruppe junger Leute mit einem englischen Truck hier. Sie haben bereits ihre Zelte aufgeschlagen. Wir sahen sie heute mittag schon einmal, als sie auf der anderen Seite der Baustelle warteten. Sie sind dann offensichtlich umgekehrt und hier her gefahren zum Übernachten.

Man kann nicht gerade behaupten, dass Ulf begeistert ist, darüber, dass noch eine andere Gruppe hier, auf der kleinen Wiese lagert. Dem Rest unserer Gruppe ist es eigentlich ganz recht, so haben wir mal Gelegenheit, mit anderen Trottern zu reden und Erlebnisse auszutauschen. Und Platz für unsere Zelte gibt es allemal. Es gibt auch abseits der Wiese einige herrliche Plätze, wo wir unsere Zelte aufbauen können. Ulf allerdings schnaubt vor Zorn. Und als dann beim befahren der nassen Zeltwiese auch noch die Räder durchdrehen, bekommt er einen Tobsuchtsanfall. Wutentbrannt tritt er mit voller Kraft auf das Gaspedal, rüttelt mit dem schweren Wagen hin und her und gräbt dabei mit den durchdrehenden Reifen immer tiefere Furchen in die Wiese. Vorwärts kommt er dabei keinen Meter. Entgeistert sehen einige Leute der englischen Gruppe zu, wie unser zornesroter Fahrer mit seinem Truck wütet, mit einem wildentschlossenen Gesichtsausdruck, als wolle er den ganzen Urwald abholzen. Unschwer zu erraten, was diese Leute nun über uns Deutsche denken.

Nach einiger Zeit beruhigt sich Ulf wieder und schafft es auch, mit dem Truck auf die Wiese zu fahren. Es wäre allerdings nicht notwendig gewesen, denn etwas abseits wäre genügend Platz gewesen, den Truck abzustellen. Dort steht auch der Laster der Engländer. Durch seine Aktion hat Ulf nun einen Teil der Wiese zerstört. Tiefe Fahrspuren durchziehen sie und machen sie zum Zelten unbrauchbar. So haben wir es schwer, ebene Flächen für alle Zelte zu finden.

Als unser Lager steht, entfachen wir mit Mühe ein Lagerfeuer. Das Holz ist von dem vielen Regen völlig nass und es dauert lange, bis ein Feuerchen lodert. So richtig groß will es aber nicht werden.

Am Abend setzen sich noch zwei junge Männer und eine junge Frau aus der anderen Gruppe zu uns. Wie wir schon vermuteten, sind die meisten der Gruppe Engländer. Es sind aber auch US-Amerikaner, Kanadier, Neuseeländer und Australier dabei. Auch einer unserer Besucher ist Neuseeländer, die anderen beiden sind von der Insel. Die Gruppe besteht fast ausschließlich aus jüngeren Leuten. Sie machen eine Tour von England aus bis hinunter nach Kapstadt. Sie sind schon mehrere Monate unterwegs und bei ihnen ist die Stimmung nicht mehr die Allerbeste. Da können wir ja noch ganz glücklich sein, denn außer der gelegentlichen „Black-outs“ von Ulf haben wir ja bis jetzt keine Probleme oder Streitigkeiten.

Ulf hält sich heute Abend etwas abseits. Es war nicht sein allerbestes Tag heute, deshalb will er jetzt lieber seine Ruhe haben. Wir gönnen ihm die Ruhe, auf dass er morgen wieder fröhlich und besser gelaunt ist.

Lange bleiben auch die anderen nicht draußen, denn bald fängt es wieder an zu regnen und das ohnehin spärliche Feuerchen verlischt schnell ganz. So ziehen sich alle in die Zelte zurück.

Es ist wieder eine dieser Regennächte. Monoton prasseln die Tropfen auf die Zeltplane, im gleichmäßigen Rauschen der Bäume schlafe ich ein.

Am Morgen hängt dichter Nebel zwischen den Urwaldbäumen. Der Regen hat aufgehört. Es ist eine geheimnisvolle, geisterhafte Stimmung, doch bald frißt die Sonne erste Löcher in das Nebelmeer und als wir mit dem Frühstück fertig sind, spannt sich ein blauer Himmel über den Urwaldbäumen.

Plötzlich tauchen zwei fast nackte Gestalten aus dem Dickicht auf. Es sind zwei junge Männer, doch sie sind klein und wirken kaum älter als zwölfjährige Buben. Sie sind nicht richtig schwarz, wie die meisten Bantu, sondern haben eine gelblich braune Hautfarbe und einen sehr spärlichen Bartwuchs, bekleidet sind sie nur mit einem Lendenschurz aus Tierhäuten. Es sind Pygmäen. Sie kommen zu uns her, lächeln und reden mit uns. Sie wollen uns ihr Dorf zeigen, das hier ganz in der Nähe liegt.

Natürlich haben auch sie Erfahrung mit Touristen, richtig ursprüngliche Pygmäen kann man in diesem Teil Afrikas kaum noch finden. Die Pygmäen hier sind weitgehend vom Leben der Bantu und vom Tourismus beeinflusst. Aber die beiden Kerlchen machen einen recht freundlichen Eindruck.

Auf unserem Fußmarsch zu ihrem Lager unterhalten sich die beiden weiter mit uns. Sie wollen wissen, wo wir her sind und wie wir zu Hause leben. Ob es bei uns auch Menschen gibt, die wie sie im Wald leben, fragen sie. Wir sagen ihnen, dass es dafür im Winter zu kalt wäre. Das können sie sich überhaupt nicht vorstellen. Mit Temperaturangaben, die in den Minusbereich gehen, können sie nichts anfangen.

Die beiden Pygmäen sind ganz begeistert darüber, dass ich wie sie barfuß gehe. Es waren bisher nur selten Weiße hier, die barfuß gegangen sind.

Unser Marsch führt uns über schmale Urwaldpfade durch dichten Wald und über Lichtungen. Nach etwa einer Stunde erreichen wir das Dorf der beiden Männer. Es liegt auf einer großen Rodungslichtung, umgeben von den Resten des Urwaldes. Auch hier hat die Zivilisation ihre Spuren hinterlassen. Anstelle von traditionellen Gefäßen gebrauchen die Pygmäen Kunststoffkanister, Metallfässer, Blechdosen und leere Flaschen.

Vor einer der typischen Bienenkorbhütten sitzt eine etwa dreißigjährige Frau mit zwei Kindern. Vor ihnen, über der rauchenden Feuerstelle, steht eine große, aufgeschnittene Blechdose, die als Kochtopf dient. Die Hütten sind notdürftig errichtet aus Ästen, Lianen und Bananenblättern. Der Hüttenbau ist bei den Pygmäen Frauenarbeit. Zunächst werden dicke Äste als Gerüst kreisförmig in den Boden gerammt und nach oben hin kuppelförmig mit dünneren Ästen und Lianen mit einander verwoben. Dieses Gerüst wird dann mit Bananenblättern oder Phryniumblättern gedeckt. Die Blätter werden dachziegelartig übereinander gereiht. Diese Hütten halten etwa vier Wochen. Früher zogen die Pygmäen dann weiter in neue Jagdgebiete. Heute leben die Pygmäen nur noch selten ausschließlich von der Jagd und bleiben oft lange Zeit am gleichen Ort. Entsprechend baufällig sind dann oft auch ihre Hütten. Auch die Hütten in diesem Dorf sind dringend erneuerungsbedürftig.

Eine Dorfgemeinschaft besteht meist aus maximal 30 Personen. Einen echten Häuptling gibt es bei den Pygmäen nicht. Der Sippenchef, der mo.mbai, wird von der Gemeinschaft ernannt und kann jederzeit abgelöst werden. Die Verantwortung für die große Verfolgungsjagd trägt der mo.tuma, der Meisterjäger. Die Autorität des

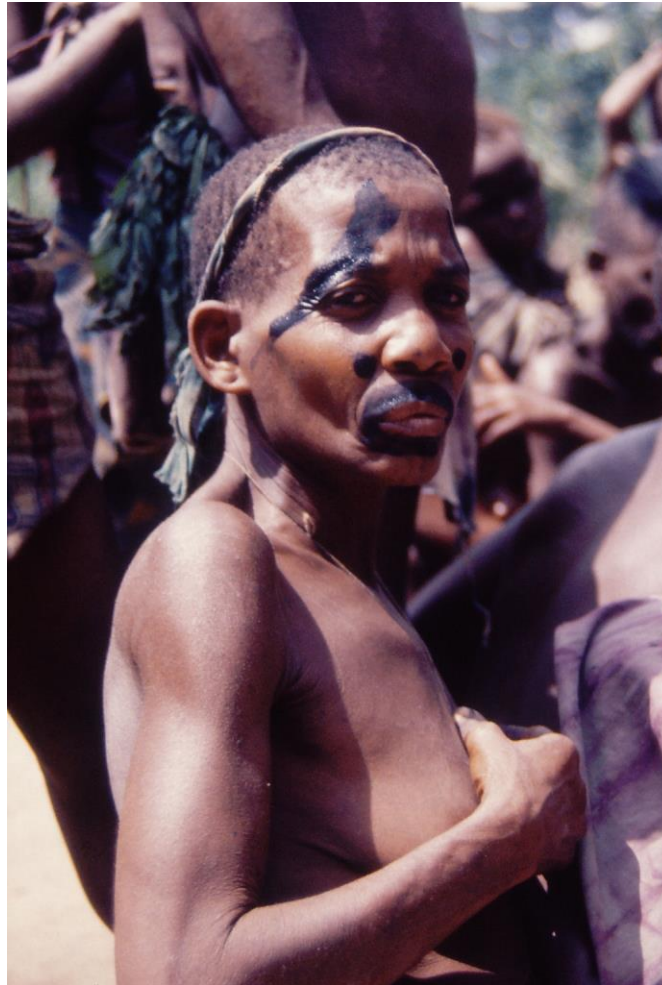
mo.mbai ist sehr eingeschränkt. Wenn ein Sippenmitglied gleichzeitig Sippenchef und Meisterjäger ist, hat er jedoch eine beachtliche Machtposition. Für die medizinische Versorgung der Sippe ist der Therapeut, der mo.nganga, zuständig. In „unserem“ Dorf bereiten die Männer einige Vorführungen vor. Sie führen uns zunächst mehrere Tänze vor, den Hochzeitstanz, den Affentanz, den Schimpansentanz und den Elefantentanz, bei dem symbolisch ein Elefant, der im Tanz von einem Pygmäen imitiert wird, gejagt und erlegt wird. Bei ihren Symboltänzen imitieren die Pygmäen Tiere ihrer Umgebung, wie Affen, Elefanten und andere.



Als sie ihre Tänze beendet haben, zeigen uns die Pygmäen, wie sie Tabak für die Pfeife, Gesichtsfarbe und Pfeilgift für die Jagd gewinnen. Hierfür wird zunächst die Rinde zweier verschiedener Bäume durch Stampfen zermahlen. Dann wird aus bestimmten Blättern oder aus der Wurzel einer bestimmten Liane der Saft herausgepresst und mit dem Rindenpulver vermischt. Die Pfeile werden in das Gift getaucht und über dem Feuer erhitzt. Das Gift wirkt schnell und das getroffene Tier erleidet keine Qualen. Das Gift ist auch für Menschen tödlich und die Pygmäen müssen aufpassen, dass sie es nicht mit Wunden in Berührung bringen.

Wenn die Pygmäen auf die Jagd gehen bilden mehrere Sippen zusammen eine Jagdgemeinschaft. An dieser Jagd nehmen nicht nur die Männer sondern auch Frauen und Mädchen teil. Während der Jagd stimmen die Pygmäen oft jodelähnliche Gesänge an, die auch zu Verständigung über weite Entfernungen dienen. Bei der Jagd werden breitflächig Netze, die aus Lianen geknüpft werden, ausgespannt und zu einer lückenlosen Kette verknüpft. Außer den Netzen gehören Beile und Lanzen zur Jagdausrüstung der Pygmäen. Um den Menschengeruch zu entfernen, reiben die Pygmäen die Netze und ihren eigenen Körper mit Blättern ein oder beschmieren sie mit Gazellenkot. In die aufgespannten Netze werden die aufgespürten Tiere, meist Gazellen und kleinere Antilopen dann hineingetrieben und erlegt. Die Tiere werden

oft durch das Nachahmen der Rufe von Jungtieren angelockt. Ohne gegenseitige Hilfe mehrerer Sippen wäre eine solche systematische Jagd nicht möglich. Einzelne Jäger können nur per Zufall eine Antilope oder Gazelle mit dem Pfeil erlegen. Diese Art der Jagd wäre jedoch nicht ertragreich genug, um die ganze Sippe mit Fleisch zu versorgen. Die Beute der großen Treibjagd wird unter den Teilnehmern nach einem bestimmten Schema verteilt. Bei den Ituri bekommt der Schütze, der das Tier erlegt hat, den Hauptteil (Lenden mit Hinterläufen), der Organisator der Jagd den Rücken, der Besitzer des Hundes, der das Wild aufgestöbert hat Kopf und Hals und die übrigen Teilnehmer bekommen den Rest. Es gibt bei der Beuteverteilung häufig Streitigkeiten, doch am Abend sitzen dann alle gemeinsam friedlich beim Festschmaus um das Lagerfeuer.



Das Feuer wird durch aneinanderschlagen von Quarzit-Porphyrsteinen entfacht. Die entstehenden Funken entzünden durch leichtes Blasen die Wolle vom Kapokbaum. Manchmal wenden die Pygmäen auch das Hartholz-Weichholzsystem an, wie die Masai. Ein gespitzter Hartholzstab wird in einem Stück Weichholz gequirlt, bis die Wolle oder Späne durch Reibung Feuer fangen.

Außer der Treibjagd kennt man die Jagd mit Pfeil und Bogen, Fallenstellen, Flinten und auch mit einer Art Armbrust. Große Tiere, wie Schweine, werden auch mit der Lanze erlegt.

Das Sammeln von Essbarem spielt im Alltag der Pygmäen eine weitaus bedeutendere Rolle als die Jagd. Die Pygmäen bauen keine Gärten oder Felder an, sie sammeln in der freien Natur Früchte, Wurzeln, Termiten, Heuschrecken, Käfer, Larven, Grillen und andere Insekten. Engerlinge sind eine besondere Spezialität. Sie werden gekocht oder in einem Blätterpaket über dem Feuer geschmort. Raupen werden in Körben nach Hause getragen und dort geröstet oder auch roh gegessen. Während der

Trockenzeit wird viel Bienenhonig gesammelt. Die Bienen werden mit Rauchfackeln betäubt. Auch die Waben und die Bienenlarven werden von den Pygmäen verzehrt. Waben werden wie Brot abgebissen.



Weiter werden Blätter, Jamsurzeln, Pilze, Achatschnecken und anderes gesammelt. Wie die Jagd wird auch das Sammeln von Männern und Frauen erledigt. Wegen des feuchtheißen Klimas können keine Vorräte angelegt werden und es muß täglich frisch gesammelt werden. Nur Honiglager werden von Mai bis Juli angelegt.

Eine weitere und immer bedeutendere Rolle der Ernährung spielt der Tausch von Agrarprodukten der Bantus. Bei den Ituri macht dies schon über 60 Prozent der Nahrung aus, mit steigender Tendenz. Meist besorgen sich die Pygmäen dort Manjok und Bananen, die sie oft auch ohne Einwilligung der Bantus mitgehen lassen. Der Sage nach haben die Pygmäen die Bananen entdeckt, wollten sie jedoch nicht anbauen, sondern sammelten nur wildwachsende Bananen. Wo immer ein Pygmäe gerade ist, er ist fast immer dabei zu essen oder zu kauen. Bei den Bantu kaufen, bzw tauschen die Pygmäen auch Metallwerkzeuge wie Beil und Pfeilspitzen, Holzwerkzeuge stellen sie selbst her. Während ihrer Jagd- und Sammeltouren durchwandern die Pygmäen ein Schweifgebiet von etwa 280 bis 400 Quadratkilometer! Reviere überschneiden sich oft.

Außer der geringen Körpergröße kann man Pygmäen an der gelblich-braunen bis kupferfarbenen Hautfarbe erkennen, am pfefferkornartigen Büschelhaar. Typisch ist die trichterförmige, breite, flache Nase. Die Ituris haben oft eine gnomhafte Knopfnase. Ansonsten haben die Pygmäen oft sehr feine Gesichtszüge. Der Kleinwuchs ist wahrscheinlich bedingt durch das Fehlen eines Wachstumsschubes in der Pubertät, der bei anderen Völkern zu verzeichnen ist. Die Ituris werden

durchschnittlich 1,37m (Frauen) bis 1,45m (Männer) groß und wiegen ca 35-40kg. Der Ausdruck „Pygmäe“ kommt wahrscheinlich aus dem griechischen (Pygmä = Faust, Fäustling, Däumling).

Die Pygmäen leben in einer monogamen Lebensgemeinschaft. Männer haben selten mehrere Frauen. Die jungen Männer suchen ihre Frau in entfernten Sippen innerhalb des Schweifgebietes. Dort leben sie dann innerhalb des Dorfes. Frauen aus dem eigenen Dorf dürfen die Männer nicht heiraten, um Inzucht auszuschließen. Die Auserwählte errichtet ihrem Verehrer einen Windschirm, unter dem er vorerst leben wird. Wenn es zur Hochzeit kommt, baut die Frau eine gemeinsame Hütte. Die Frau ist später auch für die Ernährung des Mannes und der Kinder zuständig.



Während der ersten Monate ist die Mutter-Kind-Bindung sehr eng. Die Kinder werden oft vier bis fünf Jahre gesäugt. Danach kümmern sich mehrere Frauen um die Kinder. Sie sind die Bezugspersonen für die Kinder. Die Vater-Kind-Kontakte beschränken sich auf Situationen innerhalb des Wohnlagers. Großmütter, Freundinnen der Mutter und Tanten haben engeren Kontakt zu den Kindern, als die Väter. Erst wenn die Kinder älter werden, haben sie mehr Kontakt zum Vater.

Beim sozialen Verhalten der Pygmäen untereinander spielt das gegenseitige Lausen eine große Rolle. Oft gibt es Streitereien, wer wen lausen darf. Frauen lausen Frauen, Frauen lausen Männer und Männer lausen Frauen. Überall, egal wo sie sich befinden, oft mitten im Wald wird gelaust. Männer untereinander lausen sich seltener. Oft bilden sich richtige Lausgruppen, in denen mehrere Leute hintereinander sitzen und jeder seinen Vordermann oder -frau laust.

Weitere soziale Bindeglieder sind das gemeinsame Rauchen der Pfeife und vor allem auch das Teilen der Nahrung. Nahrung ist bei den Pygmäen nicht nur Grundelement des Lebens, sondern auch Grundelement zur Regulierung sozialen Verhaltens.

Das traditionelle Leben der Pygmäen gerät jedoch immer mehr in Vergessenheit. Früher waren die Pygmäen als mobile Jäger und Sammler ein voll integrierter Bestandteil des tropischen Regenwaldes. Die Nahrungsentnahme entsprach den täglichen Bedürfnissen. Es wurde der Natur nie mehr entnommen, als benötigt wurde. Die Pygmäen waren ein gesundes, vitales und von Natur aus sauberes Volk.

Das ständig feuchtwarme Klima erlaubte ihnen eine naturnahe Lebensweise, sie waren bis vor wenigen Jahren ein echtes Naturvolk. Ihre Kleidung war auf ein Minimum beschränkt und bedeckte nur die Intimbereiche.

Der profitsüchtige Eingriff der Industrienationen zerstörte dieses Gleichgewicht. Ein Beispiel ist das haltlose Roden riesiger Urwaldflächen. Wälder werden systematisch abgerodet. Um Transportwege für den Abtransport einzelner Bäume zu schaffen, werden riesige Schneisen in den Wald geschlagen und so der ursprüngliche Lebensraum der Pygmäen zerstört.

Diese siedeln sich in den nachwachsenden Sekundärwäldern an und werden seßhaft. Unrat sammelt sich haufenweise an, Ungeziefer gedeiht prächtig. Krankheiten, die die Pygmäen bisher nicht kannten, brechen aus. Früher sind die Pygmäen ständig umhergezogen, so konnten sich keine Unratansammlungen bilden. Ungeziefer setzt sich auch in den Kleidungsstücken fest, die die Pygmäen jetzt tragen. Durch Missionierung und Zivilisation wird ihre uralte Kultur zerstört. So verkommen die Pygmäen langsam zu einem Haufen Habenichtse. Nur wenige schaffen ein sogenanntes „rechtschaffenes“ Leben wie die Bantus. Der wachsende Tourismus tut ein übriges zur Zerstörung der Pygmäenkultur. Wir können uns da selbst nicht ausschließen, auch wir sind Touristen bei den Pygmäen.

Nachdem wir einen kleinen Einblick in das Leben der Pygmäen bekommen haben, begleiten uns unsere kleinen Freunde wieder zurück zu unserem Zeltplatz. Wenn dieser Besuch bei den Pygmäen am Ende doch auch nur Touristenshow war, so war er doch wesentlich aufschlussreicher als der Besuch gestern in dem Dorf nahe der Hauptstraße.

Am Mittag bieten uns die Pygmäen noch einige Waren zum Kauf an. Ich erstehe zwei Musikinstrumente.



Später unternehmen wir noch eine Wanderung zur Venustreppe, ein wunderschöner Wasserfall, der aussieht, als würde das Wasser über die Stufen einer breiten Treppe herunterfließen. Unten hat sich ein kleiner klarer See gebildet, in dem einige Pygmäen baden. Ein paradiesischer Anblick wie aus dem Bilderbuch, in mitten von hohen Urwaldbäumen und unzähliger Blüten.



Später besuchen wir noch das Mount Hoyo Hotel und genehmigen uns einen kühlen Trink. Von der Parkanlage des Hotels hat man einen prächtigen Blick über das Kongobecken mit seinen ehemals endlosen Urwäldern. Heute sind es nur noch Reste des früheren Dschungels. Die Holzindustrie hat überall große Wunden in die grüne Lunge Afrikas geschlagen. Ein weiteres Abholzen der tropischen Regenwälder wird unabsehbare Folgen haben, nicht nur für das Klima Afrikas, dessen Wüsten sich immer weiter ausdehnen, sondern für das Klima der ganzen Erde. Moderne Satelitenaufnahmen beweisen die globalen Zusammenhänge des Klimas. Da entwickeln sich zum Beispiel das ganze Jahr über riesige Gewitter über den feuchtwarmen, immergrünen Regenwäldern Afrikas und ziehen hinaus auf den Atlantik. Die meisten lösen sich dort auf. Ihnen geht über dem kalten Wasser die Puste aus. Doch im Spätsommer ist das Wasser warm genug, dass einige der Gewitter die Reise über den Ozean nach Südamerika schaffen. Sie führen feinste Humusteilchen mit sich, die dann in Südamerika mit dem Regen wieder über die Wälder rieseln und den Boden verbessern. Andere der afrikanischen Gewitter nehmen eine nördlichere Bahn und ziehen in die Karibik. Hier finden sie ideale Bedingungen, noch mal so richtig aufzuleben. Das Wasser des Meeres ist schön warm, über 27 Grad. So bekommen die Gewitter wieder richtig Dampf und können sich zu einem verheerenden Hurikan entwickeln, der dann die eine oder andere karibische Paradiesinsel verwüstet und später die südlichen Staaten der USA heimsucht. Hier zieht er entweder über Land und trocknet aus, oder er zieht mit der Golfstromtrift erneut auf den Atlantik hinaus, Kurs Nordeuropa. Natürlich wird das Wasser bei Island und vor Norwegen immer kälter und so schwächt sich unser reisender Afrikaner immer mehr ab. Doch wenn er richtig Fahrt hat, kann er als Islandtief auch in Mitteleuropa noch für einen anständigen Herbststurm sorgen. Auf seiner weiteren Reise Richtung Osten geht im dann doch irgendwo über den kühlen Weiten Russlands die Puste aus.

Doch was wäre, wenn es keine Regenwälder mehr gäbe, über denen so kräftige Gewitter entstehen, die eine so weite Reise überstehen? Unser ohnehin schon arg gebeuteltes Klima bekäme mit Sicherheit einen weiteren Knacks mit unabsehbaren Auswirkungen.

Mit den Regenwäldern verschwindet langsam auch der Lebensraum der Pygmäen, an den sie so perfekt angepasst sind. Sie müssen sich an neue, ihnen völlig unbekannte Lebensweise anpassen. Auch sie gehen einer ungewissen Zukunft entgegen.

Unser Aufenthalt bei den Pygmäen war leider viel zu kurz, um mehr über das Leben dieser Zwergmenschen zu erfahren. Doch einen kleinen Einblick in die derzeitige Situation dieses Naturvolkes konnten wir doch gewinnen. Genauere Informationen zum Leben der Pygmäen habe ich aus entsprechenden Büchern bekommen, vor allem aus dem Buch „Die Pygmäen“ von dem Verhaltensforscher Armin Heymer, der die Pygmäen eingehend studierte. Aus seinem Werk habe ich einen Großteil der vorstehenden Ausführungen über die Pygmäen entnommen.

Für uns heißt es morgen früh die Rückreise anzutreten. Über Uganda geht es zurück nach Ruanda, wo wir in einer knappen Woche ankommen wollen.

Während der Nacht regnet es wieder in Strömen, wir können uns morgen wieder auf eine Schlammschlacht gefasst machen.

Zum Ruwenzori

Unsere Zelte sind am Morgen schnell abgebaut und verstaut. Der tägliche Auf- und Abbau des Lagers ist inzwischen, nach fünf Wochen Reisezeit, längst Routine. Nach dem neuerlichen Regen der Nacht ist die Wiese und der Fahrweg durch und durch aufgeweicht. Der Weg zur Hauptstraße ist eine einzige seifige Schlammplaste. Er führt zunächst ein Stück steil bergauf. Beim Versuch, die Steigung zu erklimmen, drehen die Räder durch und unser Truck stellt sich mehr und mehr quer. Bereits auf der halben Strecke der Steigung geht nichts mehr, Ulf lässt den Wagen zurückrollen, unternimmt einen neuen Versuch. Der Motor brüllt auf, die Räder drehen durch, Ulf nimmt Gas weg bis er den Motor fast abwürgt. Er kommt kaum weiter als beim ersten Versuch. Nichts zu machen, da kommen wir nicht hoch. Jetzt rächt sich das Fehlen der Differenzialsperre. Irgendwie müssen wir es aber schaffen, denn dass das Wetter besser wird und die Straße wieder trocken wird, darauf brauchen wir gar nicht zu hoffen.



Die Regenzeit fängt ja gerade erst an, früher als erwartet. Und es wird nun von Tag zu Tag schlimmer. Bald werden die Straßen ganz unpassierbar sein, also irgendwie müssen wir hier raus und die trockeneren Regionen Ugandas erreichen, wo die Regenzeit etwas später beginnt und die meisten Überlandstraßen ohnehin befestigt sind.

Zunächst setzt Ulf den Wagen ganz zurück, bis weit vor den Anfang der Steigung. Dann beratschlagen wir, was zu tun ist. Mit jedem fehlgeschlagenen Versuch würden wir den Weg mehr aufwühlen, so dass es immer unwahrscheinlicher würde, die Steigung zu erklimmen. Also einfach mit Gewalt drauflos zu fahren ist sinnlos. Vielleicht geht es damit, dass wir an den schmierigsten Stellen der Steigung Äste und Zweige über die Fahrbahn legen. Es liegt ja genügend totes Holz im Wald herum. Das erscheint sinnvoll, so unternehmen wir einen Versuch. Alle schleppen Reisig und Äste herbei was sie können und nach einiger Zeit, es ist wohl etwa eine halbe Stunde, haben wir fast die ganze Steigung mit Zweigen bedeckt. Wir sitzen wieder auf und Ulf nimmt viel Anlauf. Beim Erreichen der Steigung schaltet er einen Gang hoch und dann fliegen die zermalnten Äste durch die Gegend. Immer wieder ruckt es ein Stückchen weiter, dazwischen drehen jedes Mal die Räder kurzzeitig durch. Aber wir kommen vorwärts und schließlich schaffen wir auch das steilste Stück. Noch ein kurzes Stückchen Schlingern, dann haben wir es geschafft. Wir sind oben. Dank sei Erich, der die Idee mit den Ästen hatte. Aber wenn wir jetzt bei jeder Steigung Äste auf die Fahrbahn werfen müssen, um hoch zu kommen, dann dauert das ja Wochen, bis wir Uganda erreichen.

Unsere Befürchtungen bestätigen sich zunächst nicht, bald erreichen wir die Hauptstraße und nehmen Kurs Süd, Richtung Ruwenzori an der Grenze nach Uganda. Morgen wollen wir die Ausläufer dieses bis zu 5100 Meter hohen Gebirges erreichen. Bis Beni fahren wir die gleiche Strecke, die wir gekommen sind. Auch die Hauptstraße ist nass und aufgeweicht und voller Schlammlöcher, aber wir kommen voran und sind guter Dinge.

Weit kommen wir nicht, da tauchen vor uns schon wieder stehende Lkw auf. Menschen laufen aufgeregt zwischen den Lastern hin und her. Beim Näherkommen erkennen wir das Schlamassel: ein Lkw mit Anhänger hat sich in einem Schlammloch festgefahren und droht umzukippen. Die Straße ist weitgehend blockiert, nur kleinere Fahrzeuge können den festgefahrenen Laster passieren. Ulf unternimmt einen Versuch und schafft es auch, durch Schlamm und Lehm an dem verunglückten Laster vorbeizukommen. Er will versuchen, nacheinander den festgefahrenen Lkw und dann seinen Anhänger aus dem Schlammloch zu ziehen. Wir machen uns zusammen mit einigen Afrikanern an die Arbeit und ziehen das lange Drahtseil aus unserer Seilwinde. Ulf fährt unseren Truck so weit vor bis er einigermaßen festen Boden unter die Räder bekommt. Dann hängen wir das Ende des Seils an dem eingesunkenen Laster an und ohne größere Mühe kann Ulf den Laster aus dem Dreck ziehen. Anschließend ziehen wir den Anhänger auf die gleiche Weise aus dem Schlamm. Wir können unsere Fahrt fortsetzen, ebenso der verunglückte Laster und die anderen Lkw, die hinter ihm warteten. Auf unserer weiteren Fahrt passieren wir noch etliche Schlammlöcher; der Hängerzug, den wir gerade befreit haben, wird noch einige Probleme bekommen. Es ist eigentlich ein Wahnsinn, mit solch einem Fahrzeug auf dieser Straße fahren zu wollen, noch dazu während der Regenzeit. Jedes Schlammloch wird zum unüberwindbaren Hindernis.

Unser Truck wühlt sich langsam vorwärts, Kilometer um Kilometer. Stunde um Stunde vergeht und wir müssen uns schon wieder nach einem Nachtlager umsehen. Bald werden wir fündig und schlagen unsere Zelte irgend wo mitten im Wald auf. Der Tag blieb heute regenfrei, es war sonnig und schwülwarm.

Schon früh sind wir wieder unterwegs. Es kann nicht mehr weit bis Beni sein, wo die Straße Richtung Uganda abzweigt. Kurz vor Beni hat ein Lkw-Fahrer seinen nagelneuen Tanklastzug auf die Seite gelegt. Dem können wir auch nicht helfen. Diesen riesigen Sattelzug können wir nicht aufrichten. Außerdem müßten wir auch mit Explosionsgefahr rechnen. Wir fragen den Fahrer, ob wir in Beni einen Kran anfordern sollen. Er sagt, es sei schon jemand unterwegs, um Hilfe zu holen. So lange werde er hier warten. Bei diesen Straßenverhältnissen kann das Tage oder Wochen dauern. Wir setzen unsere Fahrt fort und erreichen bald Beni.

Nach einer Mittagspause geht es weiter Richtung Osten. Das Wetter ist heute dunstig und warm. Nach Regen sieht es nicht aus. Die Landschaft wird auch langsam trockener, der Wald wird mehr savannenartig. Bald erscheinen in der Ferne die wolkenverhangenen Gipfel des Ruwenzori. Wir biegen von der Hauptstraße ab und erreichen nach kurzer Fahrt die Ortschaft Mutwanga, wo wir auf einem Campingplatz am Rande des Ruwenzori-Nationalparks unsere Zelte aufschlagen. Von hier aus haben wir einen prächtigen Blick zu den Ruwenzorigipfeln. Der höchste ist der vergletscherte Mt. Stanley mit 5109 Metern. Er ist gleichzeitig der vierthöchste Gipfel Afrikas. Nur kurzzeitig können wir ihn zwischen den Wolken erkennen, die ihn umgeben. Der Ruwenzori ist fast ständig wolkenverhangen, der Name bedeutet „Regenmacher“. Der Mount Stanley wurde 1906 zum ersten Mal bestiegen.

Der Ruwenzori ist unter Botanikern sehr bekannt wegen seinen Wäldern von Riesenpflanzen, wie Riesenlobelien, Riesenseneziden und Riesenkreuzkraut, die es teilweise auch auf anderen afrikanischen Bergen gibt. Wir konnten sie ja in kleiner Anzahl schon auf dem Nyiragongo bewundern. Doch nirgendwo sonst wachsen diese außergewöhnlichen Gewächse in so großen Mengen, wie hier auf den Höhen des Ruwenzori. Warum diese Pflanzen hier so gut gedeihen und solch riesenhafte Ausmaße erreichen, ist noch nicht entgültig erforscht. Es ist jedoch wahrscheinlich, dass sie hier in der Nähe des Äquators einfach ideale Witterungsbedingungen vorfinden.



Wir sitzen auf dem Campingplatz vor unseren Zelten und schauen zu, wie die Wolken von Zeit zu Zeit immer wieder den Blick zu den Gipfeln freigeben. Ich würde zu gerne dort hoch wandern, in diese geheimnisvollen Wälder der

Riesenpflanzen, hoch oben im verschleierten Reich des Nebels. Und auch den meisten anderen geht es wohl so. Wir sitzen nur stumm da und schauen zu den Bergen. Es herrscht schon so etwas wie Abschiedsstimmung. In den nächsten Tagen steht uns noch die Fahrt durch Uganda bevor, dann werden wir wieder Ruanda und Kigali erreichen. Große Attraktionen stehen uns nicht mehr bevor, vielleicht noch ein paar Tierbeobachtungen im Ruwenzori National Park in Uganda. So genießen wir noch die letzten Nächte hier in Afrika, das Lagerleben, das Campfeuer. An unsere luftigen „Polyester-Bungalows“ haben wir uns schon so gewöhnt, dass wir uns kaum vorstellen können, in ein paar Tagen wieder zu Hause hinter steinernen Mauern, die uns gegen die Kälte des deutschen Winters schützen, in unseren weichen Betten zu schlafen. Die frische Luft mit ihren vielen unbeschreiblichen tropischen Düften wird mir fehlen. Doch zwei Übernachtungen im Zeltlager stehen uns ja noch bevor, außer der heutigen.



Nach Uganda

Nach einer ruhigen Nacht und dem Frühstück, wie gewohnt mit Ricardos hauchdünnen Brotscheiben, dafür aber mit viel Marmelade und Müsli, brechen wir Richtung Uganda auf. Bald erreichen wir die Hauptstraße. Savannenartige Landschaft wechselt sich mit dichten Wäldern ab. Die Straße ist größtenteils in dem gewohnt schlechten Zustand, aber wenigstens trocken. Gegen Mittag erreichen wir Kasindi. Kurz hinter der Ortschaft befindet sich die Grenze.

Uns ist beim annähern an die Grenzstation etwas mulmig. Was werden sie zu Matthias' Ausweispapieren sagen. Werden sie auch solche Schwierigkeiten machen, wie der zairische Grenzer in Goma? werden sie uns durchlassen? Normalerweise bekommt man das erforderliche Visum an der Grenze ausgestellt. Für die meisten von uns dürfte es keine Probleme geben, aber was ist mit Matthias? Da heißt es nochmals die Luft anhalten und bangen.

Ulf und Ricardo gehen, wie bisher üblich, auch heute wieder mit dem ganzen Stapel Pässen zur Station, die anderen bleiben im Wagen. Die beiden kommen jedoch gleich wieder zurück. Bange Blicke bei uns. „Die machen Mittagspause, wir müssen warten!“ Erleichterung, wenigstens nicht abgelehnt. Also machen auch wir

Mittagspause. Später versuchen es Ulf und Ricardo nochmal und dieses Mal bleiben sie länger weg. Bange Minuten, was wird nun passieren. Nach einer Weile kommen sie mit einem Beamten wieder heraus. Der inspiziert unser Gepäck, gibt uns unsere Pässe und heißt uns willkommen in Uganda. Das geht zwar alles mit der typischen afrikanischen Ruhe und Langsamkeit, aber es geht doch wesentlich flotter als erwartet und ohne irgendwelche Schwierigkeiten. Auch Matthias bekommt ohne Beanstandungen sein Einreisevisum. Wir sehen zu, dass wir weiter kommen, bevor er es sich noch anderst überlegt.

Auf weiterhin miserablen Straßen mit tiefen Furchen und Löchern und baufälligen Brücken erreichen wir am späten Nachmittag den Ruwenzori Nationalpark.

Die Nacht im Ruwenzori Nationalpark



Der Nationalpark liegt am nordöstlichen Ende des Idi Amin Dada Lake. Der Urwald ist inzwischen offener Savanne gewichen. Wir fahren durch diese Wildnis mit hohem gelbem Gras und Schirmakazien, eine Landschaft, wie wir sie bereits aus dem westlichen Teil der Serengeti kennen. Aber mit dem Tierreichtum der Serengeti kann dieser Park nicht konkurrieren. Früher war dieses Gebiet einmal ein Tierparadies, wie die Nationalparks in Tansania und Kenia, aber während des Bürgerkrieges in Uganda haben die Soldaten die Wildtiere wahllos und in großen Mengen abgeknallt. Nur ein kümmerlicher Rest ist noch übrig geblieben. Außer drei Giraffen und einigen Wasserböcken können wir nicht viel entdecken. Am Fluss sehen wir noch einige Hippos, sowie Pelikane, Kormorane, Silberreier, Wildgänse und zwei Fischadler.

Wir errichten unser letztes Wildnislager auf einer ebenen Wiese mit Blick über den Katonga-Fluss, der den Idi Amin Dada See mit dem Viktoriasee verbindet. Es ist jede Menge Platz, so können wir unsere Zelte weit verteilen. Jeder findet ein ruhiges Plätzchen, wo man die letzte Nacht in der freien Wildnis ungestört genießen kann. Glutrot geht die Sonne über dem träge dahinfließenden Fluss unter.

Nach dem das Lager errichtet ist, unternehmen wir noch einen Spaziergang. Einige gehen mit der Gruppe, andere bevorzugen es, alleine zu gehen. Das erscheint ungefährlich, denn Raubtiere dürfte es hier wohl kaum noch geben. Es gibt ja so gut

wie gar keine Beutetiere, wovon sollten denn Löwen hier leben. Wir frotzeln nur und versuchen uns gegenseitig durch Löwenknurren zu erschrecken. Immerhin, sollte es hier doch noch den ein oder anderen Löwen geben, dann ist er mit Sicherheit sehr hungrig und so ein zartes langsames Menschlein käme ihm gerade recht.

Wir können unseren Spaziergang jedoch ungestört beenden, es lauert kein Löwe hinter einem Busch. Wir bringen jede Menge dürres Holz mit zurück, das gibt ein schönes Feuerchen.

Lange sitzen wir noch zusammen, erzählen, lassen die letzten sechs Wochen nochmals Revue passieren, erinnern uns an die aller erste Nacht, die Masaikinder, die uns besuchten, das Masaidorf, in dem wir zu Gast waren, die Gluthitze am Natronsee, Heiligabend am Ol Doinjo L'Engai, der Berg Gottes der Masai, Ngorongoro und Serengeti mit den riesigen Tierherden, die wie Bugwellen vor unserem Truck auseinandertriffteten, der Viktoriasee in seiner unendlichen Weite. Dann die Nacht nach Mwanza und der Tag danach. „Weist Du noch, wie Du in den Busch gerannt bist?“ allgemeines Gelächter. „Ja und dann die Nacht im Kagera Nationalpark, als unser Camp plötzlich Teil des Sees war“ Wir denken an die Ankunft am Kivusee und an das langersehnte Bad in den kühlen Fluten. Und dann die Gorillas, wohl der Höhepunkt der Reise überhaupt. Für immer wird uns dieses hautnahe Zusammentreffen mit diesen massigen und klugen Tieren in die Erinnerung eingepägt bleiben

Bei mir haben allerdings die unglaublich vielen Kinder in Ruanda und Zaire mindestens genau so viel Eindruck hinterlassen, wie die fantastischen Tierbeobachtungen. Es erfüllt mich mit Sorge, wenn ich daran denke, wie dieses Land diese vielen Menschen, die hier heranwachsen, ernähren soll.

Ganz frisch sind natürlich die Erinnerungen an die Pygmäen, an die Reste des tropischen Regenwaldes, an die Schlammflöcher in der Straße. Unvergesslich bleiben die Regennächte mitten im tropischen Wald, die vielen Stimmen, die in seinen Tiefen widerhallten und die grauen Morgennebel, die den Wald und die malerischen Dörfer mit ihren netten Bewohnern in ein diffuses Licht hüllten.

Langsam verglimmt die letzte Glut des Feuers. Es ist längst dunkel, die Nacht bricht hier am Äquator ja schon kurz nach sechs Uhr herein. Wir ziehen uns zurück in unsere Zelte. Zum letzten Mal lausche ich den Stimmen des afrikanischen Busches, dem Zirpen der Grillen, dem Planschen einiger Flusspferde unten im See. Langsam schlafe ich ein.

Plötzlich schrecke ich hoch, was war das für ein Knurren. Doch nun ist es wieder still. Ich lausche in die Nacht. Da ist es wieder, es sind Flusspferde, die sich wohl streiten und dabei lautstark grunzen und knurren. Erleichterung, keine hungrigen Löwen. Es dauert jedoch eine Weile, bis mir wieder die Augen zufallen und das Planschen der Hippos langsam in weite Ferne entschwebt.

„Uuaahrr, Uuaahr, Uah, uh, uh, uh!“ dieses Geräusch kenne ich schon, es ist unverkennbar und es kommt von ganz nahe. Löwen! Ich höre sie zanken, um die wenigen Brocken Fleisch, die sie erbeutet haben. Sie müssen hungrig sein, sehr hungrig. Es gibt ja kaum was zum Fressen hier. Sie haben wohl Babys dabei, ich höre sie deutlich wimmern. Hungrige Löwen mit Babys, gibt es etwas Furchterregenderes? Zwischen mir und den Löwen ist nur eine dünne Schicht Polyester. Alle meine Sinne sind auf Alarm. Es ist ja weis Gott nicht meine erste Nacht im Busch, Löwen habe ich schon zu genüge gehört, in der Nacht. Aber nie waren sie so ausgehungert, wie diese hier sein müssen. Dem Lärm nach zu urteilen, muss es ein größeres Rudel sein.

Vorsichtig schaue ich durch das Moskitonetz nach draußen, versuche mit den Augen die Dunkelheit zu durchdringen. Fahles Mondlicht überzieht die Umgebung mit seinem matten Glanz. Ich erkenne etwa 50 Meter entfernt eine geduckte Gestalt. Eine Löwin!? Oder nur ein Busch. Ich kann es nicht erkennen. Da, sie bewegt den Kopf auf und ab! Vielleicht ist es auch nur ein Ast der sich im Wind bewegt. Nein, es ist

doch eine Löwin, sie steht geduckt da und überlegt, ob sie angreifen soll. Eigentlich haben Löwen Angst vor Menschen, gehen ihnen aus dem Weg. Aber diese hier sind hungrig, sie sind unberechenbar. Ich liege da wie steifgefroren, unfähig mich zu bewegen, unfähig nach den Kameraden zu rufen, unfähig die Taschenlampe, die unmittelbar neben mir liegt, anzuknipsen und das vermeintliche Untier anzuleuchten um Klarheit zu bekommen. Ich liege nur wie versteinert da und starre auf das geduckte etwas, das mich ebenso anzustarren scheint. Aber so lange würde ein Löwe nicht an einer Stelle bleiben, er würde sich langsam nach vorne schieben, wenn er angreifen will, oder er würde abhauen, wenn er Menschen wittert. Also doch nur ein Busch, dessen Ast im Wind wippt. Je länger ich dieses Ding anstarre, desto sicherer werde ich. Es kann kein Löwe sein. Langsam beruhige ich mich, Geräusche höre ich auch keine mehr. Viel später höre ich die Löwen wieder, weit weg. Die Gestalt da hinten wippt immer noch im Mondlicht. Ich schlafe wieder ein, im Morgengrauen höre ich wieder Flußpferde, dann scheppern auch die ersten Mitreisenden schon wieder mit dem Frühstücksgeschirr, eigentlich könnte ich jetzt noch eine Weile schlafen.

Keine Chance, der Kaffee dampft schon, es riecht nach Aufbruch, also raus aus dem Schlafsack. Ein Blick bestätigt, die Löwin war ein Busch, der Zweig wippt immer noch sanft im Wind, angestrahlt von der aufgehenden Sonne.

Schlaftrunken wanke ich zum Frühstückstisch, wo noch einige andere geräderte Gestalten sitzen und ihren Kaffee schlürfen. „Wer hat die Löwen heute Nacht gehört?“ Die meisten. Ulf nicht, Erich sowieso nicht, den könnten die Löwen im Schlaf auffressen, würde er es nicht merken. Ulf und ich suchen nach Spuren der Löwen, aber wir können nichts finden.

Dann räumen wir die Sachen ein, rüsten zum Aufbruch für die letzten zwei Tagesetappen. Eine Nacht steht uns noch bevor, irgendwo in den Bananenplantagen Ruandas.

Rückfahrt nach Kigali

Etwas wehmütig verstauen wir die Ausrüstung im Truck. Es fällt schwer, noch etwas Spannung zu erzeugen, vor den letzten beiden Etappen. Die letzten beiden Tage werden nur noch Kilometerfresserei sein, Uganda werden wir nur im Vorbeifahren sehen. Etwas Unannehmlichkeiten könnte uns noch der Grenzübertritt nach Ruanda bescheren, ansonsten stehen uns wohl kaum Probleme bevor.

Nachdem alles verstaut ist steigen wir wieder das inzwischen so vertraute Leiterchen hinauf und Ulf steuert den Wagen in Richtung der Hauptstraße. Noch einmal versuchen wir einige letzte Blicke auf das ein oder andere Tier zu erhaschen, aber die Savanne ist wie leergefegt. Auch von den Löwen, die uns den Nachtschlaf raubten, ist keine Spur zu sehen.

Bald erreichen wir die sauber geteerte Hauptstraße, die Richtung Süden führt. Endlich kann es Ulf so richtig rollen lassen. Bis Kigali haben wir fast durchgehend Teerstraße. Ein völlig neues Gefühl, nach der wochenlangen Schlagloch- und Schlammtour in Zaire. Seit wir vor fast drei Wochen Goma verlassen haben, ist dies die erste befestigte Straße. Wir kommen zügig voran.

Eine schöne, fruchtbare Landschaft zieht an uns vorbei. Saftige grüne Wiesen, fruchtbare Felder und Bananenheine schwingen sich über sanfte Hügel, ähnlich wie wir es aus Ruanda schon kennen. Herrliche Blüten in den verschiedensten Farben säumen zeitweise den Straßenrand.

Kilometer für Kilometer geht es südwärts und am frühen Nachmittag erreichen wir die Grenzstadt Kabale. Ein Stück weiter befindet sich die Grenze. Vor uns warten noch einige Lkw auf die Abfertigung. Es geht schleppend voran, wir werden nochmals auf eine Geduldsprobe gestellt. Es vergeht einige Zeit, bis wir an der

Abfertigung an der Reihe sind. Die Zollbeamten nehmen es ganz genau. Nach etwa zwei Stunden lassen sie uns durch und wir können die Fahrt fortsetzen.

Die Straße steigt noch mal ins Gebirge, es sieht fast aus wie zu Hause im Schwarzwald, nur dass dort jetzt wohl Schnee liegt. Später geht es wieder etwas hinunter und Bananenheine bestimmen wieder das Landschaftsbild.

Es wird langsam dunkel und wir müssen uns zum letzten Mal nach einem Lagerplatz umsehen. Das ist garnicht so einfach, denn das Land ist dicht besiedelt und es gibt kaum freie Plätze, wo wir unsere Zelte aufschlagen können. Nachdem wir mehrfach vergeblich die Hauptstraße verlassen haben, um an schmalen Seitenwegen nach einem Platz zu suchen, fragen wir in einem kleinen Dorf, ob wir irgendwo für eine Nacht bleiben können. Das ist kein Problem, sagt ein alter Mann, der wohl so etwas wie der Ortsälteste ist. Er zeigt uns eine Wiese bei der Schule, die sonst von den Kindern zum Spielen benutzt wird. Hier können wir bleiben. Wir können unbesorgt sein, meint der Alte, wir stehen unter seinem Schutz.

Die Wiese sieht schön aus, hat aber einige Unebenheiten, die es schwer machen, einen ebenen Platz für das Zelt zu finden. Wir sind jedoch froh, hier eine sichere Bleibe für die Nacht gefunden zu haben. Beim Zeltaufbau und beim Abendessen haben wir wieder Besuch von neugierigen Kindern, die uns in Scharen umlagern. Sie sind jedoch nicht aufdringlich.

Heute sind wir alle bald im Zelt, die Nacht verläuft ruhig, keine Störungen, wir können in Ruhe schlafen.

Zum aller letzten Mal wird das Camp abgebaut. In den frühen Morgenstunden hat es etwas geregnet, gerade genug, dass wir unsere Zelte nass einpacken müssen. Was soll's, zu Hause können wir sie wieder trocknen.

Dann starten wir zu den letzten Kilometern nach Kigali. Nochmals zieht die fruchtbare Landschaft mit unzähligen Hügeln vor den Fenstern vorbei, bunt gekleidete Menschen, winkende barfüßige Kinder, hübsche Strohhütten, Bananenstauden, Wiesen, Felder und rauchende Feuerstellen. Nochmals können wir die vielfältigen Düfte nach Rauch, nach Früchten, nach Vieh, nach Natur in uns aufnehmen, bevor uns der Duft der Großstadt wieder hat. Am Nachmittag erreichen wir Kigali, beziehen wieder Quartier in dem gleichen Hotel, in dem wir schon vor drei Wochen, bei „Halbzeit“ unserer Tour wohnten. Den Rest des Tages verbringen wir mit Aufräumen und sortieren der Ausrüstung und mit Faullenzen am Swimmingpool.

Heute Abend geht unser Flugzeug nach Europa. Bis dahin haben wir Freizeit. Ich gehe noch etwas durch die Stadt, besuche den Markt, kaufe noch einige leckeren Früchte und warte dann am Hotelpool, bis es losgeht. Auch die anderen sitzen gelangweilt an der Bar am Swimmingpool. Die Zeit möchte nun nicht vorrüber gehen, endlos ziehen sich die Stunden. Große Unternehmungslust hat keiner mehr. Voll von den Eindrücken der letzten sechs Wochen warten wir auf den Bus, der uns zum Flughafen bringt.

Am frühen Abend ist es soweit, zwei Kleinbusse holen uns ab. In rasanter Fahrt geht es aus der Stadt hinaus zum Flughafen. Der Abschied von Ulf und Ricardo ist knapp, sie werden noch eine Weile hier bleiben, vielleicht schon die nächste Tour organisieren.

Wir heben gegen 20.30 Uhr vom Rollfeld ab, Nachtflug SN 496 nach Brüssel. Von dort aus geht es dann morgen früh nach Frankfurt.

Unter uns verschwinden die Lichter Kigalis in den Wolken, die Nase des Fliegers zeigt schräg nach oben in den dunklen Nachthimmel über Afrika. Nochmals ziehen all die Erlebnisse der letzten Wochen wie ein Film an mir vorbei, in Gedanken erlebe ich die ganze Reise noch einmal, eine schöne Reise mit tollen unvergesslichen Erlebnissen. Sie ist vorbei, Vergangenheit, Erinnerung.